

---

Wissenschaftskolleg  
zu Berlin  
Jahrbuch 1982/83



---

WISSENSCHAFTSKOLLEG

- INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY -  
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1982/83

SIEDLER VERLAG



---

## Inhaltsverzeichnis

PETER WAPNEWSKI

Das zweite Jahr

9

PHILIPPE ARIES

Pour une histoire de la vie privée

17

PHILIPPE ARIES

Après le colloque

27

WLADYSLAW BARTOSZEWSKI

Der Widerstand der polnischen Wissenschaft  
unter der deutschen Besatzung 1939-1945

31

JEAN BOLLACK

Über die Voraussetzung wissenschaftlicher  
Beschäftigung mit Literatur

47

GIULIANO CRIFO

Die Tendenz zur Vereinigung des Getrennten:  
Jurisprudenz und Politik im Denken Vicos

67

DIETRICH DÖRNER

Denken und Handeln in Unbestimmtheit und Komplexität

97

YEHEZKEL DROR

Zur Verbesserung der Entscheidungsprozesse  
von Regierenden

119

- WOLFGANG FIETKAU  
Stand-Ort und Un-Ort  
Wissenschaftserkenntnis in der literarischen Transkription  
Robert Musils und Carl Schmitts  
131
- ECKART FREHLAND  
Kausalität oder Zufall - Ist die Welt berechnbar?  
153
- BRUNO FRITSCH  
Prognosen als Instrument der internationalen  
Entwicklungs- und Ökologiepolitik  
167
- RAYMOND GEUSS  
Liberalismus, Präferenz, Glück  
181
- GYÖRGY KONRAD  
Vom Staatssozialismus zum demokratischen Sozialismus.  
Eine mitteleuropäische Strategie.  
189
- WOLFGANG KRAUS  
Nihilismus - aktuell?  
207
- CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW  
Selbstzerstörung - Deutsche Überlegungen über  
Teufel und Engel  
221
- STANISLAW LEM  
Das Meisterwerk demaskiert  
231
- ODO MARQUARD  
Theodizeemotive in der neuzeitlichen Philosophie  
245

## OREST RANUM

Inventing Private Space  
Samuel and Mrs. Pepys at Home, 1660-1669  
259

## AGNES SAGVARI

Beitrag zur Typologie der Städte  
277

## PIERANGELO SCHIERA

Deutsche Wissenschaft und Realpolitik  
1848-1914  
293

## NICOLAUS SOMBART

Der Kaiser und seine Kritiker  
- Zur Problematik der Beurteilung Wilhelm II -  
309

## JOSEPH SZÖV) RFFY

Luther, der lateinische Hymnus und das Kirchenlied  
Randbemerkungen eines Hymnologen  
335

## JOSEF TAL

Der Weg einer Oper  
355

## ANDRZEJ TOMASZEWSKI

Denkmalpflege zwischen »Ästhetik« und Authentizität  
357

## SHULAMIT VOLKOV

Erfolgreiche Assimilation oder Erfolg und Assimilation:  
Die deutsch jüdische Familie im Kaiserreich  
373

## MACK WALKER

Die Salzburger Exulanten als Sozialgeschichte:  
Ein Berliner Forschungsbericht  
389

## AUTOREN

des Bandes  
405





---

Peter Wapnewski  
Das zweite Jahr

I. Das Allgemeine

1) Ein neues Jahr ist nicht vor allem Fortsetzung, sondern ist ein neuer Anfang: das hat das Wissenschaftskolleg mit Hilfe seines zweiten Jahres gelernt.

Um mit dem Äußerem wenngleich nicht Äußerlichen anzufangen: Gemäß dem Willen des Planungskonzepts steigerte sich die Zahl der Stipendiaten auf 25. Sie wurde noch erhöht durch nicht wenige Gäste, die für einige Wochen kamen, um durch ihr Wissen Arbeitsvorhaben und Seminarunternehmungen zu komplettieren und einzelne Fellows zu unterstützen. Daß solche quantitative Ausweitung auch ihre qualitativen Auswirkungen hat, wurde sehr bald deutlich. Wobei die Meinung in bezug auf die ideale Größe des Unternehmens nach wie vor geteilt ist. Es scheint eine Art »Gesetz des jeweiligen Fellows« zu geben, das ihm zur Beibehaltung der gegenwärtigen Zahl zu raten nahelegt. Wohingegen es eine Reihe von wissenschafts-theoretischen und -praktischen sowie psychologischen wie ökonomischen Gründen gibt, die nach wie vor ein Anwachsen in der ursprünglich geplanten Schrittfolge bis auf schließlich 40 Fellows als sinnvoll erscheinen lassen.

2) Die Einladungspolitik des Wissenschaftlichen Beirats favorisiert zunehmend eine Planung gemäß vorhersehbaren Interessens- und Forschungsschwerpunkten. Zwar hat die Anwesenheit von frei schwebenden Einzelbegabungen ihren Reiz, doch sollte dieser Reiz dosiert werden und eher begleitend fachbedingten Gruppierungen zur Seite stehen. Was den zweiten Jahrgang angeht, so war er noch vor den Toren systematischer Schwerpunktbildung ausgewählt worden. So bestand er aus Vertretern vieler, vielleicht allzu vieler Disziplinen: Mathematik, Biophysik, Psychologie, Soziologie, Politologie, Rechtsgeschichte, Volkswirtschaftslehre, Philosophie, Geschichte, Klassische und Mediävistische Philologie, Literaturwissenschaft und Musik. Teilt man diese Gebiete statistisch auf, so zeigt sich, daß keinem von ihnen auch nur zwei Fellows verbunden sind. Das bunte Bild mag seine Vorzüge haben und eine gewisse Lebhaftigkeit garantieren, - aber die Planung der nächsten Jahre wird dank dem größeren zeitlichen Vorlauf in der Lage sein, die organische Formation von Forschungsfeldern und ihre gewünschte Überschneidung oder Berührung strikter zu betreiben.

3) Entsprechend heterogen auch die nationale Herkunft der Fellows, nächst den Bundesdeutschen sind folgende Länder vertreten: Frankreich, Italien, Belgien, Schweiz, Norwegen, USA, Ungarn, Polen, Österreich und Israel. (Daß nach wie vor der ferne Osten oder Südamerika fehlen, ist nicht etwa Planung sondern widerspricht ihr.)

4) Was schließlich die finanzielle Basis des Wissenschaftskolleg angeht, so ist sie nach wie vor nicht gesichert im Sinne einer zukunftsgarantierenden Stabilität. Das aber hat seine Gründe nicht in mangelnder Fürsorge der gründenden Instanz, also des Staates. Sondern ist zu erklären aus dem beklagenswerten Zustand der öffentlichen Haushalte. Im übrigen bewährt sich der Staat in seiner Paten- und Partnerhaltung durch eine Reduzierung seiner administrativen Kompetenzen auf ein Mindestmaß bei sorgfältiger Respektierung der Autonomie des Hauses. Das war nicht immer so hierzulande.

## II. Das Besondere

1) Ungebändiger als der Staat meldet die »Öffentlichkeit« ihre Erwartungen und Forderungen an und wünscht teilzuhaben an der Arbeit des Kollegs und seiner Gäste. Die nachhaltigste Form einer solchen Präsentation ist die der Colloquien. Wie schon im ersten Jahr gilt die Bitte an jeden Fellow, ein Mal in den zehn Monaten seines Berliner Aufenthaltes aus seinem Arbeitsbereich zu berichten, - in welcher Form auch immer: als Vortrag, als Seminar, als Laborstunde. Und sei es vor einer unbegrenzten (nur durch die Raumgegebenheiten eingeschränkten) Öffentlichkeit; oder vor wenigen zusätzlichen geladenen Fachgenossen; oder auch nur vor der vertrauten Kollegenschaft der Fellows. Es erweist sich, daß diese abendlichen Zusammenkünfte um das Zentrum eines Themas mit anschließender Debatte und abschließendem Glas Wein für das intellektuelle Berlin ein wichtiger Ort geworden sind, an dem wissenschaftlicher Diskurs und gesellige Kommunikation sich treffen und verbinden. Das Wissenschaftskolleg sieht über seine primären Aufgaben hinaus hier für sich die Chance und Verpflichtung einer subsidiären, die großen Hochschulen der Stadt ergänzenden und unterstützenden Funktion und möchte den Akademischen, den Faculty-Club ersetzen, so lange er den Universitäten fehlt. Weshalb ihm auch nach wie vor externe Gäste zu den Mahlzeiten hochwillkommen sind.

2) Freilich ist unverkennbar, daß bereits diese an sich milde Form der Verpflichtung von manchem der Fellows als belastend empfunden wird. Was man versteht, wenn man den Veranstaltungskalender des Hauses mustert:

hier herrscht auf irrationale Weise das »Gesetz der sich mehrenden Termine«, ein Unternehmen erzeugt aus sich heraus weitere und zieht andere nach sich, und in der Praxis wird nahezu jede Arbeitswoche akzentuiert durch mindestens einen gemeinsamen Abend. Dessen belastender Schatten für den, der ihn empfunden, leicht aufgehellt werden kann, da Präsenz so wenig verlangt wie notiert wird. Diese Regel gilt lediglich als Aufenthaltsverpflichtung in der Stadt Berlin, und auch sie wird extrem locker gehandhabt insofern, als niemand gehindert ist, aus wissenschaftlichen oder persönlichen Gründen die Stadt für einige Tage zu verlassen. Eine selbstverständliche Lizenz, von der nicht minder selbstverständlich Gebrauch gemacht wird.

3) Neben diesen öffentlichen Veranstaltungen gewinnen die das innere Leben des Instituts strukturierenden *internen Seminare* zunehmend an Gewicht. Sie erstrecken sich meist über zwei bis vier Tage, zu ihnen werden kompetente Fachgenossen aus dem In- und Ausland als Gäste des Kollegs geladen und sie lassen zuweilen auch, je nach Art des Themas und Temperament des Veranstalters, eine limitierte Zahl örtlicher Teilnehmer hinzu. In diesem Jahr haben sich um solche Unternehmungen und durch sie verdient gemacht, jeweils einem Thema ihrer Disziplin verpflichtet, die Herren Dror, Galtung, Geuss, Frehland, Fritsch, John Meyer, Szövérfy, Sombart und Tal. Von intensiver Ausstrahlung zeugte das fast einwöchige Seminar, das Philippe Ariès vorbereitet und durchgeführt hat unter dem Titel »L'Espace privé«: Eine von romanischer Clarté, angelsächsischer Pragmatik und deutschem Problembewußtsein stimulierte Veranstaltung, die in vielen Zungen französisch sprach und die uns neben anderen willkommenen Gästen auch Norbert Elias und Reinhart Koselleck ins Haus brachte.

4) Die erwünschte praktische Komplettierung aus den Bereichen der Politik und Kultur brachten *Vorträge* u. a. des Regierenden Bürgermeisters, ein Musikabend von Alexander Volkov und ein Bericht des Intendanten der Berliner Philharmoniker über Geschichte und gegenwärtige Probleme des kostbar-fragilen Klangkörpers.

### III. Veränderungen

1) Aus Fehlern zu lernen ist eines; das Gelernte umzusetzen und einen schwachen Punkt zu einem starken zu machen, ist ein anderes. Die Rede ist von den *Fellow-Diensten* allgemein (Veranstaltungen, Bibliothek) wie dem *Fellow-Sekretariat* im besonderen, dessen Tätigkeit mittlerweile den Beliebtheitsgrad und die Lobes-Marke der *Bibliothek* verbuchen kann

(nachdem es zum Herbst des Jahres 1982 sachlich und personell von Grund auf umgebaut worden ist). Die Relation eins zu vier (also eine Sekretärin für jeweils vier Fellows) kann nach unseren bisherigen Erfahrungen als günstig gelten, - wobei freilich die Wirklichkeit (nämlich der unmaßig viel - oder undeutlich - schreibende Fellow) das Schema gelegentlich aufhebt.

2) Zu den angenehmen Posten der Bilanz gehören auch die nunmehr vorliegenden praktischen Erfahrungen im persönlichen und sachlichen Umgang mit den *beiden großen Universitäten Berlins* (deren Präsidenten Mitglieder des das Kolleg tragenden e. V. sind). Die Kooperationsverträge haben nach ihrer Unterzeichnung Klimatrübungen, wie sie anfangs die Beziehung unnötig irritierten, bereinigt; die Konsultationen - insbesondere die Einladungen von Fellows betreffend - verlaufen reibungslos und zu beiderseitigem Nutzen.

3) Senat und Abgeordnetenhaus von Berlin haben weiterhin ihre Verantwortung für das Kolleg demonstriert und die sog. mittelfristige Finanzierung - soweit das Land Berlin beteiligt ist - gesichert. Dem Abgeordnetenhaus wurde der Abschlußbericht, die Errichtung der Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter betreffend, vorgelegt.

4) Die Stiftung Volkswagenwerk, ohnehin hoch verdient um das Kolleg durch ihre großzügige Initialförderung, machte zu ihrem Ehrentage anlässlich ihres zwanzigjährigen Bestehens dem Kolleg ein imposantes Geschenk: nämlich das des gegenüberliegenden Hauses Koenigsallee 21. Es konnte dank Mitteln der Klassenlotterie umgebaut und den Zwecken unseres Instituts dienlich gemacht werden: heute wohnen in ihm 5 Einzel-Fellows in Appartements; im übrigen ist unsere Bibliothek im Erdgeschoß untergebracht, andere Räume dienen Seminarveranstaltungen oder als Arbeitszimmer. Der Bedeutung dieser Erweiterung entsprach es, daß Ende Januar 1983 der Bundespräsident das Haus besuchte und seiner Bestimmung übergab.

5) Nach wie vor fehlen dem Kolleg jedoch Räume, wenn der Auf- und Ausbau gemäß den Planungsvorstellungen betrieben wird, Appartements vor allem und Arbeitszimmer (Studios). So müssen wir intensiv darauf dringen, daß der Neubau auf dem Nachbargrundstück Wallotstraße 21 nicht pauschalen Sparmaßnahmen zum Opfer fällt. Seine Fertigstellung ist für das Akademische Jahr 1985 /86 geplant und wird dringlich erwartet, die Kosten sind auf etwa 4 Millionen DM veranschlagt.

## W. Probleme

1) Es war uns von jeher klar, daß die Qualität, Leistung und Berechtigung des Wissenschaftskollegs steht und fällt mit der Qualität der ausgewählten Fellows. Hier müssen unsere Methoden verfeinert, unsere prospektiven Fähigkeiten gesteigert werden. Man wird sagen können, daß mit der Einladung von einigen - vielleicht drei oder vier - Fellows des zweiten Jahrgangs weder ihnen noch dem Wissenschaftskolleg ein Gefallen getan und daß der Nutzen für beide Seiten nicht so hoch war, wie zu erhoffen und zu fordern. Das kann zum Teil erklärt werden mit einer gewissen Schwäche unserer administrativen und vertraglichen Vorbereitung: offenbar war im Einzelfall hier und da das Detail vor allem für den überseeischen Gast nicht hinreichend bedacht und berücksichtigt.

2) Zum andern verwechselt vielleicht dieser oder jener Fellow die temporäre, durch wissenschaftliche Bindungen begründete Interessengemeinschaft »Wissenschaftskolleg« mit einer statischen Korporation, deren Funktion und Organisation durch ein hohes Maß von sog. Demokratisierung möglichst weitgehend auf Alle verteilt werden soll. Womit verkannt wird, daß eben die Möglichkeit der zeitweisen Dispensierung des Hochschullehrers von Belastungen solcher Art eine der Voraussetzungen für die Gründung des Kollegs war.

So war es denn auch überraschend für Leitung und Mitarbeiter des Hauses, daß im Einzelfall immer wieder Protest gegen die Sitte der gemeinsamen Mahlzeit (fünf Mal in der Woche) auf leise Weise laut wurde; oder auch gegen den Versuch des Rektors, das Corpus irregulare durch ein Mindestmaß sanfter Formerfüllung und behutsamer Einübung in sie menschenfreundlich zu gliedern. Da in keinem einzigen Falle dieses mit peinlicher Zurückhaltung praktizierte Reglement aufoktroziert und da niemals etwa die Frage der Präsenz am Ort oder bei den Mahlzeiten zu einer Sache der Kontrolle wurde, bleibt es verwunderlich, daß hier und da eine dann allerdings hörbare Einzelstimme das negativ gemeinte Urteil: »sehr deutsch« abgab. Ein Zeugnis, das sich freilich schnell relativiert, wenn man bedenkt, welches Gewicht die entsprechende Zensur, einer britischen oder französischen Institution ähnlicher Art erteilt, haben würde.

3) Auch soll nicht verschwiegen werden, daß es dem Menschen, auch dem wissenschaftlichen Menschen, nicht gegeben ist, seines Nachbarn Wohlergehen ohne Gefühle des Mißbehagens zu sehen. Das Prinzip »no gain - no loss«, angewandt auf die akademisch-berufliche Position des Fellows und sein Einkommen, hat die peinliche Folge, daß einige Stipendiaten des Kollegs ein Einkommen von der doppelten Höhe dessen beziehen, was anderen Stipendiaten zuerkannt werden kann (und zwar bei extremer Nut-

zung der rechtlich gegebenen Möglichkeiten im Sinne der Anhebung). Kein glücklicher Zustand, ihn jedoch zugunsten eines weitgehend egalisierten Gehaltes aufzuheben, würde den Verzicht auf die Einladung hochdotierter und in Ländern mit starker Währung tätiger Wissenschaftler bedeuten. Dennoch sollte diese Möglichkeit nicht außer acht gelassen werden.

4) Gewisse interne Spannungen könnten leichter gelöst werden, wäre der Rektor nicht der einzige *Permanent Fellow* sondern könnte sich der menschlichen, fachlichen und administrativen Unterstützung durch - wie in der Satzung bindend vorgesehen - weitere »Permanente« erfreuen. Daß er, seiner Verpflichtung zu vielen auswärtigen Besuchen zum Trotz, keinen Vertreter hat und keine ständigen kollegialen Berater, ist ein Unding. Die solide Hoffnung, noch in diesem Jahre 1983 einen zweiten Dauer-Fellow zu gewinnen, und zwar einen renommierten und dem Kolleg seit seiner Gründung freundschaftlich zugeneigten Naturwissenschaftler, hat sich im Frühsommer 1983 durch die Absage des Berufenen zerschlagen. Die Suche geht weiter, und zwar mit gesteigerter Intensität. Dies zumal, da der Rektor inzwischen seine Lehrtätigkeit als Altgermanist an der T.U. Berlin aufgenommen hat und während der Semestermonate auf solche Weise bis zu zwei Tagen wöchentlich dem Kolleg nicht zur Verfügung steht.

5) Was endlich die Probleme der *finanziellen Sicherung* und Ausstattung angeht, so konnte der Bundesfinanzminister dem berechtigten Wunsch der Aufnahme des Kollegs in die sog. Blaue Liste (d. h. die Reihe der von Bund und Ländern gemeinsam geforderten wissenschaftlichen Institute) nicht entsprechen: die Haushaltslage des Bundes hat hier zur Notwendigkeit der generellen Sperrung jedes Zugangs geführt. Stattdessen hat sich das Bundesministerium für Forschung und Technologie bereit gefunden, Zuwendungen im Sinne einer »Projektfinanzierung« zu geben.

6) Schließlich auch ein Wort zur sog. *Öffentlichkeitsarbeit*. Es steht der Wissenschaft gut an, ihre Arbeit ohne Klappern zu machen und sie durch sich selbst wirken zu lassen. Für das Kolleg aber muß es wichtig sein, sich nicht nur in Haushaltsplänen sondern auch im Bewußtsein der scientific community wie der allgemein interessierten Öffentlichkeit zu verankern. Insofern wurden die Wünsche und Ansinnen der publizistischen Medien nicht abgewehrt. Ihr Interesse und ihre recherchierende Arbeit im Hause schlugen sich nieder in einer großen Zahl von Artikeln, Interviews, Radio-sendungen, Fernsehaufzeichnungen und Filmberichten, die auf ihre Weise dazu beitragen, das wechselseitige Verhältnis von Funktion, Leistung und Verpflichtung der Öffentlichkeit deutlich zu machen.

---

## V. Perspektiven

Der *Wissenschaftliche Beirat*, mittlerweile auf die vorgesehene Höchstzahl von achtzehn Mitgliedern erweitert, tagt zwei Mal im Jahr (zuletzt im November 1982 und im Mai 1983). Die Einladungen für das Akademische Jahr 1983 /84, mittlerweile von allen Ausgewählten bestätigt, lassen im Sinne unserer Bemühung um Schwerpunktbildung klar abgrenzbare aber sich bewußt auch überschneidende Bereiche erkennen, vor allem ein eindeutiges Gravitationsfeld in der Naturwissenschaft: Biologie, Genetik, Wissenschaftstheorie und -geschichte (etwa die Hälfte der Einladungen); daneben kleinere Schwerpunkte im Bereich mikro-ökonomischer Fundierung makro-ökonomischer Modelle (Morgan, Orcutt, Galler) und der Kunstgeschichte (Ledderose, Warnke, Strickmann).

Seit der letzten Beratung im Mai 1983 hat auch der Zötus 1984/85 klare Konturen angenommen. Als Schwerpunkte bilden sich heraus: Rezeption des antiken und slawischen Dramas; Musik als Wissenschaft und Kunst (Bach-Jahr 1985); Antike Philosophie, Politische Ökonomie; Thermodynamik (dieses Gebiet in Kooperation mit der TU).

Die Beratungen greifen auch schon vor in die weitere Zukunft: Die Crew 1985 / 86 wird sich vermutlich gruppieren um Zentren des Forschungsinteresses wie: Biomechanik; Neurobiologie; Sozialphilosophie; Deutsche Romantik und Viktorianisches England; Der Mittlere Osten; Architektur und Bild.

Alles in allem: die Phase unserer Gründerzeit ist übergegangen in die unseres Jugendstils. Wir erwarten, was auf sie folgen wird, im Gefühl der Verpflichtung, der Neugier und einer nicht unbegründeten Hoffnung.





Philippe Ariès

## Pour une histoire de la vie privée\*

Une histoire de la vie privée est-elle possible? Ou bien cette notion de »privé« nous renvoie-t-elle à des états ou à des valeurs trop hétérogènes d'une époque à l'autre pour que nous puissions établir une relation de continuité et de différences entre elles? C'est la question que je voudrais poser, et c'est à cette question que, je l'espère, le colloque apportera quelque réponse.

Je vous proposerai deux époques de référence, deux situations historiques ou plutôt deux représentations approximatives de deux situations historiques, juste pour nous permettre de poser le problème de l'entre-deux.

La situation de départ sera la fin du Moyen-Age. Nous y trouvons un individu encadré dans des solidarités collectives, féodales et communautaires, à l'intérieur d'un système qui fonctionne à peu près: les solidarités de la communauté seigneuriale, les solidarités lignagères, les liens vassaliques, enferment l'individu ou la famille dans un monde qui n'est ni privé ni public au sens que nous lui donnons, pas plus qu'au sens qui leur a été donné, sous d'autres formes à l'époque moderne.

Disons de façon banale qu'il y a confusion du privé et du public, de la »chambre« et du trésor. Mais qu'est-ce que cela veut dire? D'abord et essentiellement que beaucoup d'actes de la vie quotidienne, comme N. Elias l'a montré, s'accomplissent, s'accompliront longtemps encore en public.

Cette remarque un peu abrupte doit être accompagnée de deux corrections:

La communauté qui encadre et limite l'individu, la communauté rurale, petite ville, ou quartier, constitue un milieu familial où tout le monde se connaît et s'épie, et au-delà duquel s'étend une *terra incognita*, habitée par quelques personnages de légende. C'était le seul espace habité et réglé selon un certain droit.

Ensuite, cet espace communautaire n'était pas un espace plein, même aux époques de fort peuplement. Il y subsistait des vides, le coin de la fenêtre, dans la salle, au dehors le verger ou encore la forêt et ses loges, qui offraient un espace d'intimité précaire, mais reconnu et plus ou moins préservé.

\* Philippe Ariès führte vom 9.-11. Mai 1983 am Wissenschaftskolleg zu Berlin mit Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung ein deutsch-französisches Seminar zu »L'Espace privé« durch. (Teilnehmer u.a.: Maurice Aymard, Yves und Nicole Castan, Roger Chartier, Michelle Perrot, Norbert Elias, Reinhart Koselleck, Christian Meier, Jacques Revel; Organisation: Ruth Föhn)

La situation d'arrivée est celle du 19<sup>ème</sup> siècle. La société est devenue une vaste population anonyme où on ne se connaît plus. Le travail, le loisir, le séjour à la maison, en famille, sont désormais des activités séparées par des cloisons étanches. L'homme a voulu se mettre à l'abri du regard des autres, et cela de deux façons :

- parle droit de choisir plus librement (ou d'en avoir le sentiment) sa condition, son genre de vie:
- par un repli sur la famille devenue un refuge, centre de l'espace privé.

Notons cependant qu'encore au début du 20<sup>ème</sup> siècle, dans les classes populaires et rurales en particulier, les types anciens de sociabilité collective et communautaire ont persisté, au cabaret pour les hommes, au lavoir pour les femmes, dans la rue pour tous.

Comment est-on passé du premier au second des modèles ainsi grossièrement esquissés? On peut imaginer trois modes d'approche entre lesquels nous devons faire notre choix:

Le premier correspond à un modèle évolutionniste• le mouvement de la société occidentale serait programmé dès le Moyen-Age et conduirait à la modernité par un progrès continu, linéaire, même si on enregistre quelques pauses, quelques à-coups, quelques retours en arrière. Un tel modèle masque l'enchevêtrement réel des observations significatives, la diversité et la bigarrure qui sont à elles seuls parmi les principaux caractères de la société occidentale du 16<sup>ème</sup> au 18<sup>ème</sup> siècle; innovations et survivances, ou ce que nous appelons ainsi, sont indémêlables.

Le deuxième mode d'approche est plus séduisant et serre de plus près les réalités. Il consisterait à modifier la périodisation classique et à poser en principe que du milieu du Moyen-Age à la fin du 17<sup>ème</sup> siècle, il n'y a pas eu de changement réel des mentalités profondes. Je n'ai pas hésité à l'admettre dans mes recherches sur la mort. Cela reviendrait à dire que la périodisation de l'histoire politique, sociale, économique et même culturelle, ne conviendrait pas à l'histoire des mentalités. Toutefois, il y a trop de changements dans la vie matérielle et spirituelle, dans les rapports à l'Etat, à la famille ensuite, pour que la période moderne ne soit pas traitée à part en période autonome et originale: pour le 16<sup>ème</sup> et 17<sup>ème</sup> siècle sans oublier toutefois ce qu'elle doit à un Moyen-Age remanié, et pour le 17-18<sup>ème</sup> siècle sans oublier qu'elle annonce des temps contemporains, sans apparaître cependant comme la simple continuation de l'un et la mise en place de l'autre.

Quels sont, de notre point de vue, les événements qui vont modifier les mentalités, en particulier l'idée de soi et de son rôle dans la vie quotidienne de la société?

Trois événements extérieurs - appartenant à la grande histoire politico-culturelle, sont intervenus.

1) Le plus important peut-être est le rôle nouveau de l'Etat qui n'a pas cessé de s'imposer à partir du 15ème siècle sous des modes et avec des représentations et des moyens différents.

L'Etat et sa justice vont intervenir plus souvent au moins nominalement, et même de plus en plus souvent en fait (18ème siècle) dans l'espace social auparavant abandonné aux communautés.

L'une des missions principales de l'individu était encore d'acquiescer, de défendre, ou d'acquiescer le rôle social que la communauté sociale pouvait tolérer. Car, surtout à partir du 15-16ème siècle, il y avait plus de jeu dans une communauté que l'enrichissement et la diversité des métiers rendaient de plus en plus inégale. Les moyens d'agir consistaient à gagner l'approbation ou l'envie, ou au moins la tolérance de l'opinion grâce au *paraître*, c'est-à-dire à l'*Honneur*. Conserver ou défendre son honneur, c'était garder la face.

L'individu n'était pas comme il était, mais comme il paraissait, ou plutôt comme il réussissait à paraître. Tout était mis en place dans ce but: la dépense excessive, la prodigalité (au moins aux bons moments, judicieusement choisis), l'insolence, l'ostentation. La défense de l'Honneur allait jusqu'au duel, ou la participation active et dangereuse à un duel - ou à un échange public de mots et de coups qui déclenchaient un cycle de vengeance, le recours aux institutions d'Etat comme la justice étant exclus. Or, à partir au moins de Louis XIII, l'Etat en vint à prendre en compte autant qu'il pouvait le contrôle du paraître. Par exemple il interdit les duels, sous peine de mort (Richelieu), et il prétendit par les lois somptuaires, interdire le luxe de l'habit et le fait d'usurper, grâce à l'habit une place qui ne lui revenait pas de droit. Il révisait les états de noblesse pour éliminer les usurpateurs. Il intervenait de plus en plus dans les relations intérieures à ce que nous pensons être le coeur même du privé, dans la vie familiale, par le moyen des lettres de cachet: en réalité il mettait son pouvoir à la disposition de l'un de membres de la famille contre un autre, en court-circuitant l'appareil ordinaire d'Etat, plus infamant.

Cette stratégie a eu des conséquences importantes. La Cour de Justice divisait la société en trois zones:

- La société de Cour, véritable Forum, où se maintenait sous des couleurs modernes le mélange archaïque d'action politique ou étatique, de festivité, d'engagement personnel, de service et de hiérarchie dont beaucoup d'éléments constitutifs existaient déjà au Moyen-Age.

- A l'autre bout de l'échelle sociale, les classes populaires des villes et des campagnes où persista longtemps le mélange traditionnel du travail et de la fête, les volontés d'ostentation et de prestige, une sociabilité large, mouvante, renouvelée: c'est le monde de la rue, de l'échope, du mail ou de la grand'place, à côté de le'église.

- La cour, le petit peuple: deux obstacles à l'extension d'un nouvel espace

privé qui se développera alors dans les milieux intermédiaires et généralement cultivés: petite noblesse d'office et de cloche, notables moyens qui prennent un plaisir inédit à rester chez eux, à y entretenir un commerce agréable avec une petite »société« - c'est le mot employé - d'amis bien choisis.

2) Le second événement est le développement de l'alphabétisation et la diffusion de la lecture grâce en particulier à l'imprimerie.

Certes, l'usage plus répandu de la lecture silencieuse n'a pas éliminé la lecture à haute voix qui avait été pendant longtemps la seule manière de lire. Charles de Sévigné était un excellent lecteur. On lit dans les veillées des campagnes des passages des livres »bleu«, des livres de colportage. Il n'empêche que la lecture silencieuse va permettre à plus d'un de se faire à lui tout seul son idée du monde, à acquérir des connaissances empiriques, comme Montaigne ou H. de Campion, mais aussi comme le meunier de Ginzburg ou Aimery-Duval. Elle permet une réflexion solitaire qui eût été autrement plus difficile en dehors des espaces pieux, des couvents ou des hermitages, aménagés pour la solitude.

3) Enfin, troisième événement, le mieux connu et qui n'est pas sans rapport avec les deux précédents, les formes nouvelles de religion qui se mettent en place aux 16<sup>ème</sup> et 17<sup>ème</sup> siècles. Elles développent une piété intérieure - sans exclure, bien au contraire d'autres formes collectives de la vie paroissiale - l'examen de conscience, sous la forme catholique de la confession ou puritaine du journal intime. La prière prend plus souvent, chez les laïcs, la forme de la méditation solitaire dans un oratoire privé, ou tout simplement dans un coin de sa chambre, sur un meuble adapté à cet usage, le prie-Dieu.

Au risque de nous répéter à l'occasion, demandons nous par quelle voie ces événements vont pénétrer les mentalités.

Je distinguerai six catégories de données importantes et qui regroupent autour d'éléments concrets les changements intervenus et permettent de les saisir sous une forme élémentaire.

1) *La littérature de civilité* est l'un des bons indicateurs de changement, parce qu'on y voit des usages chevaleresques médiévaux se transformer en règles de savoir-vivre et en code de politesse. Norbert Elias l'a analysée depuis longtemps: il y a trouvé l'un des principaux arguments de sa thèse sur l'accouchement progressif de la modernité. R. Chartier y a jeté un coup d'oeil neuf, J. Revel en parlera ici-même.

Tout le monde est d'accord pour y suivre du 16<sup>ème</sup> au 18<sup>ème</sup> siècle des séries de petits glissements qui révèlent à la longue *une attitude nouvelle en face du corps*, de son corps et de celui de l'autre. Il ne s'agit plus d'apprendre comment un jeune homme doit servir à table, ou servir son maître, mais plutôt

d'étendre un espace préservé autour du corps pour l'éloigner d'autres corps, le dérober au toucher et au regard d'autrui. Ainsi cesse-t-on de s'embrasser, c'est-à-dire de se prendre à pleins bras, de se baiser la main, le pied, de se précipiter »ventre à terre« devant une dame qu'on veut honorer. A ces démonstrations véhémentes et pathétiques on substitue des gestes discrets et furtifs, il ne s'agit plus de paraître ni de s'affirmer aux yeux des autres, mais au contraire, de se rappeler à l'attention des autres juste ce qu'il faut pour ne pas se faire tout à fait oublier, sans s'imposer par un geste excessif. La littérature de civilité, la manière de traiter son corps et celui des autres, expliquent une pudeur nouvelle, un souci nouveau de dissimuler certaines parties de son corps, certains actes comme l'excrétion. »Cachez ce sein que je ne saurai voir«, dit Tartuffe. Le temps n'est plus où les hommes du 16<sup>ème</sup> siècle recouvraient leur sexe d'une prothèse qui servait de poche et qui simulait plus ou moins l'érection. De même répugnera-t-on à coucher les jeunes mariés en public dans leur lit, le soir de leurs noces, et à retourner dans leur chambre le lendemain matin.

Il arrivera même que cette pudeur nouvelle, ajoutée à d'anciens interdits, rendra paradoxalement difficile au chirurgien mâle l'accès au lit de l'accouchée, lieu de rassemblement essentiellement féminin.

2) Autre indice d'une volonté plus ou moins consciente, parfois obstinée, de se mettre à part, de se mieux connaître soi-même par l'écriture, sans nécessairement communiquer cette connaissance à d'autres qu'à ses enfants pour qu'ils gardent la mémoire, et bien souvent en gardent secrètes ses confidences et en exigeant des héritiers leur destruction: c'est le journal intime, les lettres, les confessions, d'une manière générale, *la littérature autographe*. Ce sont des écrits - ils témoignent des progrès de l'alphabétisation, et d'un rapport entre la lecture, l'écriture et la connaissance de soi.

Ce sont des écrits sur soi et bien souvent pour soi et seulement pour soi. On ne cherche pas toujours à les publier. Même quand ils ne sont pas détruits, ils ne survivent que par hasard, au fond d'une malle ou d'un grenier. Ce sont des écrits rédigés donc pour le seul plaisir. Un artisan vitrier de la fin du 18<sup>ème</sup> siècle l'avoue en tête de ses mémoires: »Ce que j'ai écrit fut pour mon seul plaisir et celui de m'en ressouvenir«. L'autobiographie correspondait si bien à un besoin de l'époque qu'elle devint un genre littéraire (comme le Testament au Moyen-Age), un moyen d'expression littéraire ou philosophique de Maine de Biran à Amiel.

Ce n'est pas un hasard si le journal intime a été si répandu dès la fin du 16<sup>ème</sup> siècle en Angleterre, berceau de la privacy. En France où sauf quelques cas de genre, nous n'avons rien de banal qui soit comparable, les journaux de raison deviennent cependant plus nombreux et peut-être plus étoffés.

3) *Le goût de la solitude*. Il ne convenait pas auparavant à un homme de qualité d'être seul, sauf pour la prière - et cela restera encore longtemps. Les plus humbles avaient autant besoin que les grands d'une compagnie: la pire des pauvretés était l'isolement, aussi était-il recherché par l'ermitte, comme une privation et une ascèse. La solitude engendre l'ennui: c'est un état contraire à la condition humaine. On voit bien qu'il n'en est plus ainsi à la fin du 17<sup>ème</sup> siècle. Madame de Sévigné qui pourtant à Paris n'était jamais seule, écrit dans les lettres de la dernière partie de sa vie, le plaisir qu'elle prend en Bretagne à rester seule trois ou quatre heures de suite, à se promener dans les allées plantées d'arbres de son parc, avec un livre. Ce n'est pas encore les grandes courses dans la nature, mais le parc boisé prend tout de même un air de nature. Ce seront bientôt Les Confessions et les Rêveries d'un promeneur solitaire.

4) *L'amitié*. Cette disposition à la solitude invite à la partager avec un ami cher, retiré du cercle des habitués, généralement maître, parent, serviteur ou voisin, mais plus particulièrement choisi, mis à part des autres. Un autre soi-même. L'amitié n'est plus seulement la fraternité d'armes des chevaliers du Moyen-Age: il en reste cependant beaucoup dans la camaraderie militaire de ces époques où les guerres occupèrent la noblesse dès l'âge le plus tendre. Elle n'est qu'exceptionnellement, sans doute, la grande amitié qu'on trouve chez Shakespeare, Michel-Ange, dans le testament que nous avons publié dans le numéro spécial de *Communications* consacré aux sexualités occidentales. C'est un sentiment plus civil, un doux commerce, une paisible fidélité dont il existe d'ailleurs tout une gamme de variétés et d'intensité.

5) Tous ces changements - et bien d'autres - concourent à une nouvelle manière de concevoir et d'aménager la vie quotidienne, non plus selon le hasard des étapes, l'utilité la plus banale ou encore comme complément de l'architecture et de l'art, mais comme une extériorisation de soi et des valeurs intimes qu'on cultive en soi.

Cela aboutit à donner beaucoup d'attention et à porter beaucoup de soin à ce qui se passe dans la vie quotidienne, à l'intérieur de la maison ou dans son propre comportement, et à y introduire des exigences de raffinement qui prennent du temps et accaparent l'intérêt, c'est *le goût*-qui devient alors une véritable valeur.

On s'est longtemps borné à recouvrir les murs des »chambres« de tapisseries mobiles, à dresser quand on pouvait des présentoirs d'objets précieux. Le reste du mobilier était simple, démontable, suivant le propriétaire dans ses déplacements, gardant un caractère d'utilité: lit, coffre et bancs.

Les choses changent. Le lit s'installe dans la ruelle, le coffre devient un objet d'art ou (et c'est plus significatif), cède la place à l'armoire, à la commode. Le fauteuil n'est plus une chaise à bras destinée à indiquer et à souligner une position sociale éminente. Madame de Sévigné est à la limite des

deux époques et on trouve dans ses lettres des exemples des deux attitudes. Elle transporte son lit avec elle dans son premier voyage aux Rochers, et quoiqu'elle soit assez indifférente encore à l'art du petit meuble, elle l'admire chez sa fille. Déjà Samuel Pepys connaît les marchands pour acheter en connaisseur gravures, meubles, lit.

Cet art mineur de l'intérieur devient source d'inspiration pour le grand art du peintre. La peinture hollandaise du 17<sup>ème</sup> siècle aime représenter l'intérieur domestique dans sa perfection - idéal d'un nouvel art de vivre.

C'est alors que se développe un art de la table et des vins, qui exige une initiation, une culture, un esprit critique, ce qu'on appelle toujours du goût. Ne serait-ce pas alors que s'étend une grande cuisine de maîtres, mais que la cuisine commune devient plus exigeante, plus raffinée - que les plats rustiques et grossiers deviennent dans les »potagers«, des recettes traditionnelles, mais soignées et souvent subtiles?

Les mêmes observations pourraient être faites à propos du costume et plus particulièrement du costume d'intérieur.

6) L'histoire de la maison résume peut-être tout le mouvement de ces constellations psychologiques que nous venons d'évoquer, les innovations et les contradictions.

C'est une histoire très complexe dont nous ne pouvons que signaler l'importance. Elle ne cesse de bouger jusqu'à nos jours après avoir été, du 12<sup>ème</sup> au 15<sup>ème</sup> siècle, relativement stable.

Les éléments importants me paraissent à vue de nez:

- La dimension des pièces qui devient plus petite, la multiplication des petits espaces qui apparaissent d'abord comme des appendices des pièces principales, mais où se concentre l'activité et qui prennent bientôt de l'autonomie: cabinet, alcôve, ruelle.

- La création d'espaces de communication qui permettent d'entrer ou de sortir d'une pièce sans passer par une autre (escalier privé, couloir ou corridor, hall d'entrée ...)

- La spécialisation des pièces (Samuel Pepys avait une nursery, une chambre pour lui, une autre pour sa femme, un living-room ... Madame de Sévigné ne connaissait rien de tout cela à Carnavalet ni aux Rochers). Encore faut-il constater que dans beaucoup d'endroits - et peut-être encore en Angleterre - la fermeture de la maison et la spécialisation des pièces correspond plutôt à une fonctionnalisation: les pièces sont réservées à une espèce de travail plutôt qu'à une recherche d'intimité.

- La distribution du chauffage et de la lumière. L'histoire de la cheminée paraît particulièrement importante, à la fois pour le chauffage et pour la cuisine. Citons seulement le passage de la grande cheminée, élément d'architecture, à la petite cheminée avec ses conduits, son tablier, qui est peut-être une adaptation occidentale du poêle d'Europe Centrale.

Tout ce qui vient d'être dit tient du répertoire analytique.

Il faut maintenant se demander comment tous ces éléments ont été dans la réalité quotidienne recomposés dans des *structures cohérentes*, douées d'une forte unité, et comment de telles structures ont pu évoluer. Trois phases importantes m'apparaissent:

1) La conquête de l'intimité individuelle. La période 16<sup>ème</sup>-17<sup>ème</sup> siècle (avant la fin du 18<sup>ème</sup> siècle) me paraît d'un certain point de vue marquer le triomphe d'un certain individualisme de moeurs, je veux dire de la vie quotidienne (et non pas de l'idéologie: il y a un décalage entre les deux). Les espaces sociaux que la conquête de l'Etat et les reculs de la sociabilité de communauté ont laissé libres vont laisser la place à l'individu pour s'installer à l'écart, à l'ombre. Les espaces matériels qui correspondent à ces espaces sociaux sont très divers, tous peu fonctionnels. Il y a par exemple la fenêtre, un héritage médiéval:

»Belle Doette aux fenêtres s'assied,  
Lit en un livre (rapport entre le livre, la solitude  
et l'intimité) et son coeur ne l'y tient.  
De son ami Daon il lui ressouvient  
Qui au Laurion au loin s'en est allé«

Evidemment, la recherche de l'intimité est souvent liée à la poursuite d'un amour. Mais pas toujours. Un autre lieu privilégié, nouveau celui-là - car il correspond à un nouvel aménagement matériel de la chambre et du lit - est la ruelle. C'est le lieu des confidences amoureuses aussi bien que politiques ou d'affaires, c'est le lieu du secret - au fond d'une chambre encore parfois pleine de monde.

A la fin du 17<sup>ème</sup> siècle, le petit Amauri-Duval, à sept ou huit ans, fuit sa marâtre et trouve refuge quelques temps dans la forêt, dans un petit groupe (une *petite société*) de bergers qui lui apprennent à lire. Ensuite il devient domestique d'une communauté d'ermites qui lui ménagent un coin de solitude où il accumulera une science d'autodidacte. Plus tard le vitrier Menetra aura une chambre à lui, mais c'est pour y recevoir ses maîtresses, comme un bourgeois du siècle suivant! Brèves parenthèses dans ce qui reste sa vraie vie, la bamboche ou le travail ou la promenade avec ses compagnons, la participation à la vie de la rue de son quartier. A. Farge a montré d'ailleurs la persistance d'une sociabilité publique de la rue dans les espaces d'accès aux groupes des maisons.

Je soutiendrai volontiers la thèse que cet *individualisme de moeurs* a décliné à partir de la fin du 18<sup>ème</sup> siècle au profit de la vie familiale. Il a dû y avoir des résistances, des adaptations (la spécialisation des pièces permettant l'isolement), mais la famille a absorbé tous les soucis de l'individu, même quand elle lui laissait un espace matériel.

2) La *deuxième phase* est l'aménagement, du 16<sup>ème</sup> au 18<sup>ème</sup> siècle, dans



les milieux qui n'appartenait pas à la Cour et qui étaient au-dessus des classes populaires, de *groupes de convivialité* qui ont développé une véritable culture de petites sociétés consacrées à la conversation, et aussi à la correspondance et à la lecture à haute voix. Les mémoires et les lettres de cette période fourmillent d'exemples. Je me contenterai de citer ce texte du Testament de Fortin de la Huguette:

»Le divertissement le plus ordinaire et le plus honnête de la vie est celui de la conversation. La retraite d'un homme seul aurait en soi quelque chose de trop affreux et la foule quelque chose de trop tumultueux s'il n'y avait *quelque milieu* (je souligne) entre l'un et l'autre (qui, remarquons-le, n'est pas la famille, tout à fait étrangère à cette première privatisation), composé du choix de quelques personnes *particulières* (le mot particulier étant le plus proche de notre mot privé) à qui l'on se communique pour éviter l'ennui de la solitude et l'accablement de la multitude«  
(cité par H. de Campio, p. 317, n. 2).

Ces réunions pouvaient se tenir dans des pièces plus intimes, plus retirées, avec une disposition spéciale - ou bien tout simplement autour du lit d'une dame - car les dames jouèrent un rôle important, au moins en France et en Italie dans ces petites sociétés. On ne se contentait pas toujours de parler, de lire, de commenter ses lectures, de discuter. On s'y livrait à des jeux de société (le mot est significatif), à y chanter ou jouer de la musique, à y discuter (en Angleterre: the country parties).

Il semble qu'au 18<sup>ème</sup> siècle, une partie de ces groupes ont eu tendance à devenir des institutions, avec des règlements. Ils ont perdu de leur spontanéité et de leur absence de formalisme. Ils devinrent des clubs, des sociétés de pensée, des académies. Et ceux qui ne s'institutionnalisèrent pas - passant ainsi au domaine public - perdaient de leur poids pour devenir des agréments secondaires de la vie quotidienne bourgeoise, les salons littéraires, les »jours« des dames du 19<sup>ème</sup> siècle. Je ferai l'hypothèse que la convivialité du 17<sup>ème</sup> siècle n'est plus un élément significatif majeur de la société à la fin du siècle suivant.

3) *Troisième phase*. C'est qu'une autre forme de vie quotidienne a alors envahi l'espace social, et peu à peu, dans toutes les classes sociales, tendant à concentrer toutes les manifestations de la vie privée.

La famille change de sens. Elle n'est plus ou plus seulement une unité économique, à la reproduction de laquelle tout doit être sacrifié. Elle n'est plus un lieu de contrainte pour les individus qui ne pouvaient trouver de liberté qu'en dehors d'elle, lieu du pouvoir féminin.

Elle tend à devenir ce qu'elle n'avait jamais été auparavant: un lieu de refuge où l'on échappe aux regards du dehors, un lieu d'affectivité où s'établissent des rapports de sentiment entre le couple et les enfants, un lieu d'attention à l'enfance (rose ou noire).

En développant ses nouvelles fonctions, d'une part elle absorbe l'individu qu'elle recueille et défend. D'autre part, elle se sépare plus nettement qu'au-paravant de l'espace public avec lequel elle communiquait. Elle s'étend aux dépens de la sociabilité anonyme de la rue, de la place, etc. Enfin, le Père de famille à la Greuze, à la Marmontel, devient une figure morale, qui inspire le respect de la société locale entière.

Toutefois, il ne s'agit ici que du début d'une évolution qui triomphera aux 19-20èmes siècles, et les facteurs de résistance ou de substitution sont encore très puissants. Le phénomène reste circonscrit dans des classes sociales et dans des régions ou à la ville, sans réussir à éliminer la sociabilité anonyme qui subsiste sous ses formes anciennes (comme dans la rue) ou sous des formes nouvelles dérivées peut-être de la convivialité de la période précédente (country parties, clubs, académies, cafés).

Il faudrait saisir l'émergence du rôle de cette très vieille structure, peu à peu complètement transformée, au coeur d'une communauté qui se maintient, en concurrence avec des formes de convivialité qui se développent comme le café: une culture mixte qui se développera au long du 19ème siècle.

---

Philippe Ariès  
Après le colloque

Les observations que j'ai présentées en préliminaire du colloque n'étaient pas toutes de mon cru. Certaines (en particulier en ce qui concerne l'Etat) m'avaient été inspirées par des conversations que j'avais eues avec Maurice Aymard, N. et Y. Castan et J.-L. Flandrin. Toutefois, elles expriment ou reflètent une problématique qui m'est bien personnelle, que j'avais développée de manière plus radicale encore, dans des notes antérieures. Cette problématique ramène toute l'histoire de la vie privée à un changement dans la sociabilité, disons en gros, à la substitution à une sociabilité anonyme, celle de la rue, de la cour du château, de la place, de la communauté, d'une sociabilité restreinte qui se confondait avec la famille, ou, encore, avec l'individu lui-même. Le problème était donc de savoir comment on passait d'un type de sociabilité où le privé et le public étaient confondus à une sociabilité où le privé était séparé du public et même l'absorbait ou en réduisait l'étendue.

Une telle problématique donnait au mot »public« le sens de jardin public, de place publique, de lieu de rencontre de gens qui ne se connaissent pas mais sont heureux de se retrouver ensemble.

Il m'apparaissait que l'homme contemporain cherchait à fuir cette promiscuité que l'homme du Moyen-Age et des Temps Modernes (et encore de quelques parties du monde d'aujourd'hui) au contraire recherchaient: il est vrai que la sociabilité était moins anonyme qu'il paraissait: dans ces communautés, tout le monde se connaissait.

Dès lors, le problème essentiel devenait le passage d'une sociabilité anonyme de groupes où les gens pouvaient se reconnaître, à un société anonyme sans sociabilité publique, où dominaient (si on ne tenait pas compte des lieux de loisirs ou de plaisirs organisés) soit un espace professionnel, soit un espace privé. Le »privé« l'emportant dans des sociétés anonymes où la sociabilité publique avait pratiquement disparu.

C'était me semble-t-il, un phénomène capital, dont il importait de suivre l'émergence et l'extension.

Or, chose curieuse, dans mes entretiens avec mes amis et collègues et au colloque, il m'est tout de suite apparu que, sans s'opposer tout à fait à ma thèse, ceux-ci ne l'adoptaient pas complètement et se faisaient une autre idée du problème public-privé. J'ai mis du temps à saisir où se situait la divergence. Le séminaire et les entretiens qui ont suivi m'ont permis de mettre le doigt dessus, et je comprends mieux maintenant que le problème n'est pas aussi monolithique que je l'imaginai, qu'il se compose au moins de deux questions essentielles.

Il existe donc un second aspect de l'opposition public privé qui m'avait échappé, tant je suis devenu étranger aux formes politiques de l'histoire. Dans cette conception, le public, c'est l'Etat, le service de l'Etat, et d'autre part, le privé, ou plutôt, comme on disait sans aucune ambiguïté, le »particulier« concernait tout ce qui échappait à l'Etat. Perspective nouvelle pour moi et très enrichissante. Dans ce cas, les choses peuvent se résumer très grossièrement ainsi.

Au Moyen-Age, comme dans beaucoup de sociétés où l'Etat est faible ou symbolique, la vie de chaque particulier dépend de solidarités collectives et de chefferies qui jouent un rôle de protection. On n'a rien à soi - pas même son propre corps - qui ne soit à l'occasion menacé et dont la survie ne soit assurée par un lien de dépendance. Dans de telles conditions, il y a confusion entre public et privé. Personne n'a de vie privée, mais tout le monde peut avoir un rôle public, ne serait-ce que celui de victime.

On remarquera qu'il existe un parallélisme entre cette problématique de l'Etat et celle de la sociabilité, car dans les mêmes conditions, il existe la même confusion au niveau de la sociabilité.

Un premier moment important est celui de l'apparition de l'Etat de Cour, pour reprendre le mot de Norbert Elias. Un Etat qui assure en droit un certain nombre de fonctions laissées jusqu'alors dans une sorte d'indivision (paix et ordre public, justice, armée, etc.). J'ai déjà tenu compte de cet événement dans ma note préliminaire.

Un espace-temps devenait disponible pour des activités qui n'avaient plus rien à faire avec la chose publique: des activités particulières. Toutefois, la substitution ne s'est pas faite aussi simplement.

L'Etat n'a pas pu au début (16ème siècle - première moitié du 17ème siècle) assurer en fait toutes les fonctions qu'il revendiquait en droit. Un espace mixte est resté disponible, plus ou moins *res nullius*, qui a été occupé par des réseaux de clientèle qui ont assuré les fonctions publiques (occupation militaire) comme des activités privées avec les mêmes moyens (services personnels). C'est en particulier le cas d'H. de Campion, présenté par Y. Castain, qui passe sans scrupules du service du Roi à celui de Princes révoltés, mais qui cependant se réclame toujours du Roi. D'ailleurs, dans tous les cas, les personnes qui exercent réellement le pouvoir (militaire, de justice ou de police) au nom du Roi, le font encore avec leurs propres deniers, bien heureux si de temps en temps le Roi leur permet de rentrer dans leurs frais et au-delà, grâce à des dons généraux. Comme il n'y a pas de salaires, on vit d'expédients qui n'ont rien d'humiliant, comme le jeu, un moyen aussi normal qu'un autre de gagner de l'argent.

Dans de telles conditions, la maison d'un gouverneur de province, d'un premier Président, se confond avec sa fonction (Nicole Castan). Ainsi Madame de Sévigné se plaint-elle des dépenses somptuaires de Monsieur de

Grignan, lieutenant général du Roi en Provence: il y tient lieu du Roi dans sa Cour.

De même est-il impossible de mener un procès sans des interventions auprès des juges, qui paraissent inadmissibles à notre morale actuelle, mais sans lesquelles les juges ne seraient pas informés. C'est bien toujours à l'Etat que l'on a affaire et on sait très bien les différences entre l'homme d'Etat et le Particulier, mais l'Etat est encore géré comme un bien familial.

Il semble bien que cette attitude à l'égard du public et du service public corresponde, du moins chronologiquement, mais peut-être pour des raisons plus profondes, avec la sociabilité de groupes que nous avons distingués dans la note préliminaire.

Les relations humaines jouaient un tel rôle dans l'information, le choix et l'application des décisions, qu'elles favorisaient des regroupements par affinités qui caractérisent la convivialité de cette période. Elles favorisaient aussi l'amitié sans laquelle on ne pouvait plus compter sur personne.

L'un des modèles de cette double relation public/privé, est H. de Campion, qui organisait pendant son temps de service à l'armée des »conférences« où l'on discutait de Machiavel. Cet état de choses va changer quand, dans une seconde et décisive étape, l'Etat récupérera de fait tout ce qu'il revendiquait de droit. En France, c'est l'Etat Louis quatorzien des intendants et de Louvois, où des clerks et des bureaux vont remplacer les réseaux de clientèle, où la rémunération publique sera distincte de la dépense privée. L'évolution sera différente dans d'autres Etats comme en Angleterre, où c'est la noblesse locale, c'est-à-dire ce que nous avons appelé les clientèles de service, qui joueront le rôle des intendants, mais en acceptant de se soumettre aux lois et ordres de l'Etat.

Nous arrivons ainsi à la fin du 17<sup>ème</sup> siècle, au début du 18<sup>ème</sup>. Dès lors, le public est nettement déprivatisé. La chose publique ne peut plus être confondue avec les biens ou les intérêts privés. Dès lors, l'espace privé peut s'organiser comme un espace presque clos, en tout cas tout à fait séparé du service public devenu parfaitement autonome: c'est l'Etat moderne. Cet espace libéré va être rempli par la famille. On peut penser que les hommes qui vivaient dans cet espace privé, sans participation à la vie publique (ce qui n'était pas le cas aux 16<sup>ème</sup>-17<sup>ème</sup> siècles ni de la noblesse, ni des notables des communautés), vont éprouver une frustration qui donnera naissance à une réflexion et à une revendication politiques. Ainsi le circuit est-il clos.

La conclusion que je tire de ces réflexions est que le problème de la vie privée dans les temps modernes doit être traité sous deux aspects distincts.

L'un est celui de l'opposition de l'Homme d'Etat et du Particulier, et les rapports entre ce domaine de l'Etat et ce qui deviendra à la limite un espace domestique.

L'autre est celui de la sociabilité et du passage d'une sociabilité anonyme

où les notions de public et de privé sont confondues, à une sociabilité éclatée où des secteurs bien distincts apparaissent: un résidu de sociabilité anonyme, un secteur professionnel et enfin un secteur privé également réduit à la vie domestique.

---

Wladyslaw Bartoszewski

## Der Widerstand der polnischen Wissenschaft unter der deutschen Besatzung 1939-1945

Das Gebiet des polnischen Staates (vor 1939 389 720 km<sup>2</sup>), das im September 1939 durch das Dritte Reich und die Sowjetunion besetzt wurde, wurde nach dem deutsch-sowjetischen Abkommen vom 23. August und 28. Oktober 1939 so aufgeteilt, daß 48,6 Prozent seines Gebietes (188 602 km<sup>2</sup>) mit 62,9 Prozent der Bevölkerung (20.258.600 von 32.156.600) unter die deutsche Besatzung fielen. Die restlichen 51,4 Prozent des polnischen Territoriums mit 37,1 Prozent der Bevölkerung (11.898.000) wurden an die drei angrenzenden Sowjetrepubliken angegliedert. Ein Drittel (oder 15,7 Prozent der Fläche des Vorkriegspolens) der von den Deutschen besetzten Gebiete hat man auf Grund der einseitigen Entscheidung Hitlers, unter Verletzung des internationalen Rechts, im Oktober 1939 dem Reich angegliedert. Aus den restlichen zwei Dritteln der von den Deutschen okkupierten Gebiete (32,7 Prozent der Fläche des Vorkriegspolens) wurde das sog. Generalgouvernement mit dem administrativen Zentrum (»Hauptstadt«) Krakau, wo Hitlers Statthalter Hans Frank residierte, gebildet. Im Verlauf der kriegerischen Handlungen Deutschlands gegen die Sowjetunion im Sommer 1941 kamen die restlichen Gebiete des polnischen Staates unter die deutsche Okkupation. Ein Teil dieser Gebiete wurde dem Generalgouvernement angegliedert, der größere Teil wurde als administrativ gesondertes Reichskommissariat Ukraine und Reichskommissariat Ostland behandelt.

Die Prämissen und die Praxis der deutschen Okkupationspolitik in den im Oktober 1939 dem Reich einverleibten Gebieten war in vielen Aspekten unterschiedlich zu der Politik im Generalgouvernement. In den einverleibten Gebieten galt das Programm der sofortigen vollständigen Germanisierung, im Generalgouvernement sollte dagegen die Beseitigung des Polentums, nach Vorstellungen der NSDAP und den Plänen des Reichsführers der SS, Heinrich Himmler, spätestens in zehn Jahren erfolgen. In ihren Plänen gingen sie davon aus, daß der Einfluß der polnischen Intelligenz, der potentiellen Führungsschicht, eingeschränkt, und letztendlich diese Schicht vernichtet werden sollte. Die physische Vernichtung der geistigen Elite des Volkes durch präventive Maßnahmen, Verschickung in Konzentrationslager und andere Unterdrückungsmaßnahmen bildeten die Voraussetzung zur Vernichtung der polnischen Kultur. Die deutsche Kultur in ihrer

nationalsozialistischen Auslegung sollte die polnische Kultur auf den eroberten Gebieten zwischen Warthe, Weichsel und Bug ersetzen.

Aus den dem Reich einverleibten Westgebieten Polens wurden im ersten Halbjahr der Okkupation etwa 325.000 Polen, vorwiegend Intelligenz, in das Generalgouvernement zwangsausgesiedelt. Während der gesamten Besatzungszeit wurden aus den dem Reich einverleibten Gebieten etwa 1 Million Menschen zwangsausgesiedelt. Die meisten davon stammten aus dem sogenannten Wartheland. Die grundlegenden Richtlinien bezüglich der Bildungs- und Wissenschaftsproblematik, oder allgemein gesprochen, der Kultur im okkupierten Polen, wurden von dem neuernannten Generalgouverneur Hans Frank am 31. Oktober 1939 auf einer Konferenz in Lodz vor den Reichsministern Goebbels und Seyss-Inquart eindeutig formuliert: »Den Polen dürften nur solche Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden, die ihnen die Aussichtslosigkeit ihres völkischen Schicksals zeigen«. Einige Monate später, im Verlauf der sog. Außerordentlichen Befriedungsaktion (genannt Aktion A-B), die zu dem Vorhaben zur Vernichtung der polnischen Intelligenz gehörte, sagte Frank - unter Berufung auf einen Hitlerbefehl - am 30. Mai 1940 bei einer Besprechung mit den Vertretern der Polizei in Krakau, folgendes: »Was wir jetzt an Führungsschicht in Polen festgestellt haben, das ist zu liquidieren, was wieder nachwächst, ist von uns sicherzustellen und in einem entsprechenden Zeitraum wieder wegzuschaffen«. Die bekannte Denkschrift von E. Wetzl und G. Hecht »Die Frage der Behandlung der Bevölkerung der ehemaligen polnischen Gebiete nach rassenpolitischen Gesichtspunkten« sah vor: »Die Universitäten und sonstigen Hochschulen, die Fachschulen wie die höheren und mittleren Schulen sind stets Mittelpunkt polnisch-chauvinistischer Erziehung gewesen und deshalb grundsätzlich zu schließen. Allein Volksschulen werden gestattet, sie haben jedoch nur einfachstes Grundwissen, Rechnen, Lesen, Schreiben, zu vermitteln. Ein Unterricht in den völkisch wichtigen Fächern Erdkunde, Geschichte, Literaturgeschichte, sowie im Turnen ist ausgeschlossen. Dafür aber ist eine Vorbereitung auf landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche und einfache industrielle und handwerkliche Berufe durch die Schule vorzunehmen.

Da der polnische Lehrer und zum Teil noch stärker polnische Lehrerinnen hervorragend und politisch sehr ernst zu nehmende Träger des polnischen Chauvinismus sind, wird man sie kaum im Volksschuldienst belassen können (... )«.

In der Konsequenz sollte für die Polen lediglich die vierklassige Volksschule zugänglich sein, dort sollte nach Heinrich Himmlers Empfehlungen (»Einige Gedanken über die Behandlung der Fremdvölker im Osten« 15. Mai 1940) folgendes gelehrt werden: »(...) einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, daß es göttliches Gebot sei, den Deutschen gehorsam zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich.«



In bezug auf die polnische Jugend in den dem Reich einverleibten Gebieten (Großpolen, Pommern, Oberschlesien), wurde dieses Programm vollständig verwirklicht. Durch die Schulpflicht waren dort polnische Kinder vom 9. bis 12. Lebensjahr erfaßt. Der Unterricht dauerte zwei Stunden täglich und wurde in deutscher Sprache durchgeführt. Im Juni 1940 führte man für diese Gebiete die Verordnung über die Arbeitspflicht der polnischen Kinder ab dem 12. Lebensjahr ein. In der Praxis bedeutete dies einen 10- bis 12-Studentag, und in manchen Regionen waren die Kinder ab dem 8. Lebensjahr zur Arbeit verpflichtet.

Die Deutschen waren sich, als sie den konsequenten Kampf gegen die polnische Kultur aufgenommen hatten, der außergewöhnlichen Rolle der Kulturwerte und der einmaligen Funktion der polnischen Nationalkultur bewußt. Ein Volk, das vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1918 seiner eigenen Staatlichkeit beraubt war, sah in der Nationalkultur, der Sprache, Literatur und den Geisteswissenschaften ein Integrationsmoment, das den in drei Staaten lebenden Polen das nationale Überleben ermöglichte. Noch mehr: diese Werte ermöglichten einen harmonischen Wiederaufbau der nationalen Einheit in dem nach 1918 wiederentstandenen polnischen Staate. Wenn wir die menschliche Kultur und die Kultur der verschiedenen Gesellschaften als ein Mittel der Weltinterpretation betrachten, dann spielte im Falle Polens die historische Tradition in Gestalt des Nationalbewußtseins und in dem aktuellen Wirklichkeitsbezug eine besonders starke Rolle.

Diese psychologischen Bedingungen der Kriegsumstände, vor allem jedoch das von Anfang der Okkupation an blutig verwirklichte Vernichtungsprogramm des nationalsozialistischen Deutschlands gegen Polen (Tausende polnischer Intellektueller, darunter 180 Professoren und Lektoren der Jagiellonen-Universität in Krakau, wurden in den ersten Wochen der Besetzung von der Gestapo verhaftet, in die Konzentrationslager gesteckt, erschossen oder anderen Akten des Terrors ausgesetzt) verursachten, daß in dem Bestreben zur Bewahrung des Substantiellen - der geistigen und intellektuellen Werte der Nation, wie der materiellen Güter (Denkmäler, Kunstwerke, Bibliotheken, Musealsammlungen, Archivalien), der Erzeugnisse vieler Jahrhunderte der Nationalkultur, der Rückgriff auf die noch lebendige Tradition aus der Zeit vor 1918, die konspirative Tätigkeit zur Wahrung der Kulturwerte automatisch erfolgte.

Beim Ausbruch des II. Weltkriegs waren auf den 28 polnischen Hochschulen 50.000 Studenten immatrikuliert, von denen etwa 6.200 jährlich die Hochschule mit einem Diplom verließen. 824 Professoren und Dozenten, 1.836 Assistenten, Lektoren und wissenschaftliche Mitarbeiter waren im Lehrbetrieb beschäftigt. In den vier Universitätsstädten - Warschau, Krakau, Lublin und Posen - die als erste die Brutalität der nationalsozialistischen Okkupation zu spüren bekommen sollten, studierten auf den 17

Hochschulen über 35.000 junge Leute, 1.400 davon waren an der Katholischen Universität Lublin immatrikuliert. In den 850 Gymnasien, Lyzeen und pädagogischen Fachschulen bekamen über 200.000 Schüler ihre Ausbildung. Die Deutschen schlossen alle Hochschulen und die allgemeinbildenden Oberschulen, der Privatunterricht wurde verboten. Die Zahl der Volksschulen für Kinder bis zum 14. Lebensjahr wurde auf ein Drittel der Vorkriegszahl reduziert. Damit kamen auf einen Lehrer 60, 70 und manchmal 100 Kinder.

Es wurde verboten, dort polnische Literatur, Geschichte und Geographie zu unterrichten. Der Kampf gegen das Schulwesen war mit unerbittlichen physischen Vernichtungsmaßnahmen gegen die Lehrerschaft begleitet. In der 5-jährigen Besatzungszeit fielen 28,5 Prozent der Professoren und Wissenschaftler sowie 13,1 Prozent der Gymnasial- und Lyzeallehrerschaft den nationalsozialistischen Vernichtungsaktionen zum Opfer. 43 Prozent der Bausubstanz und der Ausstattung der Schulen, Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen, sowie 14 Prozent der 175 damals bestehenden Museen, wurden vernichtet. Die großen wissenschaftlichen Bibliotheken verloren durch Plünderung, Abtransport der Bestände nach Deutschland und durch die planmäßigen Vernichtungsaktionen mindestens 1.170.000 Bände. Die Verluste der Schulbibliotheken betragen etwa 8,5 Millionen Bände. Ähnlich große oder manchmal noch größere Verluste entstanden in den Privatsammlungen. Empfindliche Verluste erlitt die polnische Archivistik. Teile der kostbaren Bestände kamen in der ersten Phase der Okkupation abhanden, sie wurden nach Deutschland überführt. Im August und September 1944, während des Warschauer Aufstands, gingen 10-15 Prozent der Archivbestände verloren. Nach der Kapitulation Warschaus und der erneuten Besetzung der Stadt haben die Deutschen die wichtigsten Warschauer Archive angesteckt und verbrannt. Allein in den sechs größeren öffentlichen Archiven der polnischen Hauptstadt betragen die unwiederbringlichen Verluste 4.412.000 archivalische Einheiten.

Unter den Okkupationsumständen mußten alle wissenschaftlichen, künstlerischen, und Bildungsvereine, sowie alle anderen Institutionen des öffentlichen Lebens, ihre Tätigkeit einstellen.\*

\* Lediglich die katholische Kirche, die in dem nationalen Leben der Polen eine überragende Rolle einnahm, konnte im Generalgouvernement in den Gottesdiensthäusern eine gewisse Selbständigkeit wahren. Die ständigen Repressalien gegenüber der Diözesalgeistlichkeit und den Ordensleuten führte jedoch, nach unvollständigen Angaben, zum Tode von über 2.600 katholischen Geistlichen, also über 27 Prozent des gesamten Klerus. Viele Geistliche waren vorübergehenden Repressalien ausgesetzt (Verhaftung, Vertreibung), am meisten litten die Diözesen der dem Reich angegliederten Gebiete.

Das intakte Geistes- und Kulturleben im okkupierten Polen, in allen seinen Erscheinungsformen, wäre nicht zu verstehen, ohne den grundlegenden Standpunkt der gesamten polnischen Gesellschaft, also nicht nur der Intellektuellen- und Gebildeten, sondern auch der Arbeiter und Bauern, zu begreifen. Die grundlegenden Determinanten dieses Standpunktes oder Bewußtseins waren: Der polnische Staat wurde nach den Kämpfen zur Verteidigung der Grundrechte - der Unabhängigkeit und Souveränität des Staats und der individuellen Freiheit der Menschen - im September 1939 von einem Aggressor besetzt. Der deutsche Aggressor vertrat nicht nur eine fremde Gewalt, sondern auch ein totalitäres System in einer besonders degenerierten Form.

Eine schwere, schmerzliche, sogar tragische Okkupation - gehört zu den vorübergehenden Erscheinungen. Sollte selbst die schwerste Opferbereitschaft verlangt werden, muß man sie in der Zuversicht des Sieges der gerechten Sache, also der Unabhängigkeit, erbringen. Es gab kein politisches Übereinkommen mit dem Okkupanten, und es konnte keines geben, es existierte auch keine polnische politische Gruppierung (Ersatzregierung), die mit den Deutschen kolaborierte. Es bestand weiter und war aktiv die gesetzmäßige polnische Staatsgewalt: der Präsident der Polnischen Republik und die gesetzmäßig gewählte Regierung, die zeitweilig im Exil auf dem Territorium befreundeter und mit Polen durch politische und militärische Abkommen verbundener Staaten, tätig war, zuerst in Frankreich (vom 30. September 1939 bis zur Niederlage Frankreichs) und später in England (vom 19. Juni 1940 an). Der souveränen polnischen Regierung unterstanden die in Frankreich und England seit dem Herbst 1939 sich im Aufbau befindenden polnischen Streitkräfte, die von 1940 an an vielen Fronten (in Frankreich und Norwegen), in der Luft und auf See, gegen das Dritte Reich kämpften. In der besetzten Heimat bestanden und wirkten weiterhin, in verschiedenem Umfang, alle vor dem Krieg bekannten politischen Gruppierungen und Parteien, es entstanden ebenfalls neue Zentren des politischen Denkens.

In Warschau - der Hauptstadt des polnischen Untergrundstaates - hielt sich auf und arbeitete der Sonderbeauftragte (Delegat) der Londoner Exilregierung, es fungierte dort die ihm unterstellte Zivilverwaltung und Planungsbehörde. Unabhängig davon gehörte es zum Alltag, Verbindungen zur geheimen militärischen Bewegung anzuknüpfen, zu der konspirativ im besetzten Polen entstehenden - mit der Zeit einige Hunderttausend Mann starken - Heimatarmee (Armia Krajowa), die dem Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte unterstand. Zahlreiche, seit den ersten Wochen gegen den Okkupanten gerichtete, spontane, unorganisierte Aktivitäten begegneten und verbanden sich mit der Zeit, besonders im kulturellen Bereich, mit den von den militärischen und zivilen Untergrundorganisationen initiierten und kontrollierten Aktivitäten.

Das gesamte polnische Kulturleben im Untergrund bestand und entwickelte sich weiter, gewissermaßen aus drei Konzepten (Plänen), die zu einer Einheit wurden:

1. In dem Bestreben zur Erhaltung der kulturellen Substanz eines durch Vernichtung bedrohten Volkes, d. h. in der physischen Rettung der besonders bedrohten Menschen, der Kultur, der Erhaltung des gesellschaftlichen Bewußtseins und in der Absicherung des Kulturgutes vor Plünderung oder Vernichtung - der Denkmäler, Musealien, Archivalien, Bücher in den öffentlichen und privaten Sammlungen;
2. in dem augenblicklichen Handeln, d. h. in der Einschaltung des Kulturbereiches, im breitesten Sinne des Wortes, in die Widerstandaktion gegen den Okkupanten. Als verpflichtendes Kulturmuster herrschte das Vorbild des Kampfes und des Widerstandes vor. Die militärische und politische Tätigkeit der Verbände der polnischen Untergrundbewegung begünstigte die Herausbildung von festen Haltungen und Normen, Normen der nationalen Würde gegenüber dem Okkupanten. Sie war nützlich zur Herausbildung einer Rangliste der Ziele und trug zur Steigung des Gefühls der persönlichen Verantwortung, sowohl der Schöpfer der Kulturwerte als auch der Teilnehmer an diesem Kulturleben bei;
3. in dem Wirken für die Zukunft, d. h. in dem Vorausdenken der Perspektiven des Nationallebens in einem freien polnischen Staat und in den Entwurf- und Programmarbeiten für die zukünftige Entwicklung der Wissenschaft, Bildung, Künste und der Massenkultur.

Eine besondere Rolle war dem geheimen Unterricht im ersten und dritten Konzept zugeordnet. Die Mehrheit der Lehrer nahm die Tatsache, daß die Schulen von dem Okkupanten geschlossen und der Privatunterricht verboten wurde, überhaupt nicht zur Kenntnis. In wenigen Wochen und Monaten, und manchmal schon nach ein paar Tagen, wurde der Gymnasial- und Lyzealunterricht sowie die Hochschulvorlesungen in kleinen Gruppen, seltener mit mehr als zehn Jugendlichen, wieder aufgenommen. Diese spontanen Aktivitäten, koordiniert durch die Körperschaft aller im Vorkriegspolen bestehenden Lehrerverbände und -vereinigungen, gingen nach wenigen Monaten in die Kompetenz der Bildungs- und Wissenschaftsabteilung der Londoner Delegation in der Heimat über.

Das Untergrundschulwesen im Bereich der allgemeinbildenden Oberschulen nahm mit der Zeit imponierende Ausmaße an. Im Schuljahr 1942/43 unterrichteten 5.625 Lehrer in den 4 Distrikten des Generalgouvernements 48.608 Schüler, in dem folgendem Schuljahr 1943/44 waren es schon 7.168 Lehrer und 60.660 Schüler. Im Vergleich dazu, in der Vorkriegszeit wurden im gleichen Gebiet etwa 90.000 Gymnasial- und Lyzealschüler unterrichtet. Das bedeutet, daß in der größten Terrorzeit verglichen mit dem Vorkriegsstand das höhere Untergrundschulwesen etwa 70 Prozent

der Jugendlichen der Gebiete Zentralpolens erfaßte. Neben geheimen Zusammenkünften in Privaträumen wurde der Unterricht in zunehmendem Maße in den von den Okkupanten vereinzelt zugelassenen Berufsschulen durchgeführt. Die Schüler und Absolventen des Untergrundunterrichts bekamen behelfsmäßige Bescheinigungen über den Abschluß der jeweiligen Klasse, und sie konnten die Reifeprüfung ablegen mit der Zusicherung, diese im Nachkriegspolen anerkannt zu bekommen.

Das Hochschulwesen funktionierte ebenfalls in völliger Konspiration, die Übungen und Vorlesungen wurden in kleinen Gruppen in Privaträumen durchgeführt. Die leidvollen Erfahrungen der ersten Wochen der Okkupation haben die Notwendigkeit der Konspiration erwiesen. Als die deutsche Wehrmacht am 10. September 1939 Posen besetzte, fingen in den nächsten Tagen die Verhaftungen von Professoren und Dozenten der Universität Posen an, viele von ihnen haben den Aufenthalt in den Gefängnissen mit dem Leben gebüßt. Die Gesamtzahl der ermordeten, gefallenen, in den Konzentrationslagern und Gefängnissen sowie in Folge der Kriegereignisse verstorbenen Professoren und Dozenten der Universität Posen erreichte die Zahl von 39 Personen, von den wissenschaftlichen Mitarbeitern waren es 26 Personen (ohne das Verwaltungspersonal zu berücksichtigen). Im Winter 1939/40 wurde die Mehrzahl der Wissenschaftler aus Posen, ebenso wie die gesamte polnische Intelligenz, in das Generalgouvernement zwangsausgesiedelt.

Die Räume der Universität wurden mit Brutalität unter dem Motto: »Weg mit dem polnischen Dreck!« verwüstet. Die Universitätsbibliothek wurde durch die Gestapo versiegelt, das Collegium Medicum in einen Sitz der deutschen Polizei umgewandelt: die neuen Hausherrn verbrannten die polnischen Bücher, warfen die Mikroskope aus dem Fenster, vernichteten die im Hause und in den anderen Gebäuden der Universität Posen befindlichen Sammlungen, bevor die Reste der Apparaturen und der wissenschaftlichen Ausstattung nach Deutschland überführt wurden.

Am 20. April 1941 - dem Geburtstag Adolf Hitlers - wurde unter großer öffentlicher Anteilnahme die Gründung der Reichsuniversität Posen verkündet. SS-Sturmbannführer Dr. Peter Johannes Carstens wurde zum Rektor der neuen Hochschule ernannt. Er war vom Beginn der Besetzung Posens an im dortigen Siedlungsstab, einer Außenstelle des Rassen- und Siedlungshauptamtes in Berlin, beschäftigt und zeichnete sich bei der Zwangsvertreibung der Polen und Juden aus. Einige Dutzend der neuernannten Professoren, meistens fanatische Nationalsozialisten, bekamen ihre ersten Lehrstühle.

Im Anatomischen Institut dieser deutschen Universität verbrannte man etwa 8.000 Leichen, nämlich die der von der Gestapo füsilierten und erhängten Polen und Juden. Als Ausdruck der moralischen Haltung mancher deut-

schen Wissenschaftler zu diesen Ereignissen auf dem Gelände der Universität kann man die Notizen des Anatomieprofessors der Medizinischen Fakultät der Reichsuniversität Posen Prof. Dr. Hermann Voss (bis 1939 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Anatomischen Institutes Leipzig) aus seinem unversehrte gebliebenen Tagebuch entnehmen: »Gestern habe ich mir den Leichenkeller und den Verbrennungsofen, der auch im Keller ist, angesehen. Dieser Verbrennungsofen war für die Beseitigung von Leichenteilen bestimmt, die von den Präparierübungen übrigblieben. Jetzt dient er dazu, um hingerichtete Polen zu veraschen. Fast täglich kommt jetzt das graue Auto mit den grünen Männern, d. h. SS-Männern von der Gestapo, und bringen Material für den Ofen. Da er gestern nicht in Betrieb war, konnten wir hineinschauen. Es lag drin die Asche von 4 Polen. Wie wenig doch von einem Menschen übrigbleibt, wenn alles Organische verbrannt ist! (...) Die Polen sind augenblicklich wieder sehr frech und infolgedessen hat unser Ofen viel zu tun. Wie schön wäre es, wenn man die ganze Gesellschaft durch solche Ofen jagen könnte!« (15.6.1941). Vier Tage später schrieb der gleiche deutsche Wissenschaftler: »Gestern wurden zwei Wagen voller Polenasche abgefahren. - Vor meinem Arbeitszimmer blühen jetzt wunderschön die Robinien, gerade so wie in Leipzig« (19.6.1941).

In Krakau, der nach Warschau zweitgrößten - und wichtigsten polnischen Universitätsstadt, hatte der Akademische Senat der Jagiellonen-Universität die Eröffnung der Vorlesungszeit im November 1939 verordnet. Daraufhin verlangte Obersturmbannführer Müller von der Krakauer Einsatzgruppe der Sicherheitspolizei vom Rektor, für den 6. November 1939 eine Vollversammlung der Professoren und Lehrbeauftragten einzuberufen, um - wie er sagte - ihnen »den deutschen Standpunkt zur Wissenschaft und zum Hochschulwesen zu erläutern«. Die versammelten 183 Personen - Professoren, Dozenten, Assistenten der Jagiellonen-Universität und der Bergbau-Akademie, einer anderen Hochschule Krakaus, wurden dann heimtückisch verhaftet.

Wie wir heute wissen, hatten die Deutschen - die damals noch bemüht waren, einen gewissen Schein zu wahren - unter dem Druck der zivilisierten Weltöffentlichkeit vom Februar 1940 bis Oktober 1941 die Mehrheit der am 6. November 1939 verhafteten Personen entlassen. Nichtsdestoweniger verloren 15 der führenden Köpfe der polnischen Wissenschaft aus Krakau durch menschenunwürdige Lebensbedingungen ihr Leben, oder wurden ermordet; weitere 16 Personen verstarben bald danach als Folge der Lagerhaft.

Einige Tage nach den lautstarken Ereignissen in Krakau führten die Deutschen eine ähnliche - obwohl in ihrem Umfang geringere - Terroraktion in Lublin gegen die Professoren der katholischen Universität durch, die ihren

Lehrbetrieb nach einem Beschluß des Senats bereits am 6. Oktober aufgenommen hatten. Am 9. November wurden der Rektor Dr. Antoni Szyman-ski sowie 14 Professoren und Dozenten verhaftet und in das Gefängnis im Schloß eingeliefert. 10 von ihnen wurden nach einigen Monaten wieder freigelassen, zwei wurden am 23. Dezember 1939 zusammen mit einer Gruppe Lubliner Intellektueller hingerichtet. Das Universitätsgebäude wurde in eine Kaserne und später in ein Militärkrankenhaus umgewandelt, die Bibliothek wurde zum größten Teil vernichtet. Ähnliche Terrorakte gegen Gelehrte wiederholten sich in Lemberg. Diesmal vermied man jedes Aufsehen und erschloß heimlich am 4. Juli 1941 41 Personen - Professoren der Universität, des Polytechnikums und der Veterinärmedizinischen Akademie zusammen mit ihren Familien.

Die Akte der Gewalt und des Unrechts vermochten jedoch nicht, die Schar der Professoren der Warschauer Universität sowie die ausgesiedelten Gelehrten aus Posen einzuschüchtern. Mittellos, ihrer Arbeitsstätten beraubt und von Zwangsmaßregeln bedroht waren sie entschlossen, ihre wissenschaftlich-erzieherische Arbeit fortzusetzen. Einige Professoren begannen bereits im November 1939 in ihren Privatwohnungen mit Vorlesungen für Vorkriegsstudenten der letzten Semester. Zu Beginn des Jahres 1940 studierten auf diese Weise kaum hundert Studenten. In der Zwischenzeit wuchs die Zahl der Studienanwärter. Die Abiturienten des Jahres 1939 sowie die jüngeren Semester waren der Möglichkeit beraubt, ihr Studium fortzusetzen; im Juni 1940 aber führte man bereits die ersten konspirativen Reifeprüfungen durch mit den Schülern der geheimen Unterrichtsgruppen (Komplets). Also organisierten die Professoren einiger Abteilungen der Warschauer Universität im Herbst 1940 geheime Komplets für die Anwärter des ersten Studienjahrs.

Die Organisatoren des geheimen Unterrichts mußten viele Schwierigkeiten überwinden: das Auftreiben von Finanzmitteln, das Auffinden von konspirativen Räumlichkeiten, das Ausarbeiten geeigneter Methoden für die Kandidatenauslese und vor allem die Ausarbeitung von didaktischen Methoden für Vorlesungen und Übungen ohne wissenschaftliche Hilfsmittel. Bibliotheken und Laboratorien befanden sich unter deutscher Kontrolle. So begann auch die philosophische Fakultät als erste ihre Arbeit. Schrittweise setzte man auch die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät wieder in Betrieb: Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Biologie. Im Untergrund wirkte auch die Katholisch-Theologische Fakultät. Gleichzeitig organisierte das aus Großpolen ausgesiedelte wissenschaftliche Personal der Posener Universität bereits im Herbst 1940 in Warschau eine neue konspirative Hochschule unter dem Namen »Universität der Westgebiete«, das damit seine Überzeugung kundtat, daß der Kampf gegen Deutschland ein Kampf um die ewigen Rechte des polnischen Volkes aufs

Leben und seine Entwicklung in den Westgebieten Polens war. An der humanistischen Fakultät dieser Hochschule studierten bald ungefähr 200 Hörer, von denen viele aus Posen, Großpolen und Schlesien ausgesiedelt waren.

1940 begann ebenfalls der konspirative Unterricht an der juristischen Fakultät der Universität Warschau, der anschließend von beiden Hochschulen, der Warschauer und der Posener, gemeinsam durchgeführt wurde. Gegen Ende des Besatzungszeit studierten an dieser Fakultät beinahe 600 Studenten, und es wurden 54 Magisterprüfungen und eine Promotion abgenommen. 1942 rief man an der Universität der Westgebiete unter dem Namen »See-Institut« zum ersten Mal in der Geschichte der polnischen Wissenschaft ein dreijähriges besonderes Studium des Seehandels und der Meereswirtschaft ins Leben, das die Jugend für ihre Aufgaben in Verwaltung und Wirtschaft in der Nachkriegszeit an der Ostseeküste vorbereiten sollte. Für die Vorkriegshörer der medizinischen Fakultät organisierte man bereits in den ersten Monaten der Besetzung unter dem Vorwand der Arbeit in Krankenhäusern konspirative Vorlesungen und Übungen. In der Absicht, neue und zahlreichere Bewerber für dieses Studium heranzubilden, unternahm man Bemühungen um eine öffentliche Private Berufsschule für sanitäres Hilfspersonal ins Leben zu rufen, und im Frühjahr 1941 erhielt man die Erlaubnis für die Zaorski Schule\*. Die Leitung dieser Schule lag - natürlich inoffiziell - in den Händen des Dekans der medizinischen Fakultät, und das Unterrichtsprogramm entsprach dem Studienprogramm der ersten beiden Jahre des Medizinstudiums. Dieses hohe Unterrichtsniveau entging natürlich nicht der Aufmerksamkeit des Besatzers, und die Schule war empfindlichen Schikanen ausgesetzt. Trotzdem studierten an dieser Schule in den Jahren 1941 bis 1944 an die zweitausend Studenten. Daneben wurde das medizinische Studium auch an der Universität der Westgebiete mit über 600 Studenten durchgeführt. Übungen und Praktika wurden in Krankenhäusern absolviert. Auf ähnlicher Grundlage wie die sogenannte Zaorski Schule entstanden in Warschau noch mehrere Berufsschulen, die vom Besatzer zugelassen wurden, z. B. Handels-, technische und landwirtschaftliche Berufsschulen, in denen man faktisch Hochschulvorlesungen nach dem normalen Hochschulprogramm - dem Warschauer Polytechnikum, der Haupthandelsschule oder der Hauptlandwirtschaftsschule - hören konnte. Als Beispiel kann man aufführen, daß 186 Personen das Abschlußdiplom des Warschauer Polytechnikums erwarben, 18 verteidigten ihre Dissertation und 14 durchliefen an dieser Hochschule das geheime Habilitationsverfahren. An der Hauptlandwirtschaftsfachschule wurden während der Besatzungszeit 27 Ingenieur-Diplome und Doktor-Titel vergeben.

\* Benannt nach dem Gründer, dem Dozenten Zaorski.



In Krakau begann die Aktion des Geheimunterrichts mit Verspätung angesichts der fühlbaren Verluste, die das dortige Professoren-Kollegium erlitten hatte. Im Frühjahr 1942 wurde auch dort die Aktion des Geheimunterrichts aufgenommen, die mit der Zeit über 130 Dozenten und mehr als 800 Hörer umfaßte in den Fakultäten der Rechte, der Theologie, der Medizin, der Agrarwissenschaften und der Philosophie. Andere Hochschulorte, die in den Grenzen des Vorkriegspolens lagen - Lemberg und Wilna -, wurden von den Deutschen erst im Sommer 1941 im Zuge der aggressiven Kriegshandlungen gegen die UdSSR besetzt. Der geheime Unterricht an der Jan-Kazimierz-Universität in Lemberg - vor dem Kriege über sechstausend Hörer - und an der Stefan-Batory-Universität in Wilna - vor dem Kriege über dreieinhalbtausend Hörer - wurde von Gruppen der dort verbliebenen polnischen Gelehrten 1942 organisiert. Trotz bedeutender Verluste der polnischen Intelligenz an diesen Zentren infolge der Okkupationsbedingungen in den Jahren der sowjetrussischen Besatzung 1939 bis 1941, studierten im Frühjahr 1944 bereits konspirativ in Lemberg ungefähr 150 Personen und in Wilna an die 260. Die Gesamtzahl der über einen längeren Zeitraum oder vorübergehend Studierenden an den geheimen polnischen Hochschulen unter der deutschen Besatzung wird auf 7-9 tausend Personen geschätzt.

Das konspirative Studium wurde gemäß den Studienplänen der Vorkriegszeit für die polnischen Hochschulen durchgeführt, wobei die Pflichtstundenzahl für alle Hörergruppen durchschnittlich 8-10 Wochenstunden betrug. Mit Rücksicht auf die Sicherheit versammelte man sich in kleinen Gruppen von bis zu 20 Personen, auf die Professoren und Dozenten entfielen ungefähr 18 Stunden didaktischer Arbeit in der Woche. Dies war eine ungeheurere Leistung unter den Bedingungen fortwährender Razzien, Polizeikontrollen auf den Straßen und äußerst schwieriger Verkehrsbedingungen. Denn die Vorlesungen fanden an verschiedenen Punkten der Stadt statt, manchmal auch am Stadtrand; auch die frühe Polizeistunde beschränkte die Teilnehmer. Im Herbst und im Winter schränkten die Deutschen die Stromzufuhr für die Stadtviertel ein, die von Polen bewohnt waren, und es fehlte an Heizmaterial für die Wohnungen. Man war gezwungen, die Zeit aufzuteilen zwischen Studium und Erwerbstätigkeit, sehr häufig schwerer physischer Arbeit, und dies betraf sowohl den größten Teil der studierenden Jugend als auch die Hochschullehrer.

Die beschriebenen Maßnahmen dienten sowohl der Bewahrung der kulturellen Substanz der Gesellschaft als auch - durch die Herausbildung einer tätigen intellektuellen Einstellung - der Bereicherung der Motivation im laufenden Kampf mit dem Besatzer. Man muß an dieser Stelle bemerken, daß fast die gesamte studierende Jugend und häufig auch die Professoren gleichzeitig mit geheimen Unabhängigkeitsverbänden in Verbindung stan-

den. Die Studenten und Studentinnen nahmen teil an der konspirativen militärischen Schulung, an Kampfhandlungen und Diversionstätigkeiten der Widerstandsbewegung, an den Arbeiten des geheimen Nachrichtendienstes und des Gesundheitswesens, am Redigieren und der Verbreitung der Untergrundpresse. Diese Umstände schufen eine zusätzliche Bedrohung sowohl für sie selbst als auch für ihre nächste Umgebung. Die Deutschen waren nur schwach informiert über den tatsächlichen Umfang der konspirativen Hochschultätigkeit in Polen, obwohl auch Beweise vorhanden sind, daß Informationen von dieser Sache an sie gelangten. Jedoch allein die Tatsache, daß Gruppen junger Leute in Privatwohnungen zusammentrafen war im Falle der Entdeckung ausreichender Anlaß für Verhaftungen durch die Gestapo, für Verschickungen in Konzentrationslager oder sogar Erschießungen, und das ohne Rücksicht auf die Art der Versammlung. So ist es verständlich, daß angesichts derartiger Umstände die akademische Jugend eine Reife über das Alter hinaus aufwies, und dies gestaltete wiederum ihr hohes Verantwortungsbewußtsein. Viele Dozenten und Hörer der Hochschulen gelangten in die Hände der Gestapo in Zusammenhang mit ihren Tätigkeiten in den verschiedenen Organisationen der polnischen Untergrundbewegung. Nie jedoch geschah es - trotz der grausamen Verhörmethoden -, daß auf diesem Wege das Geheimnis des geheimen Unterrichts, Namen von Hochschullehrern oder Anschriften von Unterrichtsorten preisgegeben wurden.

Eine ähnlich hohe Verantwortung wies das Verhältnis der Jugend zum Studium auf. Hervorragende Gelehrte, die die verschiedenen Fakultäten der konspirativen Hochschulen leiteten, waren einmütig der Meinung, daß das Niveau der Hörer häufig den Stand der Jugend, die unter normalen Bedingungen vor dem Kriege studierte, übertraf. Die Ursachen für diese Tatsache muß man zweifelsohne tiefer suchen: das illegale Erringen von Wissen, die gemeinsam gemeisterten Schwierigkeiten, die gemeinsame Bedrohung seitens der Gestapo, erzeugten ein besonders festes Band zwischen der Professorenschaft und den Studenten.

Und tatsächlich erbrachte die Gesamtheit der polnischen Wissenschaftler in den Jahren der Besatzung ehrenvolle und vielseitige Beweise für die Werte von Geist und Gesinnung. Dies fand seinen Ausdruck nicht allein in der aufopferungsvollen erzieherischen Arbeit, sondern auch in zahlreichen Initiativen und Unternehmungen auf dem Gebiet von Wissenschaft und Forschung sowie in Autorenarbeiten, die unter den widrigsten Bedingungen hartnäckig durchgeführt wurden, und schließlich bei der Pflege der vom Besatzer geplünderten Museums- und Bibliotheksbestände und in den organisatorischen Anstrengungen bei den Vorbereitungen von Programmen für die Hochschulen nach dem Kriege. Diese vielseitige Aktion, anfänglich spontan und seit 1942 koordiniert durch die Hochschulsektion,

die geschaffen wurde in der konspirativen Abteilung für Wissenschaft und Hochschulwesen bei der Delegatur der polnischen Regierung, brachte bedeutende Ergebnisse. Die Kommission für Wissenschaftsarbeiten und Hochschullehrbücher plante und stimmte mit Gelehrten die Vorbereitung der notwendigsten Hochschullehrbücher für die Zeit nach dem Kriege ab. Den Autoren gelang es, 470 Lehrbücher und monographische Werke in den verschiedensten Wissensgebieten vorzubereiten. Manche Wissenschaftler erreichten geradezu ungewöhnliche Ergebnisse. Der von der Gestapo verfolgt, durch den Tod seines Sohnes im Konzentrationslager heimgesuchte Prof Jbzeł Kostrzewski bearbeitete in dieser Zeit ohne geeignete wissenschaftliche Hilfsmittel sein grundlegendes Werk »Kultura prapolska« (»Die Kultur Urpolens«), das nach dem Kriege veröffentlicht wurde. Der Historiker Zygmunt Wojciechowski bereitete ein weit zugeschnittenes Programm historischer Untersuchungen für die Nachkriegszeit vor; er schrieb und verlegte sein Buch »Polska-Niemcy« (»Polen-Deutschland«), das zehn Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte beider Völker darstellte, und sammelte Material für etliche andere Arbeiten von fundamentaler Bedeutung. Der Rechtswissenschaftler Prof. Stanisław Kasznica bearbeitete und verlegte konspirativ ein neues Lehrbuch des polnischen Verwaltungsrechts. Der Literaturwissenschaftler Prof. Julian Krzyżanowski bearbeitete trotz besonders großer Belastungen durch die laufende Arbeit an der Untergrunduniversität weitere Teile seiner Vorkriegs-»Geschichte der polnischen Literatur« (»Historia literatury polskiej«) und das erste »Literarische Wörterbuch« (»Słownik literacki«) und setzte seine Forschungen auf dem Gebiet der Volksmärchen fort. Der ausgezeichnete polnische Philosoph Prof Władysław Tatarkiewicz schrieb die erste Fassung seines Werkes »O szczęściu« (»Über das Glück«), das Werk erfuhr nach dem Kriege Auflagen in mehreren Sprachen. Prof Waclaw Sierpinski vollendete 40 (sic!) mathematische Arbeiten und Prof Stefan Piei kowski 15 Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Physik. Dies sind nur einige stichprobenartige Beispiele.

Die durch den Besatzer eingeführten rigoros angelegten Nürnberger Rassegesetze sollten in ihrer Anlage und in ihrer Konsequenz ein völliges Herausisolieren der Menschen - die die Nazis als Juden erachteten - aus dem polnischen Kulturkreis verursachen. In der Praxis haben jene polnischen Schöpfergeister jüdischer Herkunft, die ursprünglich aus eigener Wahl mit der polnischen Kultur verbunden waren, dieses Band sogar unter schwierigsten und tragischsten Bedingungen bewahrt. Die Zwangsisolierung der Juden in Ghettos und anderen Orten der Absonderung schuf in den Jahren 1940 und 1941 eine besonders schwierige Lage. Die Menschen, die sich in der nichtjüdischen Umgebung verbargen und nicht in die Ghettos gingen, nahmen an dem »normalen« konspirativen Kulturleben teil; sie waren Dozenten und Hörer des geheimen Schulwesens, schufen literari-

sche Werke, arbeiteten an der polnischen Untergrundpresse mit usw. Die Mehrheit war jedoch dazu verurteilt, unter den Bedingungen der geschlossenen Bezirke zu leben, wo die Unterdrückung des Besatzers und die allgemeine Verelendung besonders fühlbar waren. Das Schulwesen wurde in den Ghettos grundsätzlich völlig liquidiert, obwohl man in einigen Städten in einem Schuljahr die Tätigkeit von Grundschulen und berufsbildende Kurse zuließ. Also führte man in den Ghettos mit den Kräften der dort festgehaltenen Gelehrten und Pädagogen geheime Oberschulen (Gymnasien und Lyzeen) und sogar Hochschulunterricht in polnischer Sprache durch. Die hervorragendste Errungenschaft auf diesem Gebiet war das Medizinstudium, das unter dem Vorwand des von dem Besatzer zugelassenen Lehrgangs der Sanitätsausbildung gegen die Seuchenverbreitung betrieben wurde. Organisiert wurde es von Juliusz Zweibaum, einem Professor der Warschauer Universität; unter den Hochschullehrern befand sich unter anderen der weltberühmte Gelehrte Prof. Ludwik Hirszfeld. In jüdischen Kreisen, ähnlich wie auch in polnischen auf der sog. arischen Seite, führte man mit dem Gedanken an die Zukunft Dokumentationsarbeiten durch, die verschiedene Fragen des gesellschaftlichen Lebens betrafen, darunter auch solche weit gefaßter Probleme der Kultur. Dies fand sowohl in Lbdz und Krakau statt als auch, und das in besonders großem Umfang, im Warschauer Ghetto, auf Veranlassung und unter der Leitung von Dr. Emanuel Ringelblum.

Im Inhalt des geheimen Unterrichts, in den behandelten künstlerischen Formen, im Charakter der Lektüre manifestierte sich - entgegen dem Standpunkt des Hitlerismus gegenüber den Slaven, die als Untermenschen betrachtet wurden - ein entschiedenes Empfinden der Bindungen der polnischen Gesellschaft an die lateinische Kultur und das beständige Gut der europäischen Tradition. Die unmenschliche Anwendung des Nazismus verlieh objektiv - und um so mehr im subjektiven Bewußtsein der Menschen - den kulturellen Aktivitäten eine große humanistische Bedeutung im Untergrund sowie den beschriebenen moralischen Grundlagen, die mit ihnen verbunden waren. Bezeichnend für die konspirative kulturelle Praxis waren die hohen ethischen Erwartungen ihrer Teilnehmer. Wir möchten hier zur Verdeutlichung nur ein synthetisierendes Beispiel herausziehen. So eröffnete im Frühjahr 1943, zum Zeitpunkt, als die SS-Formationen und Nazi-Polizei gerade in diesem Gebiet Massenmorde an Juden verübten, Prof. Jbsef Rafacz, der Leiter der konspirativen Rechtsstudien, seine Vorlesung in einer Privatwohnung für eine Studentengruppe der geheimen Universität in Warschau folgendermaßen: »Neben uns werden Menschen lebendig verbrannt, man hört Schüsse, Greise, Kranke, Frauen, Kinder sterben. Es sind dies Geschöpfe, die jene Gemeinschaft der höchsten Art, wie es die Menschheit ist, bilden. Und all dies geschieht im Einklang mit Verordnun-

gen, im Auftrage und nach Vorschriften eines Staates, in dem die Rechtswissenschaften hoch angesehen sind. Der Generalgouverneur Dr. Frank ist Jurist, und ein ausgezeichnete Jurist, Vorsitzender der Deutschen Akademie des Rechts. Die Mehrzahl der höheren Beamten in der deutschen Verwaltung in Polen sind ebenfalls Juristen ... Warum soll man in diesem Falle Jura lernen? Hat das überhaupt einen Sinn ... Gesetz ist Gesetz, Recht ist Recht und der Mensch ist ein Mensch, dem es dienen soll. Vorschriften schaffen Rahmen, im allgemeinen formale. Der lebende Mensch füllt sie mit seinem Inhalt. Und vom lebenden Menschen hängt alles ab. Daher ist es gut, daß ausgerechnet ihr heute das Recht lernt, damit es zum Guten des Menschen umgekehrt werde, und nicht zum Tode, zur Verteidigung der Schwachen und Kranken, der Frauen und Kinder. Ihr, gerüstet mit dem Wissen des Rechts, werdet auch achtgeben müssen, daß diejenigen, die heute das Recht zur Schändung und Vernichtung des Menschen anwenden, zur Strafe herangezogen werden, einer vom Recht vorgeschriebenen Strafe. Auf der Wacht eines jeden Rechts muß der Mensch stehen, denn der Mensch ist das wichtigste, und sein Recht zum Leben ist das höchste Recht.«

Deutsch von Jurek Herrmann

## Literaturverzeichnis

- M. Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik, 1939-1945, Stuttgart 1961.  
 S. Dabrowski, Uniwersytet Poznański 1939-1945, Poznań 1946.  
 W. Jacobmayer, Heimat und Exil. Die Anfänge der polnischen Untergrundbewegung im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1973.  
 Chr. Klessmann, Die Selbstbehauptung einer Nation. Nationalsozialistische Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement 1939-1945, Düsseldorf 1971.  
 J. Krasucki, Tajne szkolnictwo polskie w okresie okupacji hitlerowskiej 1939-1945. Wyd. 2, Warszawa 1977.  
 Maly Rocznik Statystyczny 1939, Warszawa 1939.  
 K.M. Pospieszalski, Z pamigtnika profesora »Reichsuniversität Posen«, »Przeglad Zachodni« 1955, XI.  
 W. Präg, W. Jacobmayer (Hrsg.), Das Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945, Stuttgart 1975.  
 Sprawozdanie w przedmiocie strat i szkód wojennych Polski w latach 1939-1945, Warszawa 1947.  
 S. Urbanczyk, Uniwersytet za kolczastym drutem, Kraków 1975.  
 J. Zaborowski, S. Poznański, Sonderaktion Krakau, Warszawa 1964.



---

Jean Bollack

## Über die Voraussetzung wissenschaftlicher **Beschäftigung** mit Literatur

Der eigentliche Gegenstand der folgenden Ausführungen<sup>1</sup> besteht darin: Die Grundlagen wissenschaftlicher (im Unterschied zu essayistischer) Beschäftigung mit literarischen Werken zu überdenken, ob sie wissenschaftlich sein kann - d. h. die Voraussetzungen des Verständnisses in der Philologie festzulegen. Es handelt sich im speziellen Fall um Werke des griechischen Altertums; doch das darüberhinaus Allgemeingültige steht im Vordergrund.

Es gehören diese Ausführungen gewiß zur Wissenschaftstheorie, doch ist der Ausgangspunkt vorerst kein rein theoretischer. Die Überlegungen leiten sich her aus der Erfahrung der Praxis, und nicht aus der Methodenlehre, aus partikularen Beobachtungen der philologischen Arbeit, deren Konsequenzen für die Theorie nicht ohne Bedeutung sind. Was zur Diskussion gestellt wird, ist der komplexe Vorgang der Findung (und Begründung) einer Form von »Wahrheit« - des Sinnes, ob dieser nun gültig, nur möglich oder richtig sei - in einer konkreten Situation gelehrter Beschäftigung. Die theoretische Reflexion, auch wo (und gerade wo) sie die Aporien des Verständnisses kunstgerecht formuliert, läuft Gefahr, im geschlossenen Rahmen ihrer eigenen begrifflichen Fragestellung zu verbleiben; sie gewinnt aus ihm ihre Stärke. Ihre dominierende Stellung kann sogar, sobald man sich mit der materialen Problematik auseinandersetzt und eine in mancher Hinsicht ausweglose Lage zu überwinden trachtet, als Belastung empfunden werden. Die Theorie steht faktisch gegen die Praxis. Statt die eine gegen die andere auszuspielen, wird man gut daran tun, die Praxis selbst zu theoretisieren, d. h. unabhängig von der begrifflich fixierten Sprache der hermeneutischen Theorie (nicht gegen sie) eine offene Theorie der Praxis aufzustellen.

Die Reflexion fußt nicht direkt auf der hermeneutischen Theorie, obwohl diese sich primär gerade auf das hier zur Diskussion stehende Objekt erstreckt, lehnt sie auch nicht ab (weil ihre Fundamente nicht abweisbar sind), sie versucht, die (theoretischen) Voraussetzungen der Praxis aus der Praxis selbst zu verstehen, zumal der theoretische Diskurs, wenn er auch die Praxis mit einbezieht, auf diese aber nicht begründet ist und sich um die Durchführung derselben nicht kümmert, kraft seiner Eigenmächtigkeit die

Probleme, die er beleuchtet, leicht aus dem Weg räumt. Die hermeneutische Theorie ist nicht zu vervollkommen; es wäre zu fragen: Ist sie anwendbar, warum wird sie nicht angewandt, ist sie nicht angewandt worden?

Es folgt aus dieser auf der Analyse der realen Praxis (d. h. der »wissenschaftlichen« Produktion) begründeten Position, daß es nicht darum geht, die Ergiebigkeit neuer Gesichtspunkte aufzuweisen oder irgendwelche, den Gegenstand erneuernde, Betrachtungsweisen zu bevorzugen, die unseren gegenwärtigen Interessen besonders entgegenkämen. Wenn das Prinzip wohl generell fair jede Wissenschaft gilt, daß der Fortschritt nicht nur durch die Einführung neuer Sinngebungen, die ein schon vorhandenes Material anders durchgestalten, sondern durch eine kathartische Überprüfung der Voraussetzungen gewährleistet wird, so läßt sich die Situation der Philologie als Wissenschaft von dem hier vertretenen Standpunkt her vornehmlich (wenn nicht gar ausschließlich) daher bestimmen, daß seit alters aufgestellte Prinzipien, die als richtig und dem Gegenstand adäquat betrachtet wurden, in der praktischen Anwendung nicht befolgt werden konnten. Es verschiebt sich somit die Perspektive auf die Ergründung der Ursachen, weswegen in der Praxis der Wissenschaft die Ergebnisse den von ihr selbst anerkannten Grundsätzen in eklatanter Weise widersprechen.

Es ließe sich zeigen, wie die Prinzipien, soweit sie überhaupt dargestellt werden, in der praktischen Anleitung den wirklichen Verhältnissen so angepaßt werden, daß sie, gleichsam a posteriori definiert, der Legitimierung rein empirischer Effizienz dienen. Es kann dies nun aber nicht heißen, daß ein Vertreter dieser Disziplin nicht auch selbst vom Wandel der Gesichtspunkte berührt wird; die Aufgeschlossenheit für neue Aspekte, wie die Textanalyse, die kulturelle Anthropologie oder die Soziologie gehört mit zur Interpretation; sie können in den bestehenden Erwartungshorizont aufgenommen werden und ihn bereichern, versteht man die Kunst als eine Fähigkeit, Verdecktes (bisher nicht oder nicht mehr Wahrgenommenes) wieder zu erschließen, und somit als eine sich stets verändernde, verfeinerte Sensibilität.

Soll der Philologe jedoch den Interpretationszusammenhang, so wie er sich in der Geschichte konstituiert hat, erkennen, um sich über die Bedingungen klar zu werden, so muß dieser in seiner Gesamtheit als etwas jeweils schon Vorhandenes, als etwas in seiner inneren Systematik Statisches (und fast Außerzeitliches) aufgefaßt werden, schon damit man nicht selbst als Interpret des Vergangenen in den sich stets den neuen Verhältnissen anpassenden Aktualisierungsprozeß mit hineingerissen wird und dadurch außerstande gesetzt, die Differenz zwischen der tradierten Materie (dem Werk) und den jeweils aktuellen Verwendungszwecken wahrzunehmen - den Unterschied also zwischen dem einer methodischen Dihärese zugänglichen



Erkenntnisobjekt als solchem, so wie dieses in gleichzeitig adäquater und verfälschender Weise durch vorgängige Beschäftigung produziert worden ist, und andererseits seiner irgendwie prädestinierten Benutzung.

Die oft dargelegte Abneigung der Philologen, und besonders der klassischen, sich auf eine Diskussion über die angewandten Prinzipien einzulassen, d. h. die Fundierung der realen Praxis zu theoretisieren, gehört konstitutiv zu dieser Disziplin. Die Philologie entzieht sich der Selbstreflexion deswegen, weil die Diskrepanz, die an den Tag träte, eine der Praxis inhärente Beschränkung und Lähmung aufzeigen würde und damit auch die Gründe, die eine gemäße Anwendung der von ihr anerkannten Prinzipien der Interpretation vereiteln. Die theoretische Reflexion und die Praxis laufen da nicht ohne Grund, ohne sich zu berühren, oft nebeneinander her.

Dies war nicht immer der Fall, solange nämlich die Philologie (in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts) die historisierende Praxis mehr oder weniger mit einer explizierten Reflexion über die Ziele und Methoden in Einklang zu bringen versuchte, und dies in der institutionell (d. h. kulturell) dominierenden Position als universale und sich als universal verstehende Wissenschaft der Wissenschaften (die sich jeder anderen Art von Kenntnissen substituieren konnte)<sup>2</sup>. Sie war dazu gleichsam von innen her ex officio verpflichtet, um dem Anspruch genügen zu können.

Der wörtliche Schriftsinn auch der bekanntesten und meistgelesenen Werke - der *sensus literalis* - konnte nach einer sich jetzt auf zwei Jahrhunderte erstreckenden immensen (fast unüberschaubaren) Produktion von Spezialuntersuchungen, Monographien und Kommentaren nicht festgelegt werden. Die Texte bleiben in einem Maße unbekannt, das als unglaublich erscheinen mag, und zwar die Fixierung des Wortlauts und die grammatische Analyse, nicht das Verständnis eines syntaktisch erklärten Satzgefüges im Sinne divergierend ausgerichteter Interpretationen, soweit die beiden Vorgänge zu trennen wären (daß sie de facto meistens getrennt werden, oder, wo sie es nicht sind, die wechselseitige Beziehung von Wortsinn und Bedeutung nicht genügend reflektiert wird, ist gerade eine der Hauptgründe der unerfreulichen Situation). Es ist gerade für diese Wissenschaft bezeichnend, daß über diesen Umstand in keiner Weise ein Konsens besteht. Es sind keine Leerstellen des Verständnisses (des noch nicht Verstandenen, des noch erst zu Verstehenden) als solche gekennzeichnet; die Stellen sind vielmehr von nicht anerkannten Mißdeutungen besetzt.

Wurde die empirische Methode bevorzugt, so darum, weil sie die tatsächliche, effiziente (produktive) Praxis, so wie sie geübt wird, nicht in Frage stellte, und die Reflexion über deren Grenzen »praktisch« ausschloß. Besteht de facto ein weitgehender Konsens, so nicht über die Ausdehnung dessen, was wirklich erreicht wurde, sondern über tradierte Interpretationen, die nicht richtig sind; ein einmal festgelegter Sinn wird gar nicht mehr

zur Diskussion gestellt, oder die Debatte wird außerhalb der für die Erforschung des Sinnes festzulegenden Prämissen ausgeführt.

Trägt eine Unmenge der Arbeiten, die veröffentlicht werden (ich halte mich an das Gebiet der alten Philologie), zur besseren Kenntnis des Gegenstandes fast nichts bei, so läßt dies auf den Umstand schließen, daß verbindliche Kriterien nicht anerkannt oder, falls anerkannt, nicht angewandt werden, und die Produktion sich aus anderen Gründen, nämlich innerinstitutionellen (z. B. akademischen) Legitimierungsprozessen zu erklären ist (es ist oft darauf hingewiesen worden, daß die an Doktoranden ausgegebenen Themen eine nicht oder nur ausnahmsweise vorhandene intellektuelle Erfahrung voraussetzen; es würde die Veränderung dieser Situation auch eine ganz bestimmte Form der Zusammenarbeit erfordern, wie diese gegenwärtig an wenigen Instituten in den Humanwissenschaften angetroffen wird - also tiefgreifende institutionelle Modifikationen).

Sicher ist es wichtig, die wissenschaftsinternen Anschauungen, denen die deformierende Behandlung entspringt, einer Kritik zu unterziehen und zu zeigen, daß manche der Fehlleistungen auf der Übertragung eines dem spezifischen Gegenstand nicht angemessenen Wissenschaftsbegriffs beruhen, wie dies etwa Peter Szondi in vorbildlicher Weise in seinem Traktat getan hat<sup>3</sup>. Doch muß sich der Gesichtspunkt ändern, wenn man nicht nur die unzureichenden Resultate der Interpretation auf die zu ihrer Hervorbringung benutzten Methoden zurückführt, sondern die Modalität (und die Provenienz) der in den Interpretationen vorhandenen und sie bestimmenden Anschauungen und die Mentalität selbst mit in Betracht zieht. Es überwiegt dann der wissenschaftsexterne Standpunkt, da es sich ja nicht um falsche, falsch betriebene Wissenschaft handelt, sondern um die Behinderung im weitesten Sinne wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt durch die Belastung der Tätigkeit mit nichtwissenschaftlichen Zwecken. Auch der Versuch, die Disziplin durch Angleichung an die Methoden der Naturwissenschaften zu rechtfertigen, hatte einen äußeren Grund, das heißt, war ihr von außen aufgezwungen, wenn anders sie ihre Stellung behaupten wollte. Die »Vorurteile«, sie beziehen sich nicht so sehr auf den Gegenstand, auf den Text als eigentliches Objekt der Interpretation als auf den äußeren (von außen vorgegebenen) Anlaß der Beschäftigung mit ihm.

Das zweite Chorlied des >Agamemnon< (das erste Standlied) schildert die Pein der Griechen während der überlangen Belagerung Trojas. So wie der von der Satzung des Rechts her formell gerechtfertigte (von Zeus und Dike sanktionierte) Feldzug in der Durchführung zu einem absurden Rachezug zur Besänftigung des betroffenen Königspaares ausartet, verbraucht sich auch in der Dauer selbst die Zeit, sie wird zerrieben, geht ihrer Positivität verlustig. Die Leiber der Heroen liegen als Asche in den Urnen (V. 442-444)

oder dann, wenn sie begraben wurden, »belegt die Schönheit ihrer Gestalt (die gleichsam im Tod und im Grab bewahrt blieb) den Platz rings um die Mauern der Stadt« (V. 452-455). Die Schönheit ist zu nichts geworden, ist vergraben, gleich dem Schutt der eroberten Stadt, die jetzt von den Gräbern (all den wohlgeformten Leibern) der Sieger umringt ist. Wilamowitz (in seinem posthum erschienenen *Der Glaube der Hellenen*) deutete die Stelle ganz anders (volkskundlich und politisch, wie man will). Die Krieger waren dort begraben, um das Land in Besitz zu nehmen<sup>4</sup>. Die Vergegenwärtigung der rituellen Handlung fiel ihm nicht schwer. Nicht anders liegt das Land seiner Vorfahren im verlorenen Polen, das sich deutsche Arbeit errungen hatte, durch die Gräber geheiligt: »... die Toten [die das Land in Gewähr halten], sie fordern ihn [den Boden] zurück, wenn Ehrlosigkeit ihn preisgegeben hat.« Wie viele andere Interpretationen der Zeit läßt sich auch dieses als (beredtes und erschreckendes) Zeugnis für die in einem großen Teil des Professorenstandes (nicht nur in Deutschland) herrschenden Ansichten verwerten, doch scheint es mir nicht weniger wichtig, die Gründe der legitimierten Verstocktheit und Blindheit im Literarischen (jeden ästhetischen Kriteriums ermangelnd) aufzudecken, da die Fehlinterpretation (obwohl dem wirklichen Gehalt absolut konträr) auch heute nicht notwendigerweise erkannt oder als solche bezeichnet würde<sup>5</sup>. Die Möglichkeit der extremistischen (politischen) Stellungnahme steht in einem genuinen Zusammenhang mit der Verkehrtheit der poetischen Interpretation; sie haben denselben Ursprung.

Die »Vorurteile«<sup>6</sup> sind nicht direkt ideologischer Natur und in keiner Weise ausschließlich dem »Zeitgeist« verhaftet, wenn sie auch jeweils zeitbedingt sind und mit den herrschenden Ideologien in einem bestimmten Zusammenhang stehen. Die Vorstellungen, die in der Interpretation von außen herangetragen werden, sind verschiedenartigsten Ursprungs; zum Teil sind sie nicht wissenschafts- sondern beschäftigungsintern. Der »Zwang« (durch kein Krankheitssymptom kenntlich gemacht) wird nur dort als solcher empfunden, wo der Konflikt und die Zensur erkannt werden, dort also, wo ein intensives Interesse für einen anderen, durch die Tradition verstellten Sinn schon besteht. Es gibt: was man nicht sagen darf oder kann, die Tabus, aber auch (viel stärker) was man zu sagen sich verpflichtet fühlte (oder verpflichtet ist, was von dem Interpreten erwartet wurde). Das Bedürfnis nach Präzision steht als solches den Verpflichtungen entgegen, die der Disziplin von außen durch die potentielle Benutzung, durch die von außen festgelegten Finalitäten und Legitimierungen der Tätigkeit auferlegt sind, im pädagogischen Bereich, allgemeiner: angesichts der Erwartungen des öffentlichen Konsums, so daß die Infragestellung, wenn dem so ist, daß die »vulgarisierte« Form den Platz des Offiziellen behauptet, selbst als ein privates und darum nicht recht legitimes Un-

terfangen erscheint (privat in gesellschaftlicher Sicht, wie in der Arbeit selbst durch die spezielle Form des Kontakts zwischen Individuen). Im Bereich des Kulturell-literarischen hat der Vorstoß (das Durchstoßen der uneingestanden Verhüllungen) etwas von einem *mauvais coup*.

Zensur wird der Tätigkeit auferlegt durch Einflüsse der autonomen Bereiche, die sich in ihr durchkreuzen. Der unmittelbare Zweck der Produktion ist fixiert durch den akademischen Legitimierungsprozeß, der oft auf eine Strategie zwischen Gebundenheit und Streben nach Originalität im Rahmen des Konformen hinausläuft. Daneben steht die gelehrte Tradition, d. h. die Bürde der durch die vorausgehende Beschäftigung mit dem Gegenstand schon vorhandenen und als legitim betrachteten, sanktionierten Thematik. Diese Tradition wird wiederum von den verschiedenen kulturellen Traditionen durchkreuzt, regional und national. Die Menschen identifizieren sich (fast ausnahmslos, wie man weiß) in einem nicht leicht zu ermessenden, aber verständlichen Grad mit der Erziehung, die sie erhalten haben, dem kulturellen Kapital verpflichtet, auf das sie nicht verzichten können (oder zu können meinen) und das sie, wie man nicht minder weiß, als selbstverständlich und naturgegeben betrachten. Aus natürlicher (wohl nicht angeborener, sondern anerzogener?) Antipathie gegen metaphysische Behauptungen, lehnen zum Beispiel Gelehrte in England zwar aus gesundem Gefühl Dinge ab, die Hirngespinnste sind, ebenso aber aus national sanktioniertem Vorurteil Aussagen, die es gerade nicht, sondern wirkliche (oft profunde) Einsichten sind.

Auch die Sprache, die Ausdrucks- und Sprechweise ist ein integrierender Faktor, weil er Gewohnheiten, und zwar den im Bereich des Körperlichen fundierten, entgegenkommt und dadurch eine exklusive, d. h. ausschließende Funktion erhält. Schon die Tatsache, daß man über hermeneutische Fragen diskutiert, beruht auf Interessen, die einen kulturell definierten Horizont voraussetzen und die Weise wiederum, auf welche hier versucht wird, die Probleme darzustellen, läßt sich zum Teil aus den objektiven, intellektuellen Verhältnissen in Frankreich (den nicht reflektierten und den reflektierten) herleiten, die nicht gleich übertragbar sind: was natürlich nicht heißt, daß auch die Fragestellung selbst, weil jene nicht übertragbar sind, ihre Legitimierung erst ausweisen muß.

Ich wähle einen Satz aus unter vielen (die genauso analysiert werden könnten), fast zufällig, aus Karl Reinhardts *Sophokles*<sup>7</sup>, also nicht aus irgendwelchem anonymen Elaborat akademischer Produktivität. Vom Boten (aus Korinth) und dem Hirten, als Partner des Oedipus in den beiden letzten Szenen des >König Ödipus< vor der Erkenntnis und der Blendung, schreibt Reinhardt: »... gute, brave, wenn auch an sich selbst denkende Dienerseelen, aber im Zusammenhang des Ganzen nur noch unbewußte, niedere Werkzeuge des göttlichen Verhängnisses.« Und über ihre Funktion im

Stück: »Die Ironie, die sie gegeneinander stellt, ist jene Ironie des Spiels, durch die der Götterwille Niedriges und Hohes durcheinanderflieht, um sich im Unbestand menschlicher Größe zu enthüllen.«<sup>8</sup> Was spricht aus solchen Sätzen, welches (kulturell prädestinierte) Vorurteile, das, statt über den Sinn der Situationen zu reflektieren, das Widersinnige als gegeben hinnimmt, um dadurch eine göttliche Intention zu erkennen? Was heißt »unbewußt«? Hält man sich an das Drama als sprachliches Kunstwerk (also an den Wortlaut der Sätze) und nicht an die soziale Wirklichkeit, die es voraussetzt, so sind die Personen ebenbürtige Partner des Königs, ihm eher überlegen als unterworfen. Im Dialog (und besonders der Stichomythie), verstanden als Terrain des rednerischen Duells, werden die Unterschiede in der Replik gerade wettgemacht. In der Abfolge von Oben und Unten, im Gang der Kontroverse setzt sich, jenseits aller Abhängigkeit, die Überlegenheit des Wissens durch. Nun wird auch heute noch (vielleicht wird auch in der Zukunft) trotz allem so gesprochen. Klingt die Redeweise samt den Vorstellungen, auf denen sie beruht, veraltet, so ist das nicht (wie in den meisten Wissenschaften) auf Innovationen zurückzuführen; sie ist nicht überholt worden, ganz einfach außer Kurs gekommen, hat keine Geltung mehr. Dies ist das wesentliche Moment, daß nämlich die Elemente, aus denen die Interpretation sich zusammensetzt, von den (wissenschaftlich nicht fundierten) Konventionen der Praxis her identifiziert werden können.

Die Tradition ist ein schreckliches, alles verschlingendes Monstrum. Sie besteht aus Aneignung, aus Assimilation und Elimination. Entweder sind die Dinge verloren, materiell, wie gewisse Filme aus der Frühzeit, und sind nicht mehr oder nur indirekt erreichbar oder sie sind den veränderten (der ursprünglichen Intention oft geradezu konträren) Bedürfnissen angepaßt worden. Die Geschichte besteht aus Reduktionen und Deformationen. Der Philologe steht in der Tradition (er hat nichts anderes). Und doch arbeitet er in den beiden erwähnten Fällen gegen den Lauf der Tradition, es sei denn er wähle gerade die Tradition selbst zum Gegenstand seiner Untersuchung; er hat sich ihr entgegenzustellen, um zu wissen, was aus den Werken geworden ist. Jedes Werk ist in seiner Genese aus einer Tradition, aus der es entstanden ist, herausgesprungen, ist aber in diese selbst aufgenommen, wieder eingeholt worden. Die Differenz, in der es sich jeweils selbst behauptet, wird weitgehend aufgehoben (als unerträglich empfunden). Indem er sich von der Tradition löst, geht der Interpret ähnlich vor wie der Autor selbst, als er das zu interpretierende Werk geschaffen hat.

Von der »großen« Tradition (der »Überlieferung«) ist zu scheiden die gelehrte Tradition. Die moderne Wissenschaft hat eine Vorgeschichte, eine doppelte: die Kommentierung seit der Renaissance (die Ausgaben der frühen Zeit vor 1800, die oft das Verständnis bestimmen, werden kaum mehr

konsultiert) und andererseits, was sich in den antiken (seit der alexandrinischen Zeit) und den byzantinischen Scholien erhalten hat. Zu ihr gehören die Instrumente des Handwerks, die paläographischen und die linguistischen, die Lesarten und die Grammatik. Diese gelehrte Tradition ist ziemlich geschichtslos. Gewiß sind die Fragestellungen (eher: die Einkleidungen) oft von externen, zeitbedingten Gesichtspunkten bestimmt, aber die eigentlichen »Meinungen« über den Sinn der Sätze, die Mikrodoxographien, mit denen operiert wird, verändern sich wenig. Wichtig ist das Hin und Her: daß es weitergeht, ohne daß man sich die Frage stellt, was zu tun wäre, damit es so nicht mehr weitergehe.

Der dichterische Schaffensprozeß steht in einer stets schon vorhandenen Tradition (lebt aus ihr), hebt sich von ihr ab und stellt sich in den Gegensatz zu ihr. Dieser Gegensatz kann als solcher selbst zum Gegenstand der Produktion werden, oder er bietet sich im Rahmen einer vorhandenen Form an, so daß das Werk gleichzeitig (meist) etwas ist, was es virtuell schon war, bevor es geschrieben wurde (zum Teil das Generische) als auch eine entscheidende Veränderung des Vorgegebenen; gerade dieses Moment des Singulären ist der Gefahr ausgesetzt, in der Überlieferung reduziert zu werden oder verloren zu gehen<sup>g</sup>, weil man versucht ist, in einem Werk des Sophokles die Tragödie zu sehen, die es ist und auch nicht ist. Die Unterschiede sind nicht leicht zu fassen zwischen der attischen Tragödie, die es gab, bevor Sophokles den >König Ödipus< geschrieben hat (die Form, die er benutzt hat, die auch ein Inhalt, ein Stoff oder ein Mythos sein kann) und die Transformation, die nur bedingt eine Variation der bestehenden Form ist. Für uns deckt sich das eine mit dem anderen; da der >König Ödipus< aus der Distanz eine oder gar die attische Tragödie ist, wird die innere Spannung, die auf der speziellen Verwendung einer vorliegenden Kunstform mit bestimmten Aussagemöglichkeiten im Ganzen wie im Einzelnen beruht - und auf deren inneren Umwandlung -, nur dann spürbar, wenn man im einzelnen Satz die Differenz, d. h. die Negation einer vielleicht rekonstruierbaren Erwartung mit herauszuhören lernt. Die Mißdeutungen der Interpretation bestehen zumeist gerade darin, daß die Differenz annulliert wird, indem der dem Satz in der modernen Kritik beigelegte Sinn sich an die Erwartung anschließt, von der er sich in seiner Anomalie trennt hat.

Vollzieht sich im Werk ein Bruch mit der Tradition, so kann dieses nicht zum Vertreter einer Gattung im Literarischen, einer historischen Situation im Geschichtlichen reduziert werden, weil es gleichzeitig beide repräsentiert und transzendiert. Es ist ein Einhalt im geschichtlichen Ablauf, worin eine bestimmte Situation zwar zur Darstellung kommt, diese aber zum Gegenstand einer dieser Situation nicht rein immanenten Betrachtung wurde. Dies hängt zusammen mit der ihrerseits traditionellen Reflexion über den Schaffensprozeß innerhalb des Texts, die jeweils explizit (bei

Pindar, wie überhaupt in der Lyrik) oder implizit ein wesentliches Element darstellt, so daß die Benutzung der kulturellen, und besonders literarischen Überlieferung als Determination nicht direkt, sondern erst aus der Sicht des sie reflektierenden Subjekts (zumindest des Egos im Text) verstanden werden kann. Würde das Prinzip befolgt, so wäre auch die Literatur- und die Philosophiegeschichte anders zu schreiben. Während der Historiker zur Überprüfung seiner Hypothesen und Projektionen nur über das ätiologische System verfügt, in das sich die Fakten einordnen und klären, trifft der Interpret im Text auf eine Gegenstimme, die zu sprechen und ihm zu widersprechen vermag; es ist dies ein grundsätzlicher Unterschied, der gerade verwischt werden mußte, wenn die Beschäftigung mit Texten sich im Prozeß der Historisierung »wissenschaftlich« (d. h. unwissenschaftlich) dadurch legitimieren sollte, daß sie diese als Dokumente ausgab und entsprechend behandelte.

Gegen die (geschichtlich auch nicht abweisbare) Auffassung einer kontinuierlichen (kontinuierlich wirksamen) Überlieferung sind gerade die Entfernung vom Werk und die Stationen der deformierenden Benutzung hervorzuheben. Der Philologe hat das Werk aus diesem Zusammenhang herauszulösen. Ohne Durchleuchtung der Tradition kann der ihm eigene Gehalt nicht zum Gegenstand der Erkenntnis werden. Die Tradition wird zu etwas Diskontinuierlichem und gleichzeitig etwas hypostasiert, was man »Werk« nennen kann: das, was den Aktualisierungsprozessen immer neu zur Verfügung steht und als existent vorausgesetzt werden muß. Statt nun das Weiterwirken als gegeben zu betrachten und in dieser weiterwirkenden Kraft das Wesen des Werks selbst zu sehen, läßt sich eine scharfe Trennungslinie ziehen zwischen dem »ursprünglichen« (dem gesuchten) Sinn (den man schon aus methodischen Gründen postulieren wird) und den Appropriationen, um beide in ihrer Verschiedenheit zu erkennen. Die Idee des Kontinuums (und die Theorie, die sie fundiert) beruht selbst auf Vorurteilen; sie stellt eine Harmonisierung der Geschichte dar im Bilde der »geistigen Überlieferung«. Das Vorbild ist durch die kreative Aneignung gegeben. Der Unterschied kann innerhalb der Typologie des Kommentars (und dessen ästhetischen Funktionen) durch die Form der weiterführenden Applikation (an Hand etwa der Mozartvariationen) exemplifiziert werden, die ja nicht ausschließlich zum Werke hinführt, sondern dieses als etwas Vorhandenes voraussetzt und weiterleben läßt.

Auf die »große« Tradition (d. h. die Werke selbst, gesondert von der Beschäftigung mit ihnen) kann man sich direkt aufgrund dieser Distinktion nicht berufen. Die autoritäre Referenz des Kanons verfestigt in konstanter Applikation die Benutzung zu jeweils aktuellen Zwecken.

Das Spektrum der Tradition kann auf verschiedene Weise durchleuchtet werden: 1. durch Untersuchungen über die Position der Disziplin innerhalb

der Institutionen und im Verhältnis zu den herrschenden Werten, und über ihre Doppelstellung als wissenschaftliches und kulturelles Vorbild im allgemeinen Bildungswesen; 2. durch Monographien, die das Spiel der Meinungen so wiedergeben, wie es gelaufen ist, so daß die Beschäftigung mit den Werken in ihrer Autonomie beschrieben und damit deutlich wird, daß sie sich gegenseitig aufgrund fester Konventionen hervorrufen, ohne daß, nachdem die Konventionen einmal festgelegt sind, auf das Werk selbst mehr rekurriert würde; 3. durch Mikromonographien im Partikularen über die Geschichte des Verständnisses der einzelnen Sätze (in ihrem syntaktischen Gefüge) seit Beginn der gelehrten Tradition (der modernen, um 1780), derart, daß die Vulgata des Sinnes, ob einheitlich oder kontrovers, aus ihren Prämissen erläutert wird.

Das eigentliche Anliegen der Philologen könnte sein: durch Loslösung von der (deformierenden) Tradition den »Sinn« zu eruieren, doch hat dieselbe Analyse eine davon unabhängige wissenschaftliche Bedeutung, nämlich anhand der Aktualisierungsprozesse die Funktion der Verwertung kulturellen Kapitals im Rahmen der akademischen und außerakademischen Institutionen zu verstehen. Es läßt sich auf diesem Wege die Konstituierung einer kulturellen Tradition erfassen, in der immer ein schon bestehender Zustand als gegeben betrachtet, den neuen Verhältnissen angepaßt wird, so daß er gerade dadurch mitsamt den Vorentscheidungen und Fehlurteilen bewahrt wird, und die Deformationen verhärtet weiterleben.

Die systematische Analyse der Beschäftigungs- und Adaptationsformen zu einer bestimmten Zeit (und in einer begrenzten kulturellen Sphäre) hat nicht nur ein geschichtliches Interesse - für die Erforschung der kulturellen Situation in der Vergangenheit -, es lassen sich daraus vielmehr indirekt Schlüsse ziehen, die analog für die gegenwärtige Situation nicht weniger aufschlußreich sind, in dieser jedoch weniger leicht erkannt und noch weniger leicht ausgesprochen werden können. Solange die Tradition selbst in ihrem Gehalt nicht analysiert ist, wird sich jeder Aktualisierungsprozeß weiterhin auf einen vorbestimmten präparierten Gegenstand und nicht (oder nur in geringem Maße) auf die Sache selbst beziehen, mit der man es zu tun zu haben meint.

S. Freuds Verständnis des >König Ödipus( läßt sich nur aus der kulturellen Situation seiner Jugendzeit verstehen (es beruht auf einem ihm auf dem Gymnasium vermittelten Vorverständnis und nicht auf Lektüre - und auch seine Lektüre wäre dadurch vorgeprägt gewesen; die Qualität des Lesens ist ihrerseits historisch bedingt; man las nicht, wie wir lesen oder lesen könnten). Da Ödipus schreckliches Leid erfährt, von einer Verschuldung aber in dem Stück nicht die Rede ist, hat das 19. Jahrhundert darin den Prototyp einer Schicksalstragödie gesehen. Der fromme Sophokles, so meint man, wollte die Übermacht der Götter mehr noch als die Ohnmacht der Men-



schen darstellen. Das nimmt nun Freud<sup>10</sup> auf, wenn er das Stück als ein unmoralisches bezeichnet, weil es »göttliche Mächte als die Anordner des Verbrechens zeigt«. Der Gedanke, daß dies der Sinn des dramatischen Geschehens sei, erscheint ihm (mit Recht) als eine »fromme Spitzfindigkeit«, um über die Schwierigkeit hinwegzukommen (nämlich die Annahme, es sei die höchste Sittlichkeit, sich dem Willen der Götter, auch wenn er Verbrechen anordne, zu beugen). Die Moral taugt nichts, »aber sie ist für die Wirkung (des Stücks) gleichgültig«. So liegt der Anschauung eine vorgängige, völlig unhaltbare Interpretation zugrunde, die zwar akzeptiert, aber sofort wieder ausgeschieden wird; für Freud reagiert der obligate Zuschauer [des Stücks] nicht auf das Stück (der Leser kommt nicht in Betracht), sondern auf die Sage, präziser: auf den geheimen Sinn und Inhalt derselben. Gerade die für dieses Werk charakteristische Umformung der überlieferten Sage, die *reinterpretatio*, wird außer Acht gelassen, sie fällt unter den Tisch, es wird direkt auf den Mythos (also den »Stoff«) rekurriert und dadurch ein Sinn freigesetzt, der es Freud erlaubt, im »Götterwillen«, sowie dem Orakel, dem ihm vorliegenden Verständnis entsprechend, »erhöhende Verkleidungen« des Unbewußten zu erkennen. Das Schuldgefühl und die moralische Verantwortlichkeit, derer das Stück in der theologisierenden Interpretation verlustig gegangen war, werden durch die »bösen Regungen« des Unbewußten (aufgrund mythischer, den Text transzendierender Identifikation des betroffenen Zuschauers) wieder eingeführt. Die Interpretation, die sich als Mittel ausgibt, über eine unbefriedigende Erklärung hinauszukommen, läßt sich nur aus einer gänzlich unbewiesenen und einer unrichtigen Voraussetzung verstehen, daß erstens Sophokles ein gläubiger Dichter war, dem es zweitens angelegen war, im >Ödipus< die Macht des Göttlichen mittels eines unverständlichen Geschehens zu verherrlichen.

Es steht hier nicht der Komplex des fundamentalen Dogmas der Strukturierung des Unbewußten zur Diskussion, sondern die Abhängigkeit (von vorgängigen Appropriationen); diese aufzuweisen, kann nur unter der Voraussetzung gelingen, daß man den Gegenstand selbst (das, worüber geredet wird) gegen Mißdeutungen in Schutz nimmt. »Lesen und lesen lassen«, so wird der Einwand lauten". Gewiß, auch Freud durfte so lesen. Was heißt *dürfen*? Die Perspektive ändert sich, wenn es darum geht (und es geht darum), die Mechanismen intellektueller (d. h. kulturell determinierter) Transmission bloßzulegen. Freud spricht von Sophokles, hält ihn für gläubig, und das Stück für unmoralisch.

Die Dihärese setzt die Möglichkeit (und das Bestreben) voraus, einen festen Sinn wiederzufinden; sie nimmt damit einen Anspruch auf, den die Philologie seit jeher sich zu eigen gemacht hat. Die These würde auch früher im Prinzipiellen (soweit dies reflektiert wurde) auf keinen Widerspruch gestoßen sein. Das Versprechen aber wurde nicht eingelöst und konnte in

den Grenzen der institutionell gegebenen Widersprüche, in denen sie eingeschlossen war, auch nicht eingelöst werden. Was aber in dieser Generation an die Stelle des Alten getreten ist, um über die unbefriedigende Situation hinauszugelangen, sind Lektüren, die gerade an dem Ziel (der Existenz eines zu eruierenden Sinns) nicht mehr zentral interessiert sind. So vermögen sie sich (wie das in den Geschichte der Wissenschaften oft geschieht) mit dem Erreichten abzufinden, weil sie die Probleme von einer verschiedenen Sicht aus betrachten. Dies hat nun einerseits zur Folge, daß die Adepten dieser neuen Theorien den Gegenstand, nämlich die Interpretation des Textes, so übernehmen, wie er ihnen übermittelt wurde, und sich selbst wenig an der im strikten Sinne philologischen Diskussion beteiligen; andererseits, daß die Forscher, die technisch dazu ausgerüstet sind, aus Reaktion und berechtigtem Mißtrauen, sich um so fester an die traditionellen Positionen halten.

Ursprünglich autonom konzipiert, solange das Objekt in seinem Wert durch die Vorbildlichkeit des Kanons als säkularisiertes Gegenbild der Bibel sanktioniert war, wurde die Philologie im 19. Jahrhundert in die Lage gedrängt, den Vorrang, den sie vorerst noch behauptete, in der zweiten (oder dritten) Generation durch den Gewaltakt einer radikalen Historisierung zu bewahren. Die Konsequenz war fatal, da sie einerseits, um dem Anspruch zu genügen, gezwungen war, den dokumentarischen Charakter der literarischen Produkte in den Vordergrund zu stellen, da sie andererseits aber gerade aufgrund der angestammten, normative Werte tradierenden Interpretationsweise, das literarische Phänomen, ihren eigentlichen Gegenstand, nicht als solches in seiner spezifischen ästhetischen Funktion zu historisieren vermochte. Im Prozeß der Verdinglichung, gemessen an der immensen Produktion von Fakten, konnte eine authentische, ästhetisch befriedigende Reflexion über das Wesen des Textes, wenn überhaupt, sich nur rudimentär entwickeln. Neben den historisierten Tatsachen vermochte der Text als reflexives, aus sich selbst produktives, Zeichensystem nicht zu bestehen. Die literarische Produktion in ihrer **Besonderheit** und die ästhetischen Kategorien wurden nicht in den allgemeinen Historisierungsprozeß der kulturellen Werte einbezogen.

Die Interpretation klassischer Texte setzt für das »Werk« einen in sich geschlossenen (und darum erschließbaren) Horizont voraus, der für eine bestimmte Art literarischer Produktion in dieser Weise vindiziert wird. Der im Text sich selbst begründende Sinn läßt sich nur mittelbar als Produkt der gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse verstehen, da er sich, so sehr er von diesen abhängt, von ihnen nicht minder abhebt, d. h. sich selbst zu ihnen in eine bestimmte (intellektuell reflektierte) Beziehung setzt<sup>12</sup>. Vermeidet man es einerseits, die einzelnen Aussagen auf Fakten zu reduzieren

(wie dies gemeinhin geschieht), und andererseits (umgekehrt) die literarische Produktion unter Abstrich des im Werk vertretenen partikularen Standpunkts aus den gesellschaftlichen (oder kulturellen) Verhältnissen herzuleiten, so bleibt, will man weder die evidente Autonomie noch die nicht weniger evidente historische (und gesellschaftliche) Bedingtheit preisgeben, mit stringenter Konsequenz nur der Weg, das eine mit dem anderen zu verbinden, und die externen Faktoren in der Brechung, die sie innerhalb des eigenständigen, teleologisch fixierten Gefüges erfahren, unter welchem Gewand auch immer (als Wiederaufnahme, Referenz oder Zitat) wiederzufinden. An die Stelle der direkten Determinierung ist die textimmanente Distanz zu dem das Werk mitdeterminierenden Objekt zu setzen, die sich aus der Transformation der benützten Gedanken und Aussagen innerhalb des neu geschaffenen Bezugsrahmens ergibt.

Der äußere Horizont, die kulturelle Situation, in der (und aus der) das Werk entstanden ist, kann primär aus diesem selbst, als interne Voraussetzung der sich in ihm, aufgrund seiner eigenen sprachlich fundierten Gesetzmäßigkeit vollziehenden Stellungnahme, zu den vor ihm entstandenen, zu seiner Zeit vorhandenen, für dieses jeweils relevanten Produktionen, abgeleitet werden, und zwar kann die Applikation dieses Prinzips, angesichts der negierenden Potenz der einzelnen Sätze, so weit ausgedehnt werden, daß die Verhältnisse, auf die sich die Aussagen implizit beziehen, in einem gewissen Ausmaß auch dann rekonstruiert werden können, wenn keine direkte Kenntnis sich erhalten hat. Weder ist der Gang der lyrischen Reflexion in der Chorlyrik von Aischylos' >Agamemnon( direkt aus den Lebensregeln hesiodeischer oder solonischer Provenienz abzuleiten, noch ist von diesem irgendwie abzusehen. Der Gang der Reflexion stützt sich auf die kollektiv kodifizierte Weisheit. Die Regeln müssen als solche ja gerade wieder aufgenommen werden, sollen die Widersprüche, etwa zwischen Recht und Vollstreckung des Rechts durch Handhabung von Gewalt, die das tragische Geschehen begründen, aufgedeckt werden<sup>13</sup>. Die das gesellschaftliche Leben beherrschenden Grundsätze sind weder einfach anerkannt noch auch negiert oder aufgehoben, sondern auf ihre Konsistenz befragt, d. h. problematisiert. Die Fiktion des Weisen (in der Stimme des Chors), dessen Reflexion in der Aporie verbleibt, bildet in diesem Werk den Ausgangspunkt einer Handlung, die, ohne die Aporie aufzulösen, deren Notwendigkeit aufzeigt und sie nur im Verlauf des dramatischen Geschehens rhetorisch aufhebt. Das dargelegte Prinzip der Auslegung hat den unbestreitbaren Vorteil, den Zirkelschluß zu vermeiden, der darin besteht, daß man aus den Werken Fakten und verdinglichte Ideen herauslöst, auf die dann die Werke wiederum zurückgeführt werden.

Die Distanz nun, die sich im Werk konstituiert, wird nicht nur in der Interpretation vernachlässigt, sie ist weitgehend schon in der Überlieferung seit

der frühesten, auf die Veröffentlichung unmittelbar nachfolgenden Rezeption, rückgängig gemacht worden. Kaum eine Applikation hält sich in veränderter Situation (nur in ganz bestimmten Formen oder vorübergehend) an das Absolutum; sie greift das einem jeden Werk eigene, herrische, autoritative Moment auf, das gerade dann (vielleicht paradoxerweise) zurücktritt, wenn man seiner internen Logik folgt, und zwar in dem Augenblick, wo die Wirkung überwiegt und das Werk vornehmlich als kulturelle Referenz erscheint. Denn das Demonstrative, obgleich als solches sich monarchisch durchzusetzen bestrebt, ist auch Auseinandersetzung, steht im Disput, nimmt Distanz.

Es scheint, es ließe sich die Funktion der literarischen Produktionen von diesem doppelten Gesichtspunkt her definieren, als bestehend aus einem autoritären Anspruch, der in der komplexen Durchführung (und Beweisführung) aufgehoben wird, wobei gerade die Komplexität, die Summe des Gegensätzlichen und des Nuancierten das eigentlich konstitutive und befreiende Element darstellt. Der autoritäre Aspekt drängt auf festgelegte Aussagen, auf direkte (nicht demonstrative oder problematisierte) Verständlichkeit. Es wäre so die Vereinfachung, die als Konstante zur Geschichte der Benutzung (statt: Wirkungsgeschichte) gehört, in der Struktur der benutzten Werke selbst angelegt.

Es ist vielleicht nicht unproblematisch, aber auch nicht abwegig, anzunehmen, daß die jeweils vorgegebene Form selbst, die das Werk in seiner Durchführung durchbricht (die Tragödie, die der Ödipus nicht ist), mit der Tendenz zur apodiktischen Vereinfachung in einer engen Verbindung steht, indem nämlich die Form dort, wo sie als solche kenntlich gemacht und selbst zur Sprache wird, eine Umformung erfährt, die mit dem Rahmen auch die potentiell zugehörige inhaltliche Aussage sprengt. Das läßt sich leichter dort aufzeigen, wo eine komplexe Form, wie dies die griechische Tragödie ist, ihrer dramatischen Struktur (wenn man diese als den Grundstock betrachtet) fremde, lyrische aber auch epische Elemente (wie etwa in der Parados des Agamemnon) frei aufgreift und implizit als solche, d. h. mit bestimmten vorgegebenen Inhalten verbunden, behandelt; doch steht es mit der dem Werk eigentlich zugehörigen Form, in der es sich entfalten kann, prinzipiell nicht anders.

In der Absicht, die Historizität ästhetischer Phänomene (im Gegensatz zur gerade durch die Situation der Zeit ideologisch markierten zeitlosen oder überzeitlichen, werkimmanenten Interpretation) hervorzuheben, hat sich etwa Szondi in seinem ersten Buch (in der Nachfolge Adornos, aber nicht nur Adornos) auf die Differenz der ererbten (dramatischen) Form und des ihr unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen nicht mehr angemessenen Darstellungswillens gestützt, um dergestalt die historische Spannung in den Werken zum Prinzip ihres theoretischen Verständnisses zu

erheben<sup>14</sup>. Die Konstruktion ist vielleicht nur ein Spezialfall einer umgreifenderen Qualität, derzufolge die Werke als solche (gewiß in verschiedenem Grade) zu sich selbst, d. h. zu einem ihnen inhärenten potentiellen Anspruch in Gegensatz treten - sich in der Negation gegen ihn durchsetzen. Es ginge weniger darum, das Wesen der Produkte selbst als vielmehr, aufgrund der aufgezeigten Struktur, die Diskrepanz zu erhellen, die zwischen dem autonomen Horizont und dessen Reduktion besteht, nämlich durch Auflösung der im System des Werks angelegten Distanzierungen. Sie ist es, die die Geschichte der Deformation bestimmt.

Der Text selbst als ein sprachlich fixiertes, differenzierendes Gefüge, d. h. die Rekonstitution des Sinnzusammenhanges (im Unterschied zu jeder Aussage über ihn) vermag das Werk gegen die Geschichte seiner Benutzungen in seine eigene Geschichtlichkeit einzusetzen, was nicht heißt, daß das gedankliche Rüstzeug, die intellektuellen Instrumente, die wir benutzen, um den ursprünglichen Zusammenhang wiederzuerkennen (vielleicht gar besser: zu erkennen) uns nicht auch durch spätere Produktionen an die Hand gegeben wurden (dies ist natürlich der Fall). Sie gehören jedoch nur mittelbar zur Geschichtlichkeit des als autonom gefaßten »Werks«.

Es wird nicht nur der Begriff des autonomen »Werks« zugrundegelegt (es versteht sich: für eine bestimmte Art poetischer, zum großen Teil auch philosophischer Texte, die zum Kanon gehörten, solange es diesen gab; die Konzeption selbst ist nicht universell; sie war auch innerhalb der vergangenen Kulturen bestimmten historischen Veränderungen ausgesetzt), auch die Fixierbarkeit eines eindeutigen Sinnes (wobei »eindeutig«, z. B. auch Ambivalenz nicht ausschließt, wenn auch diese zu der im Texte faßbaren Idee gehört). Wenigstens als Idee ist die Prämisse unabwendbar für jede Interpretation eines individuell verstandenen Werks. Der Konflikt mit den meisten in den letzten Jahrzehnten (besonders auch in Frankreich) konzipierten Texttheorien, die gerade das Subjekt negieren und die Vielfalt der Bedeutungen (und Aussagemöglichkeiten) derselben Struktur, die Polysemie, als konstitutive Eigenschaft eines als heteronomes Gebilde verstandenen Textes herausarbeiten, liegt auf der Hand. Je größer die in sich geschlossene Autonomie, die der kritische Standpunkt dem Werk verleiht, umso geringer der Spielraum multivalenter Interpretation.

Wer sich mit kulturellen Zeugnissen der Vergangenheit beschäftigt (nicht nur als Philologe), steht in einem Aktualisierungsprozeß. Wie entgeht man ihm<sup>9</sup> Wieweit ist es überhaupt möglich, gar wünschenswert, ihm zu entgehen? Wie kann man seine eigene, etwa die hier vertretene Position, die notwendigerweise an diesem Prozeß teilhat, gegenüber anderen, vielleicht aktuelleren rechtfertigen, wenn diese gerade den Vorteil haben, bestehenden (an sich nie illegitimen) Bedürfnissen entgegenzukommen? Man wird

sich keiner Form der Aktualisierung widersetzen, doch verlangen, daß sich diese darüber im klaren ist, daß es sich um Appropriation handelt, die nur möglich ist, weil die Materie im Ununterschiedenen bleibt und beliebiger Readaptierung freigegeben ist, was faktisch die (uneingestandene) Tatsache mit einschließt, daß die neue Form der Aneignung alle früheren (eventuell konträren) Formen - meist unbewußt - weiter tradiert.

Die (vielleicht inaktuelle) Rekonstitution des »Ursprünglichen« (in seiner Komplexität) mag eine interessantere, weil reichere Aktualisierung darstellen als jede Adaptierung des Stoffes an gegenwärtige Erwartungen. Das philologische, positive, am Gegenstand selbst orientierte Interesse bildet den untrennbaren Gegenpol zu dem kritischen, welches in kultursoziologischer Sicht die Geschichte der Entstellung durch objektive Kriterien zu ergründen sucht. Wenn die Überlieferung das Material zwar an die Hand gibt, aber als ein durch sie entstelltes, so ist der Gegenstand nur so wiederzugewinnen, daß man die Tradition selbst in ihrer Doppelnatur erschließt. Es ist kein Verlaß auf sie, es ist aber auch ohne sie nicht viel zu erreichen, weil man ihr im Verzicht erst recht anheimfiele. Es gilt das evidenterweise für die gesamte Überlieferungsgeschichte seit der ersten Auf-  
führung oder Veröffentlichung, *ab origine*, mehr noch aber für die gelehrte Beschäftigung mit dem Gegenstand (in der klassischen Philologie etwa seit zweihundert Jahren), nicht nur weil diese den Wortlaut und das grammatische Verständnis hergestellt hat, sondern weil auch der kritische Interpret, der seinen eigenen Standort von allen Vorurteilen freizuhalten versucht, auf die Kenntnisse, die die Philologie erarbeitet hat, dort wo sie wissenschaftlich vorzugehen in der Lage war, in keiner Weise verzichten kann. Die *tabula rasa* hat da keine Funktion; nicht nur ist alles schon präpariert, vorgeformt, aber die Präparatoren haben präparierend auch die brauchbaren (in weitem Maße zureichenden) Werkzeuge geschaffen.

Es ließe sich nun denken, daß in einer Zeit der Ernüchterung die Begründung einer wirklich kritischen und auch theoretisch fundierten Wissenschaft möglich (und auch aktuell) sein könnte - ein offenes Gespräch über die Bedingungen eines objektiven Verständnisses der Texte<sup>15</sup>. Dem ist nun aber nicht so, wohl weil die Bedingungen, sofern sie erkannt und akzeptiert würden, in den bestehenden Institutionen nicht appliziert werden könnten, d. h. den Interessen akademischer Produktivität widersprechen. Auch die Bloßlegung der ideologischen Vorurteile, so wertvoll sie sein mag, verändert die Situation nur in geringem Maße, solange sie sich nur an die (oft frappanten) Äußerungen hält und nicht den Einschlag der Belastung auf die Konstitution des Wissens untersucht (das die Denunziatoren vielleicht selbst unbewußt aber unkritisch weitertradierten)<sup>16</sup>.

So steht man auch heute nicht anders Aktualisierungsprozessen gegenüber, modernen, die sich von den alten nur dadurch unterscheiden, daß die

Zelebrierungspflichten weitgehend über Bord geworfen wurden (die Nachfrage ist auch kaum mehr vorhanden); sie stehen in strikter Korrelation zu den gegenwärtigen Interessen (und Glaubenssätzen).

So wurden etwa in der Homerphilologie, nachdem sich die (seit Wolf und Lachmann immens produktive) Analyse der Gedichte ausgelebt hatte, und eine auf Kriterien der Poetik gegründete Diskussion hätte an deren Stelle treten können, eine der Philologie als interpretierender Instanz interne, auf den Sinn bezügliche Debatte (denn auf ihn blieb auch die Analyse bezogen) in der >Oral poetry< in historische Fakten umgesetzt. So wurde durch die (unkritische) Vergeschichtlichung nicht direkt historisierbarer Phänomene, die jetzt auf die Bedingungen ihrer Entstehung reduziert werden, ein nicht minder ergiebiges Produktionsfeld erschlossen". Die den poetischen Aussagen zugrunde gelegte Multivalenz wird dazu gebraucht, durch die Einführung datierter, historischer Situationen eine vermittelnde Materialität zu schaffen, in der die im Text als unerträglich empfundenen Widersprüche aufgehoben werden können.

In der anthropologisch ausgerichteten Position der historischen Psychologie, die etwa Vernant in seinen Büchern vertritt, wird mit den Kategorien des handelnden Subjekts und der Willensbildung ein Paradigma kollektiver Konflikte konstituiert. Er erkennt, auf die attische Tragödie projiziert, im Werk die Stelle, an der die von der Gesellschaft nicht bewältigten Probleme im dramatischen Geschehen deutlich werden, wobei die Darstellung des Konflikts wiederum nur aus der Geschichte der Interpretation verstanden werden kann. In der neuen Lektüre der einzelnen Sätze wird an die Stelle des eindeutigen ein komplexer oder ambivalenter Sinn gesetzt; die Komplexität aber kombiniert in Wirklichkeit gerade die Thesen, die sich in der als überwunden betrachteten Position herausgebildet hatten<sup>1°</sup>. Die in das historische Bewußtsein verlegten Probleme sind in Wirklichkeit heterogenen (unter sich unvereinbaren) Positionen der traditionellen, philologischen Kritik entnommen. Die Einführung allgemeiner, sozialpsychologischer Kategorien ist kaum relevant für den Sinn des Wortlauts; diesen herzustellen, bleibt weiterhin der Disziplin anheimgestellt. Die historische Semiologie (in den Vereinigten Staaten in sehr aufgeschlossenen Kreisen aufgenommen) thematisiert die Lektüre der Texte (jenseits jeder Eigengesetzlichkeit), um so die fragmentierten Bestandteile nicht nur aufeinander, mehr noch außerhalb des Werks auf ein durch die fundamentalen Gegensätze (wie wild - zivilisiert) strukturiertes Referenzsystem zu beziehen<sup>19</sup>.

All diesen gegenwärtig dominierenden Forschungsrichtungen gemeinsam ist die Tendenz, das Werk (etwas abweichend von der früheren rein dokumentarischen Funktion) als Revelator eines generellen Problems zu betrachten, das für das Selbstverständnis der Gesellschaft und der dem

sozialen Zustand korrelativen Vorstellungen zentral ist, so auch (bei Havelock) als Symptom einer bestimmten (gesellschaftlich bedingten) linguistischen Praxis<sup>20</sup>. Anstelle des individuellen Sinns (im Horizont der Werke) werden, aus dem Werk extrapoliert, Bedingungen erforscht, auf Grund derer ein Sinn sich überhaupt sollte konstituieren können.

Gesetzt den Fall, es gäbe einen festzulegenden (in der Pluralität noch eindeutigen) Sinn, der als anzustrebendes Ziel der Interpretation fixiert werden könnte, wie ließe sich zeigen, daß derjenige, den man als solchen betrachtet, auch der »richtige« ist, aufgrund welcher allgemein anzuerkennenden Kriterien? Wie läßt sich die Vermutung abweisen, daß völlig unerwartete Interpretationen und neuartige Übersetzungen vertrauter Sätze nicht in den interpretierten Text projizierte Erwartungen des Interpreten selbst sind?

Gewiß würde es genügen, Kriterien festzulegen, um auch über den Sinn, d. h. über die Konformität der Hypothesen mit den akzeptierten Kriterien diskutieren zu können. Daß Kriterien nicht festgelegt werden konnten, zeugt von dem Bedürfnis, die Möglichkeiten offenzulassen (so wenig wie möglich auszuschließen); denn je geringer die Festlegung, um so größer das Integrationsvermögen. Das subjektive Engagement ist die Chance einer objektiven Erfassung des Werks, weil nur so aufgrund der durchs persönliche Interesse (und den Grad der Intensität der Beschäftigung) ermöglichten Distanz, das Werk eventuell für das gehalten wird, was es ist und nicht für das, als was es ausgegeben wird.

Der subjektive Aspekt des Vorgangs ließe sich wohl (objektiv) in Elemente zerlegen: eben die Intensität des persönlichen Interesses (nicht oder wenig durch äußere Motivationen bestimmt), dann die im Laufe der Tätigkeit selbst gesammelte Erfahrung, damit verbunden: die Erfahrung mit der Tätigkeit in ihrer sozialen Dependenz, die Beziehung zum traktierten Gegenstand als Inhalt außerhalb des Texts, weiter: die Beziehung zur Vorstellungswelt, aus der der Text sich nährt, in ihrer Gesamtheit (zum Beispiel die Kenntnis der möglichen Bedeutungsinhalte von Sonne und Mond, Zwerchfell, Leber und Milz usw.). Demgegenüber gilt oft als »objektiv«, was dem jeweils schon bestehenden Erwartungshorizont der Zunft (national und international) konform ist und schon deswegen eine reduzierende Funktion ausüben muß, weil sie faktisch auf einer vorgängigen Einigung (einer eigentlich, stillschweigend ratifizierten Konvention) über möglich und nicht-möglich, diskutabel und nicht-diskutabel beruht und so (indirekt durch die Beschneidung des Horizonts) die intellektuellen, d. h. weitgehend ökonomischen Interessen der Involvierten widerspiegelt. Die Subjektivität muß in die Reflexion einbezogen werden, nicht damit sie eventuell ausgeschaltet werden könnte, sondern damit eine Situation herbeigeführt wird,



in der eine »richtige« (sei es auch nur eventuell richtige) Interpretation nicht als »subjektiv« ausgeschieden werden kann, weil sie der fiktiven Objektivität eines akkreditierten Konsens widerspricht. Nicht nur die Imagination und das Ideationsvermögen, auch der Erfahrungshorizont ist notwendigerweise subjektiv. Der Interpret steht in einer ganz bestimmten Entsprechung zum kreativen Subjekt, das im Text (in welcher gebrochener Weise auch immer) greifbar ist. Mit Recht wird als subjektiv bezeichnet und verworfen die willkürliche (eigensinnige) Benutzung vorliegender Ergebnisse, somit die abusive Interpretation derselben. Dieses Urteil wird - trans - gerade auf die persönlichen Dispositionen übertragen, die notwendig sind - infra -, um ein blockiertes Verständnis freizusetzen; diese Dispositionen vermögen sich durch objektive Kriterien zwar nicht als solche, aber in ihren Ergebnissen - post - zu rechtfertigen. Nicht aber kann auf dieses persönliche (fast private) auf einer spezifischen »Vorbereitung« beruhende Moment in der Weise verzichtet werden, daß man etwa prinzipiell die vorhandenen Möglichkeiten erschöpfend darzulegen versuchte, so daß die »richtige Lösung« sich gleichsam durch methodischen Vergleich und sukzessive Eliminierung des Nichtzutreffenden - komparativ und selektiv - finden ließe. Die Exposition der Möglichkeiten (wenn diese auch eine heuristische Funktion haben) und die Begründung der getroffenen Wahl muß vor allem deskriptiv und demonstrativ durchgeführt werden, als ein entscheidendes Stadium in der Objektivierung des erreichten Verständnisses.

Die Reflexion über die Bedingungen des literarischen Verständnisses geht meist von der Prämisse - oder doch der Hypothese - eines unmittelbaren, unversperrten Zugangs zu den Werken aus; die hermeneutischen Theorien fußen doch auf dieser Basis und der Dialogsituation, die sie voraussetzt. Aufgrund dieser Annahme eines direkten, trotz aller Hindernisse stets herzustellenden und herstellbaren Kontaktes scheint man berechtigt zu sein, die Richtigkeit einer Interpretation vom Konsensus der sich an der öffentlichen Debatte Beteiligten abhängig zu machen, da doch, wie angenommen wird, die Voraussetzungen selbst offen diskutiert werden und nicht im voraus festgelegt sind. Dieser Auffassung steht nun die Erfahrung entgegen, daß wir in Wirklichkeit stets a posteriori an die Werke herangehen und von ihnen durch eine Anzahl von Mediationen wie durch Scheidewände getrennt sind.

## Anmerkungen

- 1 Überarbeiteter Text des Kolloquiums am Wissenschaftskolleg, 2. Februar 1983.
- 2 Vgl. August Boeckh, *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*, 2. Aufl., Leipzig, 1886 (Neudruck Darmstadt, 1966), u.a. S. 31-33.
- 3 »Über philologische Erkenntnis«, in: Peter Szondi, *Schriften I*, Frankfurt 1978, S. 274f. oder S. 286.
- 4 Band II, Berlin 1932, S. 17f. und S. 17, Anm. 4: »Sie (die Erde) gehört ihnen, weil sie in ihr liegen.«
- 5 Vgl. zur Interpretation der Stelle den Kommentar in Jean Bollack, *Agamemnon I*, Lille/Paris 1981, 2. Teil, S. 457f.
- 6 Nach Gadammers Unterscheidung die »falschen, unter denen wir *mbeverstehen*« (*Wahrheit und Methode*, 2. Aufl., Tübingen 1965, S. 282), die Voreingenommenheit, die das Verständnis versperrt.
- 7 1. Aufl., Frankfurt/Main 1933.
- 8 S.133 der 3. Aufl., 1947.
- 9 S. dazu und allgemein zur Tradition auch meinen Aufsatz »Zum Verhältnis von Aktualität und Überlieferung«, in: *Aktualität der Antike, Neue Hefefür Philosophie*, 15-16, 1979, S. 1-19.
- 10 *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Gesammelte Werke*, Bd. 11, 3. Aufl., Frankfurt/Main 1961, S. 343.
- 11 Odo Marquard, »Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik die Antwort ist«, in: *Abschied vom Prinzipiellen*, Stuttgart 1981, S.117.
- 12 Vgl. oben S. 53
- 13 S. dazu Jean Bollack und Pierre Judet de La Combe, »La dissonance lyrique«, *Agamemnon I*, S. C-CIII, und *Agamemnon 2*, Lille/ Paris 1982, S.103-108.
- 14 *Die Theorie des modernen Dramas, 1880-1950*, in: *Schriften I*, S. 13; die Form ist da aufgefaßt, nach Adornos *Philosophie der neuen Musikals* »niedergeschlagener Inhalt.
- 15 Vgl. zu diesem Problem den Aufsatz Max Webers, »Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In M. W., *Methodologische Schriften*, Frankfurt/Main 1968, bes. S. 32f.
- 16 Vgl. oben S. 51, das zitierte Beispiel (Wilamowitz zu >Agamemnon<, V. 452-455).
- 17 Über den Übergang von der Analyse der Gedichte, die das Werk eines Individuums voraussetzt, zur Rechtfertigung der Widersprüchlichkeit in den Grenzen der als anonyme Gattung verstandenen epischen Tradition, siehe meinen Aufsatz zur Homerkritik, »Ulysse chez les philologues«, *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*, 5-6, 1975, S. 9-35, und insbes. S. 33-35.
- 18 S. Jean-Pierre Vernant et Pierre Vidal-Naquet, *Mythe et tragédie en Grèce ancienne*, Paris 1972, insbes. das Kapitel von Vernant: »Ebauches de la volonté dans la tragédie grecque«, S. 41-74, mit der Interpretation des Fragments 119 Heraklits und der Entscheidung Agamemnons in Aischylos' Tragödie, und zur Kritik der Anschauungen: Jean Bollack, *Agamemnon I*, S. 342f.
- 19 So z. B. bei Charles Segal, *Tragedy and Civilisation, An Interpretation of Sophocles*, Cambridge, Mass. und London 1981.
- 20 Zuletzt: *The Literate Revolution in the Greece and its Cultural Consequences*, Princeton 1982.

Giuliano Crifò

## Die Tendenz zur Vereinigung des Getrennten:

### Jurisprudenz und Politik im Denken Vicos\*

1. Der Mangel an Beachtung und Würdigung, den Vico erlitt, ist wohl ohne Beispiel in der Geistesgeschichte, beurteilte im Jahre 1924 E. Auerbach<sup>1</sup>. Was aber hat Vico eigentlich gesagt? Wenn wir einen Blick auf die Lehrbücher werfen, lesen wir z. B., daß er als erster bewußter Geschichtsphilosoph der Neuzeit und als Begründer der Völkerpsychologie gilt. Und weiter<sup>e</sup>:

»Mythendeutung und Sprachforschung, verbunden mit philosophischen und theologischen Auffassungen, bringen ihn dazu, in seinem Hauptwerk, der >Scienza nuova<, die historische Welt als objektive Ganzheit darzustellen. Der Mensch kann nur erkennen, was er selbst erzeugt hat. Die Geschichte hat der Mensch selbst geschaffen, sie kann auch von ihm erkannt werden. Das ist der zentrale Gedanke der vichianischen Erkenntnistheorie. Er liegt der Bestimmung von Geschichtswissenschaft als der einzigen exakten Wissenschaft zugrunde. Das Erkennen ist nicht Bedingung des Machens, sondern umgekehrt, das Machen die Bedingung wahren Erkennens.«

Der Mensch schafft seine eigene Geschichte<sup>3</sup>. Und weiter:

»Vico polemisiert gegen die politischen und philosophischen Theorien des Naturrechts von Grotius, Pufendorf und John Selden; ebenfalls wendet er sich gegen die Stoiker und Epikureer ... und stellt sich in die Tradition der Platoniker. Er hat versucht, die Entwicklung der Geschichte dialektisch darzulegen. Die Einbeziehung der Urzeit in die wissenschaftliche Betrachtung war für seine Zeit bahnbrechend. Trotzdem blieb er fast Jahrhunderte hindurch ein nahezu unbeachteter Philosoph ...«<sup>2</sup>.

Heute, hingegen, kann man von einer Vico-Renaissance sprechen, aber es gibt noch viel zu tun, um die Größe Vicos zu würdigen. So lesen wir in der *Scienza Nuova seconda*, capov. 320:

»È aurea la diffinizione ch'Ulpiano assegna dell'equità civile: ch'ella è >probabilis quaedam ratio, non omnibus hominibus naturaliter cognita (com'è l'equità naturale), sed paucis tantum, qui, prudentia, usu, doctrina praediti, didicerunt quae ad societatis

*humanae conservationem sunt necessarim. La quale in bell'italiano si chiama >ragion di Stato«< .*

Diese Textstelle führt in einen eindrucksvollen Aspekt der Beziehungen zwischen römischem Rechtsdenken und modernen politischem Denken ein. Es existiert nämlich eine starke Übereinstimmung römischer Lehrsätze - insbesondere derer Ulpian's - mit zahlreichen Bestimmungen Vicos, welche sich auf das römische Recht, namentlich auf Ulpian stützen. Die Überlegungen des römischen Juristen lassen eine politische Richtlinie klar durchblicken, die dahin tendiert, die Wahrung des sozialen Gleichgewichts zu garantieren und mit dieser Aufgabe explizit die Juristen zu betrauen<sup>5</sup>. Vico, der diese Grundlagen wieder gewinnt, fügt sie in die Problematik der Staatsraison ein. Es geht also hier darum, Art und Sinn dieser Deutung zu würdigen, worüber - um es mit Vico, wenngleich in anderem Zusammenhang zu sagen - »Politiker, Juristen, Historiker des alten Roms nicht nachgedacht haben«.

2. Für unsere Zwecke sollten wir die Bemerkung vorausschicken, daß es keinen Sinn hat, von der Staatsraison zu reden, als ob sie ein Phänomen der Neuzeit wäre. Abgesehen von anderen verschiedenartigen Überlegungen ist es schon bezeichnend, daß man dafür viele sinnverwandte Ausdrücke kennt, welche stets eine konstante Realität umschreiben, deren einzige wahre Voraussetzung die Existenz der Politik ist. Andererseits, wer wird Vicos Behauptung widerlegen mögen, daß »Die Doktrinen von der Zeit an einsetzen müssen, in der der Stoff, den sie behandeln, entsteht« (SN. capov. 314)? Solche Prämissen stecken bereits den Rahmen unserer Betrachtung ab. Die Tatsache, daß die angesprochenen Zusammenhänge - samt der von ihnen eröffneten Deutungsmöglichkeiten in Bereichen, die nicht irrelevant für die Geschichte des Rechtsdenkens und des politischen Denkens sind - nicht nur Ulpian- und Staatsraisonforscherp, sondern auch Vicoforschern im wesentlichen entgangen sind, sollte das Interesse für unsere Analyse stärken.

3. Eine scheinbar präliminare Frage ist die, ob es überhaupt eine spezifische Textstelle Ulpian's gibt, die die »*aequitas civilis*« so definiert, wie es von Vico wiedergegeben wird<sup>5</sup>. Darauf wurde anscheinend seitens einiger Gelehrter die von Vico angedeutete, erheblich substantiellere Problematik, beschränkt. Andere Forscher wiederum haben gerade diese Frage völlig ignoriert.

Es ist hier vielleicht angebracht, weiter auszuholen, da die feine politische Konstruktion Vicos aus dem eigentlichen Kern der ältesten Geschichte der Staatsraison hervorgeht. Sie mündet in eine allgemeine theoretische

Betrachtung, welche einerseits eine neue Deutung des römischen Juristenrechts darstellt und darin, über den eigenen Ursprung hinaus, einen Schlüssel zur Lektüre anbietet, und andererseits selbst geeignet ist, in die allgemeineren Überlegungen über die »Vorherrschaft der Juristen« und den sie gestattenden Kontext eingebettet zu werden. Es handelt sich um eine Perspektive, die ich nicht zu sehr forcieren möchte und die einer kritischen Würdigung unterzogen werden soll. Eine ihrer möglichen Folgen möchte ich jedoch sofort ansprechen: sie würde unter anderem dazu beitragen, die Vorbehalte Meineckes über die antike Staatsraison zu beseitigen'.

4. Man hört nicht auf, über die Grenzen zu diskutieren, innerhalb derer antike, jedenfalls aus der Zeit vor der Renaissance stammende Materialien von der Existenz einer Lehre der Staatsraison zeugen können. Eine solche Diskussion nimmt wieder berühmte Stellen von Sophokles, Thukydides, Cicero auf, vernachlässigt jedoch stets die römischen Rechtsquellen und hebt daher die theoretischen und praktischen Schwierigkeiten der Verbindung mit antiken Erfahrungen hervor, die der Idee der Staatsraison verpflichtet sind. Derartige Schwierigkeiten scheinen dennoch überwindbar, wenn man die von der Rechtserfahrung gebrachten Formulierungen berücksichtigt. So wird man etwa bei Sophokles lediglich die Theoretisierung der Gültigkeit der Herrscherentscheidung oder der Ehrfurcht vor der Autorität des Monarchen vorfinden, in Ulpian's Gedanken dagegen wird als Hauptkriterium die *Maxime »quod principi placuit legis habet vigorem«* ausgedrückt, jedoch mit vollem Bewußtsein ihrer Grenzen und mit dem Hinweis auf die effektive (jedenfalls versuchte) Verwirklichung eines Systems des Gleichgewichts der Kräfte. Ähnlich fehlt bei Thukydides die Idee eines Konfliktes zwischen Politik und Moral, während man das Gleiche für die Lehre der römischen Juristen nicht behaupten kann. Was Cicero schließlich angeht, wird man die restriktive Deutung seines Gedankens nicht mehr halten können, wenn man gewisse wiederkehrende Vorurteile bezüglich des Verhältnisses zwischen Einzelnen und Kollektivität in Rom in Frage stellt und verwirft, d. h. wenn man die gesamte Betrachtung der römischen Jurisprudenz nicht beiseite schiebt. Die Nachprüfung wird jedenfalls produktiver sein, hält man sich an den engen Sinn von Staatsraison als »die Gesamtheit der Methoden, der Mittel und der Entscheidungen, die gegen jede andere relevante Berücksichtigung von Werten, allgemein anerkannten Sitten oder geltenden Gesetzen eingesetzt werden müßten, wenn das Wohl des Staates es verlangt und die rationale Berechnung der zur Verfügung stehenden Mittel zur Realisierung des allgemeinen Wohles es nahelegt« (Polin). Zweifelsohne dient einer besseren Abwägung der Frage die entschiedene Ablehnung der »schlechten« Staatsraison. Es scheint jedoch

zweckmäßig, zwischen einer schlechten Staatsraison und einem schlechten Gebrauch der Staatsraison zu unterscheiden. Man merke sich Tacitus' Rat: »das Recht verliert, wenn die Macht gewinnt. Man soll nicht befehlen, wenn man nach den Gesetzen verfahren kann« (Ann. 3.69). Der Gebrauch des Rechtes, und das ist selbstverständlich, hat eine genaue ideologische Konnotation, auch im Sinne einer vollen Verantwortung, wie etwa in Bartolus angedeutet wird: »Wir werden uns schämen, wenn wir ohne Recht sprechen« (*Comm. in Nov. XVIII,5*)<sup>8</sup>. Hierdurch nämlich wird es möglich, den genauen Wert der Position von Vico zu verstehen, die auf der römischen Erfahrung der »gerechten« Staatsraison gründet - wie es deutlich in Vicos Darstellung der »goldenen Definition« der *aequitas civilis* bei Ulpian erscheint. Ich darf vielleicht hier eine zusätzliche Bemerkung einfügen. Man hat behauptet, daß in Machiavellis Gedanken alle Voraussetzungen vorgefunden werden können, von denen eine Lehre der Staatsraison abgeleitet werden kann: »Spezifität des Politischen, Staatsauffassung, notwendige Ordnung der menschlichen Belange, Konflikt zwischen der Ordnung der politischen Sphäre und der Ordnung der Moral und der Religion«. Aber alle wissen, welche Grundlagen jener Gedanke hat, wie Machiavelli sich explizit aus römischem Gedankengut ableiten läßt, welchen exemplarischen Charakter gerade die republikanische Kunst des Regierens und die guten Fürsten haben. Die Konsequenz ist einleuchtend'.

5. Zurück aber zu Vico. Zunächst darf nicht übersehen werden, daß er auf dem Hintergrund einer Vorschriftenreihe der Staatsraison schreibt, die schon lange überholt war. Unser Interesse wird jedoch, auf der heuristischen Ebene, von deren steten Rekurrieren auf Adjektive, wie etwa »wahre« Staatsraison oder auch »richtige«, »gute«, »gewundene«, »verderbte«, ja »gerechte« Staatsraison geweckt.

Unser Interesse ist nicht irrelevant und zielt nicht nur darauf ab, denjenigen eine Antwort zu geben, die noch heute an der Idee eines hohen moralischen Wertes der Staatsraison Anstoß zu nehmen scheinen: Es führt vielmehr zu einem besseren Verständnis des spezifischen Weges Vicos. Außerdem hatte Vico umfangreiche und sichere Kenntnis der römischen Geschichte und des römischen Rechts<sup>10</sup>. Darüberhinaus möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Vicos Deutungen oft Wertungen vorweggenommen haben, die erst kürzlich üblich geworden sind. Wurde dies durch die Befreiung unserer Geschichtsschreibung vom Pandektismus und vom Rechtstechnizismus ermöglicht, die ihrer Funktion nach weniger aufmerksam für die kulturellen Zusammenhänge des römischen Juristenrechts waren, so sollte man meines Erachtens auf den Topos der genial vorausschauenden Erleuchtung verzichten und Vicos Vorwegnahme vielmehr als Ergebnis eingehender und geistesgewandter Kenntnis der Quellen ansehen.

Jedenfalls, was unsere spezifische Frage angeht, so kann man die Substanz des Gedankens Vicos besser verstehen, wenn man seinen chronologischen Werdegang durchgeht: Vom *De nostri temporis Studiorum ratione* (1708) zum *De uno universi iuris principio et fine uno* (1720-1722) bis zum *Principi di Scienza nuova* (1744). Schon zu Beginn des *De ratione* finden wir einen Hinweis auf das *De dignitate et de augmentis scientiarum* von Francis Bacon. Eine Stelle daraus ist für unsere Zwecke besonders wichtig:

»Wenn es auch stimmt, daß die Gebildeten aus Gründen der Zweckmäßigkeit und der Ausgewogenheit dazu tendieren, das zu suchen, was die Italiener >ragioni di Stato< nennen ... , stimmt es allerdings auch, daß sie perfekte Kenntnis der Grundsätze der Religion, der Gerechtigkeit, der Loyalität und der sozialen Tugend besitzen; wenn man diesen Prinzipien gut und genau folgt, wird man selten auf andere rekurrieren müssen«.

Es scheint mir hier der Bezug auf die Gebildeten wichtig. Einerseits nämlich möchte ich Machiavellis Abstufung zitieren<sup>12</sup>, andererseits möchte ich Überzeugungen wie die von J. Bodin anführen, wonach nicht alle in der Lage sind, das allgemeine Interesse richtig zu erkennen: lediglich derjenige, der dazu in der Lage ist, hat das Recht, es zu interpretieren und praktisch zu verfolgen: gerade das finden wir in Ulpian's Definition der *aequitas civilis* gemäß Vico. Man könnte also die Hypothese aufstellen, daß sich Vico hierauf bezieht, als er im *De ratione* die Staatsraison behandelt; und das wäre schon ein wichtiger Schritt gegenüber ganz anders orientierten Meinungen. Darüberhinaus aber, wenn man den ganzen Textzusammenhang bei Vico berücksichtigt, wird eine Verwurzelung seiner Position in der wiedergewonnenen römischen Erfahrung plausibel, so wie sie bei Ulpian ausgedrückt wird.

Die Entwicklungslinien dieses Werdeganges sollen verfolgt werden, indem man aus dem § 11 vom *De ratione* ausgeht:

»Die Philosophen der Römer aber waren die Rechtsgelehrten selbst, insofern sie in der Gesetzeskunde allein alle Weisheit erkannten, das heißt, die Weisheit der heroischen Zeiten rein erhielten. Denn: >das war einstens die Weisheit, Staatliches vom Privaten, vom Heil'gen Profanes zu scheiden; Freiem **Beischlaf** zu wehren und Recht zu setzen den Gatten, Städte aufzubauen und Gesetze auf Tafeln zu schreiben<. Deshalb definierten die Römer die Jurisprudenz mit der gleichen Definition wie die Griechen die Weisheit, als >Kenntnis der menschlichen und göttlichen Dinge<. Da diese Weisheit aber fast ausschließlich in der Gerechtigkeit und in der Kunde der bürgerlichen Ordnung bestand, so lernten sie die Lehre vom Staat und von der Gerechtigkeit viel richtiger als die Griechen: nicht mit Reden, sondern in der Praxis des Staatslebens selbst. Da sie also die >wahre, nicht erkünstelte Philosophie< im Auge hatten - denn auf jene Zeiten lassen sich die Worte des Rechtsgelehrten mit

erhöhtem Recht anwenden-, festigten sie sich in diesen Fähigkeiten zuerst, indem sie sich den Staatsgeschäften mit größter Gewissenhaftigkeit widmeten, den Ämtern und den Kommandos; als Greise erst, in dem Alter, das im sicheren Besitz dieser Fähigkeiten war, wandten sie den Geist der Jurisprudenz, als dem würdigsten Hafen des Lebens zu«. (*De ratione cit.*, S. 93 d. Üb.)

Hier werden in aller Evidenz die ulpianischen Grundlagen sichtbar, etwa in den expliziten Verweisen auf die ulpianische Definition der Jurisprudenz und auf die ulpianische Erklärung über die wahre Philosophie, wobei nicht vergessen werden darf, daß Ulpian überhaupt *der* Jurist ist. Genauso wichtig ist die weitere Rede Vicos über die Beziehungen zwischen ziviler und militärischer Disziplin, über die Anpassung nicht der Gesetze an die Fakten, sondern der Fakten an die Gesetze (*De ratione*, S. 99), über die Bedeutung der *humanae res* als die öffentlichen sowie die privaten Belange umfassend; wenn auch später - aber nach Vico schon vor der Publikation des *Edictum perpetuum* - »die Jurisprudenz nicht mehr ganz dieselbe (war)«; denn unter dem Begriff der >menschlichen Dinge< waren nur die privaten Angelegenheiten befaßt, da das öffentliche Recht von dem privaten getrennt worden ist, wodurch die Philosophie des Rechts entkräftet zu werden begann. Dennoch gab es noch eine Wissenschaft vom Gerechten, die aber durch die Billigkeit der Prätores allmählich ertötet wurde« (*De ratione*, S. 105). Hier noch weitere Beispiele: das Bild der geschmeidigen Norm der Lesbier, der nachdrückliche Hinweis auf die Törichten<sup>13</sup>, *auctoritas, aequitas, aequitas civilis, doctrina civilis* in Zusammenhang mit der Jurisprudenz: das Ganze soll zu dem führen, was die Grundlage der weiteren Vorschriftenreihe zu sein scheint und letztendlich zu den Äußerungen über die Staatsraison:

»Da also die Gesetze notwendigerweise entsprechend den Einrichtungen des Staates zu schaffen und auszulegen sind, muß zuallererst die Konstitution des Königtums zur Kenntnis genommen und die Lehre vom monarchischen Staate von dem Juristen auf das Genaueste begriffen werden. Dann regle er alles, dem Wesen des Königtums entsprechend, nach dem staatsbürgerlichen Billigkeitsprinzip, das in Italien >*giusta ragione di Stato*< heißt und ausschließlich den Kennern der Staatswesen bekannt ist; auch dies ist eine natürliche Billigkeit, und zwar eine umfassendere, insofern nicht der private Nutzen, sondern das allgemeine Beste sie fordert; da aber dieses weder unmittelbar ersichtlich ist, noch das Sonderinteresse begünstigt, hat die Masse, die nur sieht, was ihr vor den Füßen liegt, und nur das den einzelnen Betreffende versteht, keinen Begriff davon«. Und weiter: »Hierauf soll der Jurist die Feststellung machen, daß diejenigen Entscheidungen staatsbürgerlicher Billigkeit die besten sind, die auch die natürliche Billigkeit zur Schau tragen; nach ihnen diejenigen, die zwar, wie Justinian vor der >Ersitzung< sagt, >unfromme Schutzmaßregeln< zu sein scheinen, bei denen jedoch der öffentliche Nutzen viel bedeutender ist als die private Einbuße; an letzter Stelle diejenigen, die für die Bürger vorteilhaft sind, ohne dem



Staate zu schaden. Denn die Entscheidungen, die den Bürgern Nutzen, dem Staate aber Schaden bringen, gehören der natürlichen, nicht der staatsbürgerlichen Billigkeit an; aber die, die die Bürger und den Staat schädigen, nennt man nicht Entscheidungen der Regierung, sondern >Schandtaten der Tyrannei<, mit denen schlechte Fürsten menschliches und göttliches Recht mit Füllen treten und zuerst das Königtum, endlich sich selbst zugrunde richten«. (*De ratione*, S. 123, 125 d. Üb.)

Es ist hier nicht nötig, die weiteren Entwicklungen der Deutungsvorschläge Vicos zu vertiefen. Sie reichen von dem Ausgehen in die Eloquenz - mit einer angewandten und für die Zukunft exemplarischen Verifizierung im Bereich der Rechtsgeschichte der Kaiserzeit bis zur Vollendung in der *Scienza nuova* einer einheitlichen Vision von theoretischer und praktischer Weisheit. Im Hinblick auf unsere Frage, beachten wir, was im Übergang vom *De ratione* zum *De uno* aus ihr wird.

Im ersteren wird der Hinweis auf die »gerechte Staatsraison« durch diejenigen Bestimmungen untermauert, die, obwohl sie den Anschein von (wie es Justinian bezüglich der »Ersitzung« ausdrückt) »*impia praesidia*« erwecken, jedoch, abgesehen von manchem privaten Schaden, einen bei weitem größeren öffentlichen Nutzen erbringen. Der Hinweis - das möchte ich betonen - bezieht sich nicht auf die Definition, sondern auf eine historisch gegebene Anwendung von staatsbürgerlicher Billigkeit.

Im *De uno* dagegen ist die Rede eine ganz andere: »*De uno CLXXIX. Definitio aequitatis civilis. Atque haec est aequitas civilis, qua Iustinianus in Novellis dicit niti usucapiones, et >impium praesidium eleganter appellat, quam itali elegantiore phrasi vertunt >ragion di Stato*«<sup>14</sup>.

Hier ist die *definitio aequitatis civilis* zunächst keine Definition, sondern ein Verweis auf die Definition der *antiqua iurisprudencia* und auf die Beispiele ihrer Strenge, welche darin begründet war, daß sie ausschließlich die *civilis utilitas* berücksichtigte. Der Hinweis auf Justinian ist als Anwendung und Beispiel gemeint. Der italienische Ausdruck »*ragion di Stato*« büßt außerdem das Prädikat »gerecht« ein. Dieser letzte Sachverhalt ist freilich nicht zufällig. Vico entwickelt nämlich vollends die Konstruktion einer der Staatsraison entsprechenden *aequitas civilis* als dem reinen öffentlichen Interesse dienlich, als im wesentlichen äußere Erscheinung - im Gegensatz zu *aequitas naturalis* - des *rigor iuris, als formulae verborum* im Gegensatz zur *formula mentis*, als *certum*, d. h. als positiver Tenor des Gesetzes, im Gegensatz zum *verum*. In diesem Sinne bezieht sie sich auf die Interpretation des explizit angeführten Textes Ulpians (*dumm est, sed ita lex scripta est*: D. 40.9.12.1) wie in der *Scienza nuova* auch hervorgehoben wird. Andererseits ist diese Art der *aequitas civilis* dadurch charakterisiert, daß der *vulgus*, die *plebs* sie nicht kennt: »*plebs, uti aequitatis naturalis gnara est ita aequitatis civilis est imperita*«; »*multitudo, quae ibi regnat* (offensichtlich in der

Populärrepublik) *solam aequitatem naturalem intelligit*« (*Opere giuridiche*, S. 291, 295). Solch eine Charakterisierung führt auch dazu, den Typ der politischen und rechtlichen Aktivität im Vorhandensein einer Volksherrschaft dem einer Optimatenherrschaft entgegenzusetzen: »*De uno CXCI.4. Res publica autem mere optimatum tota ex ordine civil! est, nam continentissima nov! condendi iuris: unde amnia, ut diximus, ex ratione civili, sub colore exemplorum, aguntur, transiguntur*« (*Opere giuridiche*, S. 295).

Die Entwicklung dieser Erörterungen führt zur Auffassung der nachfolgenden milderen Jurisprudenz »*a Celso, ipsi Ulpiani iudicio, eleganter definita ars aequi boni*«, deren ewige Norm als Norm der Lesbie die *aequitas naturalis* ist. Deutlich ist also der Sinn der Rede. Er ist das (gerechtfertigte) Ergebnis der historischen Progression der Herrschaftsformen und der dazugehörigen Rechtsordnungen. Gewisse Eigenarten der Staatsraison, d. h. der *aequitas civilis*, bleiben auch dann bestehen, wenn sie nicht mehr Ausdruck einer besonderen Herrschaft (etwa der optimatischen), sondern der neuen politischen und rechtlichen Realität des Kaisertums sind, welche nun der *perfectio* der Jurisprudenz entspricht. Dann aber ist sie »gerecht«, ohne daß man sie als solche ausdrücklich bezeichnen muß. Den Beweis, daß es so ist, und daß Vico nicht zufällig verzichtet hat, die mit der *aequitas civilis* identifizierte Staatsraison als »gerecht« zu bezeichnen, entnimmt man aus dem ausdrücklichen Verweis im *De uno* auf ihre im *De ratione* gelieferte.. Bestimmung: ein wichtiger - und meines Wissens bis jetzt unbeachteter - Verweis, dessen sich Vico bedient, um zu behaupten, daß »*per arcana rerum publicarum erumpit intacta veritas*«. Denn, wenn wir den Text von *De uno CCXVIII, 1*, am Ende lesen<sup>15</sup>, scheint es mir schwierig, den Bezug auf Ulpian für ungeklärt zu halten, der in der Definition der *aequitas civilis* als Staatsraison in der *Scienza nuova* enthalten ist:

»Klassisch ist die Definition Ulpians für den staatsbürgerlichen Rechtsbegriff: er sei eine nur auf Wahrscheinlichkeit aufgebaute Ordnung, die nicht allen Menschen von Natur bekannt ist (wie der natürliche Rechtsbegriff), sondern nur wenigen, die durch Scharfsinn, Praxis und theoretische Kenntnis beurteilen können, was zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft notwendig ist; man nennt das heute Staatsraison«. (Übers. Auerbach, Anm. 1)

Auf der substantiellen Ebene reicht es hier, die Entwicklungen zu berücksichtigen, die unter anderem in der IX. Sektion des IV. Buches der *Scienza nuova* sichtbar werden: »Göttliche und staatliche Rechtsauffassung«; »Zusätze«: »über die Staatsweisheit der alten Römer«; und »Grundgeschichte des römischen Rechts«. Das, was dagegen noch verifiziert werden muß, ist die Zuschreibung auf Ulpian: sie ist neu gegenüber dem *De ratione* und dem *De uno*, und sie wird hier gemacht und bekräftigt.

Viele Forscher - nicht jedoch alle - bestreiten, daß jene Definition bei Ulpian zu finden ist. Meinerseits möchte ich folgendes bemerken: 1) Ulpian kennt durchaus die Entgegenstellung von *aequitas civilis* und *aequitas naturalis*, die er nach dem großen Juristen Labeo wieder aufnimmt (D. 47.4.1.1), und für Vico, der Ulpian sehr gut kennt, scheint dieser Text auch nicht unbekannt zu sein<sup>6</sup>. 2) Ulpians »Definition« hängt jedenfalls nicht so sehr ab von Labeos *Text* als vielmehr von der *Interpretation* des fraglichen Problems, die vom spätclassischen Juristen angeboten wird. Vico nämlich unterscheidet zwischen den Römern und Ulpian, indem er einerseits von der Staatsraison spricht, die »bei den Römern *civilis aequitas* genannt wird« und uns andererseits erzählt, daß »Ulpian sie definiert« usw. Ulpians Interpretation, die in der »Definition« gipfelt, kann also aus dem Zusammenhang des Gedankens Ulpians erschlossen werden; sie muß nicht automatisch auf ein punktuell und spezifisches Zeugnis zurückgeführt werden. 3) Außerdem hatte sich Vico vorher auf eines der vielen möglichen Beispiele beschränkt und geht erst in der *Scienza nuova* zur Definition über. Von wem sollte er sie entnehmen, wenn nicht von Ulpian, der in seinen Augen nahezu der Jurist schlechthin war? Bestätigt vielleicht nicht eine derartige Einschätzung die Idee, daß Vico eine zusammenfassende Charakterisierung des gesamten Gedankenguts zum Ausdruck bringt? 4) Des weiteren war Vico, der Autor der *Institutiones oratoriae*, ein zu großer Experte der Rhetorik, um den instrumental Charakter der Definition zu verkennen, welche die Begriffsinhalte seines Objektes genauer angeben sollte. Als unmittelbarer Vergleich bietet sich G. Boteros Definition der Staatsraison als »Kenntnis der geeigneten Mittel, um jene feste Herrschaft über die Völker zu begründen, zu bewahren und zu erweitern, die wir den Staat nennen«. Hier - wie schon bemerkt wurde - kann man eine totale Karenz von Rechtsbegriffen feststellen, die sicher nicht bei Vico zu erwarten ist. Dieser erkennt in der römischen Geschichte und Rechtsgeschichte die gleichen Elemente wie Botero, die er aber unter dem Namen Ulpians vereint und vor allem in die Bemühung einbindet, politische Doktrin und Jurisprudenz zu vereinigen.

Vico gibt oftmals Definitionen wieder, deren Herkunft er korrekt zitiert: etwa Gaius, Papinian, Paul, Justinian und, noch häufiger Ulpian. Wenn also Vico ausgerechnet Ulpian die erst vorgeschlagene Definition der *aequitas civilis* zuschreibt, indem er bei der *Scienza nuova* das wiederaufnimmt, was er schon beim *De ratione* und beim *De uno* ausgedrückt hatte, sollte man annehmen können, daß er dies mit Recht tut. Es ist übrigens schwierig, das von G. Fassb schon wirksam gebrachte Argument gegen den »von vielen, um nicht zu sagen: Von allen« erhobenen Zweifeln bezüglich der Zuverlässigkeit des Zeugnisses Vicos über die »vier Autoren« als Quellen der *Scienza nuova* zu widerlegen. Ich zitiere:

»Ist es erlaubt, und wenn ja, inwiefern, die Worte Vicos nicht zu berücksichtigen?... Im Vorhandensein von genauen und wiederholten Behauptungen eines Autors bezüglich Genesis und Werdegang seines Werkes ist es, bevor man sie als nicht begründet verwirft, erforderlich, zu untersuchen, ob sie nicht manche Grundlagen haben könnten, die dem kritischen äußeren Beobachter nicht leicht erkennbar sind« 17.

Die Analogie zu unserem Problem ist augenfällig. In der Tat hatte Vico schon seit dem *De ratione* explizit eine Restauration der Formel der *civilis aequitas* gefordert (*De ratione*, S. 131f.)<sup>18</sup>. Statt jedoch diese Formel inhaltlich zu deuten, hat man nicht lange gezögert, Ulpian's Vater'schaft zu verneinen, von Vicos Fehler oder Willkür zu reden usf.<sup>19</sup>. Es ist daher angebracht, hier die Meinung des größten Kritikers wiederzugeben, von dem die gängige Lehre beeinflusst wird:

»Bei seinem *De uno* hatte Vico bezüglich der *aequitas civilis* nicht auf Ulpian verwiesen - der, ohne sie zu definieren, ihr die natürliche Gerechtigkeit an einer Stelle gegenüberstellt, die trotz eines Verweises auf Labeo, unter starkem Interpolationsverdacht steht - sondern auf das, was eine Novelle Justinians sagt. Allerdings findet man weder in dieser Novelle noch in Vulteius, *In Institutiones iuris civilis*, der für die justinianische Stelle die unmittelbare Quelle Vicos gewesen ist, die im Text angesprochene Definition. Sie ist weder auf Ulpian zurückzuführen noch auf andere römische Rechtsgelehrte. Es ist wahrscheinlich, daß sie von irgendeinem Traktatist, vielleicht von einem Naturrechtslehrer, stammt, den ich noch nicht ausfindig machen konnte«<sup>20</sup>.

Augenfällig handelt es sich hier um eine recht seltsame Argumentation, die auf einer extrem mechanischen Quellenbetrachtung beruht. Nicolini berücksichtigt nämlich das *De ratione* nicht, als dessen Grundlage Vulteius und außerdem jene oben angesprochene unmittelbare Abstammung aus Ulpian erkannt werden kann. Ebenso bestreitet Nicolini die Existenz der Definition in der Nov. Just. und in Vulteius (aber gerade das ist es ja: Vico schreibt die Definition Ulpian zu!); unser Kritiker also geht auf die Suche nach den Worten und findet sie nicht. Zusammenfassend: *die pars destruens* dieser Meinung läßt zu wünschen übrig, und die *pars construens* ist auf die Erwähnung einer - weil die von Nicolini postulierten modernen Quellen nicht gefunden worden sind - grundsätzlich negativen Möglichkeit aufgebaut. Es bleibt wahrhaft nicht sehr viel. Lesen wir dagegen noch einmal Vulteius' Kommentar von J.1.1.1 (*Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, iusti atque iniusti scientia*). Diese Stelle ist bekanntlich die Übertragung der Definition Ulpian's in D.1.1.10.2: um sie kreist Vicos gesamter Deutungsvorschlag. Und bei Vulteius - abgesehen von den spezifischen jurisdizientellen Bezügen und von dem ausdrücklichen anfäng-

lichen Verweis auf Ulpian - beruht der gesamte Gedankenaufbau auf derselben Art politischer Positivität, welche Ulpian ausgedrückt hat<sup>21</sup>. Man sollte also nicht von Vicos Fehler oder von der Willkür seines Verweises auf Ulpian sprechen. Vielmehr sollte man die Behauptung bekräftigen, daß hier eine neue Deutung Vicos des »Gedankens« Ulpians vorliegt. Abgesehen von den einzelnen Worten nämlich, gehören die Begriffsinhalte der Definition vollständig Ulpian an: die wenigen Wissenden sind diejenigen Juristen, Priester der Gerechtigkeit, Anhänger der wahren Philosophie, welche berufen sind, Staatsmänner zu werden, welche die Legitimierung der Herrschaft theoretisieren, welche die Idee verfechten, daß das Recht die Grundlage des Staates ist, auch da, wo die *res publica civium* in eine Monarchie umgewandelt worden ist; es sind die gleichen Juristen, *sapientes prudentes*, die gegenüber der politischen Untauglichkeit der Gelehrten besonders hervorgehoben wurden, und sie konnten auch gepriesen werden, da sie schon in Rom die wahren Philosophen gewesen waren und für sich ein nicht nur intellektuelles, sondern auch politisches Primat erkämpft hatten. Von all jenen war gerade Ulpian - wie wir wissen - der Theoretiker.

6. Die spezifische Rede, die wir bis jetzt geführt haben, gestattet uns auch einige Schlüsse allgemeineren Charakters. Es ist behauptet worden, daß »im *De uno*. Vicos Kenntnis des römischen Rechts, mitsamt seinen Texten und Institutionen wesentlich weniger bedeutend ist als seine >Willkürakte< in der Interpretation und in der Chronologie, welche die Übermacht nicht seiner historischen Phantasie, sondern seiner politischen Leidenschaft offenbaren - und das ist die einzige Kraft, die seinen kühnsten Hypothesen argumentative Festigkeit verleiht«. Ähnlich hat man das *De uno* CLIII.2 kommentiert:

»Der *ordo naturalis*, die *honestas*, die *auctoritas* als *pars rationis*, die *societas aequi boni*, identisch mit der *societas veri*, setzen alle als inhaltlichen Hintergrund die polemische These voraus, wonach die *utilitates* >Anlaß< und nicht Ursache des Rechtes sind. Der Kern der Betrachtung Vicos besteht nicht darin, sondern vielmehr in der Berücksichtigung der sozio-politischen Mühsal, die jene Formeln zusammenfassen und gleichzeitig zu lösen versuchen«.

Diese Perspektive ist, meines Erachtens, im Grunde korrekt, jedoch fehlerhaft in der Postulierung einer minderen Bedeutung der römischen Rechtslehre bei Vico. Etwas darüber wurde schon oben gesagt. Hier möchte ich noch etwas bekräftigen, nämlich, daß diese Perspektive von einer Auffassung des römischen Rechts ausgeht, wo gerade diejenigen Formeln sozusagen sterilisiert erscheinen, denen von Vico zu einer neuen Aktualität verholfen wird. Solche Formeln bilden die begriffliche Stütze der Vorschläge

Vicos, gerade weil sie - im konkreten Bezug zu den Problemen der römischen Rechtsordnung - Fragen, Lösungen und Leitlinien einer Rechtspolitik offenbarten, die dahin tendiert, die Wirklichkeit zu rationalisieren, Mittel und Zwecke ins Gleichgewicht zu bringen und die volle Humanität der politischen Handlung zu verteidigen. Eine Digestenstelle (D.44.4. 1.1) könnte ein exemplarisches Zeichen dieser Konkretheit darstellen.

Dies scheint mit die Lehre zu sein, von der Vico mit den Ergebnissen seiner *Scienza nuova* eine neue und praktikable Interpretation des römischen Rechtsgedankenguts geliefert hat.

## Anmerkungen

\* In meinem demn. ersch. »Studi Guarino« (Neapel), wird ein ausgedehnter Quellen- und Literaturapparat eine rechtshistorisch orientierte Diskussion erfassen. Meine Ausführungen ließen sich auch besonders gut integrieren in die immer aktuellere Problematik, wie jüngst erörtert z.B. von K. Adomeit einerseits und D. Grimm andererseits (*Politologie und Jurisprudenz* bzw. *Rechtsgeschichte als Voraussetzung von Rechtsdogmatik und Rechtspolitik. Achtzehn Thesen* (beide in: Wissenschaft und Philosophie als Basis der Jurisprudenz, ARSP. Beiheft N.F. Nr. 13, 1980, S. 120ff., 17ff.)). In dieser Hinsicht siehe aber schon K. von Fritz, Platon in Sizilien und das Problem der Philosophenherrschaft, Walter de Gruyter, Berlin 1968, insb. Vorwort und jüngst A. Fulco, Vico and Political Science, in: Vico. Past and Present ed. by G. Tagliacozzo, Atlantic Highlands, N.J. 1981, II, S. 175ff. »Die Tendenz zur Vereinigung des Getrennten« als Titel verdanke ich Fritz Schalks schönem Anhang zu: Gian Battista Vico, De nostri temporis studiorum ratione. Vom Wesen und Weg der geistigen Bildung, Übertragung von W.F. Otto mit einem Nachwort von C. Fr. von Weizsäcker, Verlag H. Köpper, Godesberg 1947, Darmstadt 1963, S. 175.

1 G. Vico, Die neue Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker nach der Ausgabe von 1744, übers. und mit einer Einleitung von E. Auerbach, de Gruyter, München 1924, S. 15.

2 Vgl. W. Topok, Handbuch der Geschichte der Philosophie IV, Frankfurt a. M. 1981, S. 428f.

3 Dazu zuletzt R.W. Schmidt, Die Geschichtsphilosophie G.B. Vicos, Würzburg 1982, S. 29 ff.

4 G. Vico, Opere a cura di F. Nicolini, Milano-Napoli 1953, S. 476f.

5 Vgl. dazu mein Ulpiano. ANRW. II 15, de Gruyter, Berlin-New York 1976, S. 781.

6 Übersetzungsversuche sind problematisch: aufdeutsch z. B. »politische Gerechtigkeit«, »staatsbürgerlicher Rechtsbegriff«, »staatliche Rechtsauffassung«.

7 F. Meinecke, Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte, München u.

- Berlin, 1924, S. 33-36. Einen interessantenhistorischen Hinweis bietetneuestens H. Bellen, *Antike Staatsräson ...*, Gymnasium 89, 1982, S. 449 ff.
- 8 Auf diese Spannung möchte ich auch den Sinn der Beziehung zwischen Gesetz und Gesetzgeber, zwischen Recht und Jurisprudenz zurückführen. Vgl. »Studi Biscardi«, (Mailand 1983).
- 9 Vgl. Machiavelli, *Il Principe*, Kap. 19, Hrsg. von M. Oberbrecher, Reclams Uni-Bibl. 1218-19, S. 99, 102; ID., *Discorsi ... Politische Betrachtungen über die alte und die italienische Geschichte*, verdeutscht u. mit einer Einführung von F. von Oppel-Bronikowski, Berlin 1922, S. 5ff., 31. Siehe B. Croce, *Filosofia-Poesia-Storia*, Milano-Napoli 1951, S. 583 ff. und zuletzt J. Morrison, *Vico and Machiavelli in Vico: Past and Present cit.*, 2, S. 1f., insb. 4f. (law), 13f. (politics).
- 10 Dazu Ausführungen in den »Studi Sanfilippo« (1983).
- 11 *The Physical and Metaphysical works of Lord Bacon* ed. by J. Dewey, London 1904, S. 34. (Hier kann ich nicht auf die philologischen Schwierigkeiten dieses Textes eingehen).
- 12 *Discorsi I*, 10 (S. 31) (Anführer und Reformen von Religionen; Gründer von Republiken und Königreichen; Feldherren und Erweiterer der eigenen Herrschaft oder des Vaterlandes; Gebildete; jeder andere Mensch).
- 13 *Samt Identifizierung der Unterschiede »der Charaktere und Merkmale des Dummen, des ungebildeten Schlaukopfes, des unklugen Gelehrten und des Mannes der Klugheit ... ; denn in ihrer Lebensführung blicken die Dummen weder auf die obersten noch auf die untersten Wahrheiten, die ungebildeten Schlauköpfe beachten nur die letzten und sehen die ersten nicht, die unklugen Gelehrten bestimmen nach den obersten die untersten, die Klugen dagegen nach den untersten die obersten«* (*De ratione*, S. 61 d.(.)b.).
- 14 Vico, *Opere giuridiche* a cura di P. Cristofolini, Firenze 1974, S. 261.
- 15 *Opere giuridiche*, S. 337: »*ex ipsa ratione status, ut libro De ratione studiorum diximus, quae huc translata velim*«.
- 16 Z.B. eine Spur von ihm - zumindest den Geist, die Grundidee, die im Text ihren Ausdruck findet - kann man m.E. im *De uno CXCVIII.4* erkennen: *ius est ius sententia facto aequum, verbis iniquum. Et dicitur »aequitas naturalis, utilitas heim quia ea ratione ius utile est non iners feriatuf nequem nocet*. (*Opere giuridiche*, S. 303).
- 17 G. Fassd, I »quattro auttori« del Vico, Milano 1949, S. 1f.
- 18 »Darum soll ein Fürst, wenn es ihm um die Größe seines Reiches zu tun ist, die römischen Gesetze gemäß der Staatslehre auslegen lassen; und die Richter sollen ihr entsprechend die Rechtsfälle entscheiden, und mit jener Kunst der größten Redner, mit der diese immer um die Geschicklichkeit bemüht sind und entsprechend ihrer Geschicklichkeit es fertigbringen, den privaten Interessen das staatliche folgen zu lassen, - die Richter, sage ich, sollen diese Kunst gerade im entgegengesetzten Sinn anwenden; jene nämlich gehen darauf aus, daß das private Recht über das staatliche obsiege; sie aber sollen darauf ausgehen, daß das staatliche über das private obsiege. Denn auf diese Weise wird, zum höchsten Nutzen für den Staat, die Philosophie des Rechts, nämlich die Lehre vom Staat, wieder mit der Jurisprudenz vereinigt werden; die Würdigkeit

und die Heiligkeit der Gesetze wird größer werden; eine der Monarchie angemessene Beredsamkeit wird blühen, die, so hoch das Staatsrecht über dem privaten an Würde, Größe und Ernst steht, ebenso hoch über die heute gebräuchliche Beredsamkeit emporragen wird. Denn die Redner werden, um ihren Rechtsstandpunkt durchzusetzen, alles darauf anlegen zu müssen, ihn im Sinne des Staatsrechtes als richtig zu erweisen; und so in der staatsrechtlichen Doktrin erprobt, werden sie als Politiker an die Leitung des Staatswesens selbst herantreten«.

Ein Text, der auch in seinen Grundlagen ganz explizit ist.

- 19 Siehe in diesem Sinn noch das mir jetzt durch eine Besprechung von H. van den Brink (TR, 50, 1982, S. 403f.) bekannt gewordene Buch von A.C.t. Hart, *Recht een Staat in het denken von Giambattista Vico*, Alphen aan den Rijn 1979, S. 298, vgl. 89 und Anm. 57.
- 20 F. Nicolini, *Commento storico alla seconda Scienza nuova*, I, Roma 1949, S. 110.
- 21 H. Vultei, in *Institutiones iuris civilis*, Marburg 1613, S. 9: »Quod si aequitas est multiplex, malim eam ad ius, cui est subordinate, exigere, ut quemadmodum ius naturale aliud est, aliud civile, de quo utroque titulo proxime insequenti agitur, ita aequitas, quae ad utrumque illud relationem aliquam habet, alia sit naturalis alia Civilis, juxta *l.1 § 1 D. Si quis testam. liber esse ius*. (Ulp. D. 47.4.1.1). Naturalis illa est, quae naturali ratione innitur: civili illa, quae ex praeceptis civilibus, Rei publicae Romanae accommodatim aestimatur, *l. bona fides 31. D. De Depos.* (Tryph. D. 16.3.31). Sunt autem illius aequitatis in libris nostris exempla complura, atque in illis etiam haec, in *l.1 D. De pact.* (Ulp. D. 2.14.1), *l.1. De minor.* (Ulp. D. 4.4.1), *l. non hoc natura 14. D. de conduct. - indeb.* (Pomp. D. 12.6.14), *l. postliminium 19. De capt. et postlim. revers.* (Paul D. 49.15.19). Aequitatis civilis exemplum est illustre in hoc, quod ex nudo pacto jure civil nulla est obligatio, atque adeo nulla actio: itemque in usucapionibus, quae hac aequitate nituntur, ut litium aliquis sit finis et ne rerum dominia sint in incerto, *l. fin. D. pro suo* (D. Ner. D. 41.10.5), *quam aequitatem non dictavit natura*, Reipublicae utilitas introduxit, quod praescriptiones a Iustiniano in *Novell. 9* dicuntur esse remedium impium, sive iniquum. Id enim verum est, si conferantur ad aequitatem naturalem: cum attenta aequitate civili extra omnem controversiam sint optimum et aequissimum«.
- 22 G. Giarrizzo, *Vico la politica e la storia*, Napoli 1981, S.102f.,121.

Prof. Dr. Paul Dedecker hat uns telegraphisch während der Drucklegung am 11. Februar 1984 den Abdruck seines uns eingereichten Manuskriptes untersagt.

Aus technischen Gründen entfallen damit die Seiten 81-96.



Dietrich Dörner

# Denken und Handeln in Unbestimmtheit und Komplexität\*

## Einleitung

Stellen Sie sich einen Hirsch vor, am besten einen Rothirsch männlichen Geschlechts mit weit ausladendem Geweih. Haben Sie das? Vergrößern Sie nun in Ihrer Vorstellung das Geweih, bis es etwa 3 m in der Breite mißt. Haben Sie das? - Gut, dann haben Sie ungefähr eine Vorstellung von dem nordamerikanischen Riesenhirsch, der vor etwa 30.000 Jahren in den Wäldern Kanadas und der heutigen USA lebte.

Allerdings wurde ihm sein prunkvolles Geweih zunehmend hinderlich. Den Grund dafür werden Sie leicht einsehen, wenn Sie im Grunewald Querfeldeinjogging betreiben und sich dabei eine 3 m lange Bohnenstange quer vor die Brust halten. Das Tier wurde eine leichte Beute nicht nur für Wölfe und Vielfraße und Berglöwen, sondern auch schon für Brombeerranken. Der Riesenhirsch starb aus und ist eines von vielen Beispielen dafür, daß eine erfolgreiche Anpassung an die Umwelt in der einen Hinsicht - das Riesengeweih war eine mächtige Waffe, vielleicht sogar auch gut, um im Schnee Futterplätze freizulegen - sich in anderer Hinsicht als desaströs erweisen kann. Lassen wir nun zunächst den Riesenhirsch; die Geschichte ist lehrreich; wir kommen gleich darauf zurück. Wenden wir uns nun zunächst einem anderen Thema zu, nämlich der menschlichen *Lernfähigkeit*.

Viele Lebewesen haben die Fähigkeit, sich lernend an die Umwelt anzupassen. Bei den nichtmenschlichen Lebewesen hat diese Lernfähigkeit ein durchgehendes Merkmal: das Lernen geschieht a posteriori. *Nachdem* etwas gut oder schief gegangen ist, merkt es das Individuum, nimmt die jeweiligen Verhaltensweisen in sein Inventar auf oder streicht sie daraus. Diese Lernfähigkeit a posteriori ist im wesentlichen geeignet, die Individuen der jeweiligen Art an ihre Umgebung zu adaptieren, nicht umgekehrt die Umgebung an die Individuen.

Eine bestimmte Art größerer Affen entwickelte eine andere Form der Lernfähigkeit, nämlich das Lernen a priori. Durch Internalisierung von Wahrnehmungs- und Verhaltensprozessen, durch die Entwicklung der Fähigkeit, Verhalten in einem Gedächtnismodell der Umwelt »durch-

\*Vortrag am Wissenschaftskolleg zu Berlin 19.1.1983

zuspielen«, entwickelte diese Species die Fähigkeit zur Vorwegnahme von Situationen und Handlungsweisen. Sie entwickelte die Fähigkeit, sich andere Umwelten als die gerade gegebene vorzustellen und damit auch neue Umwelten zu verarbeiten. Damit waren die Voraussetzungen geschaffen, sich nicht nur lernend an die jeweilige Umwelt zu adaptieren, sondern nunmehr die Umwelt selbst den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu gestalten.

Die Folgen dieser Entwicklung sehen Sie um sich. Sie bestehen aus Hauswänden, Vorhängen, Verkehrssystemen, Computern, Datenbanken usw. Sie bestehen in einem Netzwerk von Beziehungen, welches mittlerweile global ist und zwar nicht alles mit allem, aber vieles mit vielem verbindet.

Etwa in den letzten 100 Jahren hat dieses Netzwerk der selbstgestalteten Umwelt des Menschen an Komplexität und Entwicklungsgeschwindigkeit geradezu beängstigend zugenommen. Sachverhalte und Prozesse, die vor 100 Jahren isoliert voneinander gestanden hätten, beeinflussen einander heute. Wen außerhalb des Kreises der Religionsphilosophen hätten vor 100 Jahren die Streitigkeiten der verschiedenen Schulen des Islam in Persien interessiert? Heute schlagen sie unmittelbar auf die Immobiliengeschäfte in Kronberg im Taunus durch.

Es fragt sich nun, ob eine sich schnell ändernde, komplexe und intransparente Umwelt sich schließlich so zur menschlichen Denkfähigkeit verhält wie die Brombeerranken des kanadischen Urwaldes zum Geweih des Riesenhirsches. Aufgrund ihrer Denkfähigkeit haben sich die Menschen in ein kompliziertes Gefüge von selbstgeschaffenen Wirkbeziehungen eingebettet, und es ist zumindest die Gefahr vorhanden, daß sie sich unrettbar in dem von ihnen selbst geschaffenen Lianengeflecht verstricken und darin verenden.

## Fragestellung und Methode

An dieser Stelle nun setzt unsere Fragestellung an. Wir begannen, uns irgendwann einmal zu fragen, ob der naturwüchsige »Denkapparat« des Menschen den Anforderungen einer komplexeren, sich schnell verändernden, intransparenten Umwelt gerecht wird und gerecht werden kann.

Man muß sich dabei vor Augen führen, daß die menschlichen kognitiven Fähigkeiten, die Fähigkeiten also, die Bedingungen von Umwelten zu erkennen und gemäß dieser Bedingungen zu handeln, beschränkt sind. Betrachtet man es technisch, so haben Menschen ein bewundernswürdiges System zur Langzeitspeicherung von miteinander verknüpften Informationen. Dagegen ist die Kapazität des »Biocomputers« Gehirn für die unmittelbare Verarbeitung von *neuen* Informationen sehr beschränkt.

Pro Zeiteinheit vermag der Mensch nur eine sehr begrenzte Menge neuartiger Informationen aufzunehmen und richtig zu verarbeiten. Dies hängt zusammen mit der Langsamkeit und der geringen Speicherkapazität des menschlichen Kurzzeitgedächtnisses. Gerade aber die Fähigkeit zur schnellen Verarbeitung neuartiger Informationen wird beim Umgang mit einem komplexen, sich schnell ändernden System gefordert.

Das läßt sich *allgemein* sagen; uns interessierte die Sache aber genauer. Wir wollten wissen, in welcher Weise das menschliche Denken auf die Anforderungen reagiert, die ihm Probleme in einer sich schnell verändernden, komplexeren, also informationsreichen und unklaren und undurchschaubaren Situation stellen.

Wie untersucht man derartiges?

Nun: wir haben einen für ernsthafte Wissenschaft außerordentlich bedenklichen Weg beschritten: wir haben *gespielt*. Oder besser: wir haben *spielen lassen*.

Denn wie kann man etwas erfahren über die Charakteristika menschlichen Denkens angesichts von Unbestimmtheit und Komplexität?

Man kann Politiker - als paradigmatische Vertreter eines Akteurs in Unbestimmtheit und Komplexität -, Manager usw. unmittelbar zu beobachten versuchen. Das geht schlecht, die haben das nicht so gern. Man kann Biographien lesen von eben solchen Leuten. Auch das bringt nicht viel; diese sind oft lückenhaft oder verfälscht. Man kann Stammtischgespräche belauschen und Leserbriefe in Zeitungen lesen. Das ist nicht sehr ergiebig; man erfährt daraus im wesentlichen, daß der normale Bürger etwa den Politiker entweder für einen Schwachkopf oder aber für böse hält, meist aber für beides zusammen. Die meisten Leute, die sich z. B. in den Leserbriefspalten der Tageszeitungen, des »Spiegel« oder der »Zeit« zu komplexen politischen Problemen äußern, sind der Auffassung, sie könnten das alles viel besser, wenn man sie nur machen ließe. An dieser Stelle setzten wir an: wir haben sie machen lassen!

Wir konstruierten Computer-Szenarios komplexer Entscheidungssituationen, versetzten Versuchspersonen in solche künstlichen Realitäten und ließen sie dort handeln. Wir haben inzwischen eine ganze Menge solcher Studien gemacht. Wir haben Versuchspersonen die Geschicke eines Entwicklungslandes »Tamaland« steuern lassen (s. DÖRNER & REITHER 1978), wir haben Leute das Schicksal einer mitteleuropäischen Kleinstadt namens Lohhausen (s. DÖRNER et al. 1983) leiten lassen, wir haben Versuchspersonen Industriebetriebe führen lassen, sie als Entwicklungshelfer in die Sahelzone geschickt usw.

Solche Computer-Szenarios sind Realitäten, in denen Versuchspersonen richtig handeln können; ihr Handeln hat Auswirkungen auf die Realität, die die Versuchspersonen bemerken können, und an diesen Effekten können die Personen ihr Verhalten regulieren und modifizieren.

Solche Kunstrealitäten werden von den Versuchspersonen meist schnell sehr ernst genommen, sie versinken darin und identifizieren sich sehr stark mit ihrer jeweiligen Rolle. Dies zeigt sich besonders stark in ihrer emotionalen Betroffenheit, in Ärger, Trauer, Wut, Freude.

Neben den Computer-Szenarios verwenden wir neuerdings auch noch »echte« politische Situationen. Wir betreiben eine Art von »Experimentalpolitik« oder »Experimentalhistorie«, indem wir z. B. Versuchspersonen in die Situation der SPD-Führung von 1932 stellen, die vor der Frage stand, entweder bei der Reichspräsidentenwahl Hindenburg zu unterstützen oder einen eigenen Kandidaten aufzustellen.

Oder wir stellen Versuchspersonen in die Situation von Ludwig XVI. am Vorabend der Französischen Revolution, als 1787 das Parlament die Entlassung Turgots verlangte, der seinerseits den Adel und den Klerus stärker steuerlich belasten wollte, um die Finanzkrise Frankreichs zu mildern (s. KÜHLE 1983).

Diese historischen Situationen verfremden wir so, daß sie kaum mehr wiedererkennbar sind. Dies geschieht beispielsweise dadurch, daß wir sie in das alte China verlegen oder sie sonstwie kulturell und zeitlich transformieren. Das hat den Zweck, Erinnerungen als Determinanten des Handelns weitgehend auszuschalten und die Wirkung der reinen Bedingungsstruktur der Situation auf den Ablauf der psychischen Prozesse zu ermitteln.

Zweck des Verfahrens ist es, die Effekte von großer Komplexität, Unbestimmtheit und Intransparenz auf den Ablauf der psychischen Prozesse zu ermitteln.

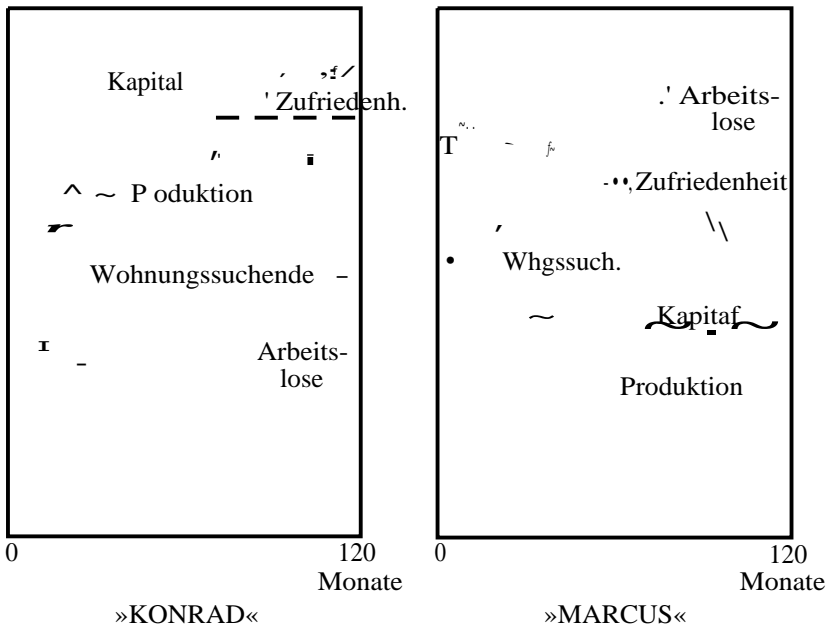
Nun noch einige Worte zur Methode der Datenerhebung: die Versuchspersonen unserer Untersuchungen werden durch eine Instruktion in die jeweilige Situation versetzt. Es wird von ihnen gefordert, daß sie in dieser Situation irgendeine Entscheidung treffen. Die Entscheidungsalternativen werden ihnen dabei nicht vorgegeben. In der Instruktion werden sie mit einer großen Menge von wichtigen und unwichtigen Problemen konfrontiert. In der Lohhausen-Situation erfuhren sie also z. B., daß eine große Jugendarbeitslosigkeit besteht, daß das Schwimmbad einer neuen Kachelung bedürfe, daß die Verkehrsanbindung an das Umland schlecht sei usw. Die Versuchspersonen können dann Fragen stellen, detaillierte Informationen einholen, Überlegungen anstellen. Die Entscheidungen der Versuchspersonen werden sodann bei diesen Computerspielen dem Rechner zugeführt, der darauf reagiert. Und so geht die Sache weiter.

Wir nehmen die Fragen, die Überlegungen, die Entscheidungen usw. auf Tonband oder Videoband auf und analysieren später diese Datenträger auf die Häufigkeit bestimmter Elemente, auf Übergangswahrscheinlichkeiten, auf Periodizitäten und versuchen so, ein Bild vom Ablauf der Denkprozesse zu gewinnen.

## Ergebnisse

Was kommt bei solchen Experimenten heraus? Nun: manche Versuchspersonen erfüllen ihre Aufgaben recht gut, andere schlechter. In der Abbildung 1 können Sie ein Beispiel dafür sehen. Sie sehen die Codenamen von zwei Versuchspersonen, die in dem Lohhausen-Spiel einmal gut und einmal weniger gut abschnitten.

Im folgenden werde ich Ihnen zeigen, daB das gute bzw. weniger gute Abschneiden der Versuchspersonen auf bestimmte Merkmale des Denkens zurückzuführen ist. Ich vergleiche im nachfolgenden immer der Anschaulichkeit halber die Denkprozesse von *Extremgruppen* miteinander. Wir vergleichen also extrem gute mit extrem schlechten Versuchspersonen. Das gibt ein ganz gutes Bild von der Spannbreite des Verhaltens.



- - - KAPITAL
- — — ZUFRIEDENHEIT
- · - · - PRODUKTION
- · · · · WOHNUNGSSUCHENDE
- - - - - ARBEITSLOSIGKEIT

Abb. 1:  
Beispiele für die Verhaltenseffekte von einer »guten« (KONRAD) und einer »schlechten« (MARCUS) Versuchsperson im »Lohhausen-Versuch«.

Nun: was heißt »Denkprozeß«? **Beim** näheren Hinsehen zerfällt dieser in verschiedene Teile. Grob kann man unterscheiden:

- Zielpräzisierung
- Informationssuche
- Handlungsplanung
- Selbstorganisation
- Entscheidung

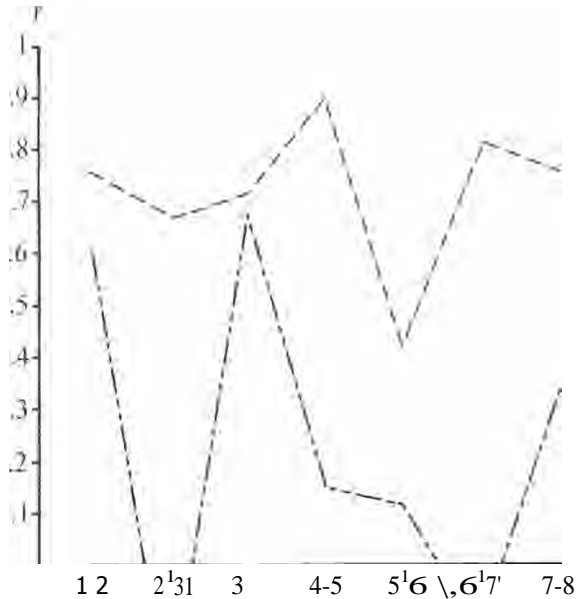
Zunächst zur *Zielpräzisierung*.

Die Ziele, die man in komplexen Handlungssituationen anstreben soll, sind meist offene, d. h. unklare, nur ungenau definierte Ziele. Die Zielkriterien haben meist die Form von Komparativen. Eine Trabantenstadt soll »wohnlicher« werden, der Verkehrsdurchfluß »besser«, das Angebot an Anfängerlehrveranstaltungen einer Universität »studentennäher«, eine Fußgängerzone »gemütlicher«, das Softwarepaket einer Computerfirma »anwenderfreundlicher«. - Solche komparativen Zielkriterien sind immer ein Zeichen dafür, daß man nicht genau weiß, was man will. Für den Akteur stellt sich in einer solchen Situation das Problem der *Zielpräzisierung*. Man muß analysieren, was man eigentlich genau will.

Manche Personen stellen sich diesem Problem, analysieren exakt, was sie wollen, und kommen auf diese Weise zu klaren Schwerpunkten und durchgängigen Entscheidungsstrategien; andere dagegen handeln eher nach einer Art »Reparaturdienstprinzip«. Sie greifen die jeweils auffälligsten Mißstände auf und behandeln sie, um die Behandlung sofort abzubrechen, wenn sich ein anderer Mißstand zeigt, der auffälliger erscheint. Die mangelnde Zielanalyse führt dazu, daß dem Handeln die klaren Richtlinien fehlen.

Dies zeigt sich als Unterschied zwischen guten und schlechten Versuchspersonen sehr deutlich, wenn man z. B. die Korrelationskoeffizienten der Entscheidungsspektren in der Abfolge eines längeren Versuchs untersucht. Abbildung 2 zeigt das. Wir haben einmal bei den guten Versuchspersonen relativ hohe Korrelationskoeffizienten zwischen den Entscheidungen. Konkret heißt dies: die guten Versuchspersonen »fahren eine gerade Linie« und wechseln die Entscheidungsbereiche nur moderat. Die niedrigen Korrelationskoeffizienten der schlechten Versuchspersonen indizieren dagegen einen ständigen Wechsel, keine klare Schwerpunktbildung, Inkonsistenz - Ergebnis einer mangelhaften oder ausfallenden Zielpräzisierung.

Unterschiede gibt es auch im Verhalten der *Informationssuche*. Während zu Beginn eines Versuchs sich keine Unterschiede im Frageverhalten zwischen erfolgreichen und nicht erfolgreichen Versuchspersonen zeigen, werden im weiteren Verlauf eines Versuchs Unterschiede deutlich. Erfolgreiche Versuchspersonen fragen *weniger*, die Fragen jedoch, die sie stellen, sind *detaillierter*.



Korrelation der Entscheidungsspektren  
 »guter« — — — — und »schlechter« ---- Personen  
 im LOHHAUSEN - Versuch von Sitzung zu  
 Sitzung.

Abb. 2:

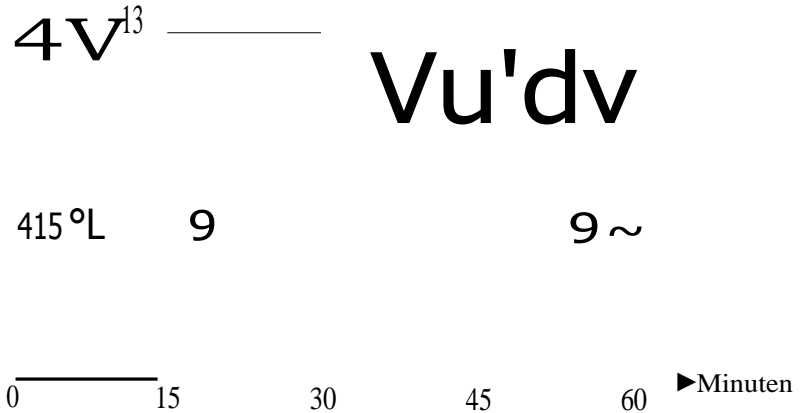
Korrelationen der Entscheidungsspektren »guter« (-) und »schlechter« Versuchspersonen im »Lohhausen-Versuch«.

Interessant ist ein Kleindetail des Frageverhaltens. *Erfolgreiche* Versuchspersonen paraphrasieren und rephrasieren gewöhnlich die *Antworten*, die sie auf Fragen bekommen. Sie fragen z. B. »Wieviel Lehrlinge sind ohne Ausbildungsplatz?«, bekommen die Antwort »353« und wiederholen: »Aha, also 353 Schulabgänger ohne Ausbildungsplatz!« Sie lassen die Antwort gewissermaßen auf ihrer »geistigen Zunge« zergehen. Erfolgreiche Versuchspersonen tun dies in geringerem Maße. Dieses Faktum ist interessant für die *Theorie* der ablaufenden Informationsverarbeitungsprozesse.

Wenn man Ziele hat und Informationen, kann man sich nun denkend darum bemühen, zu Entscheidungen zu kommen. Es folgt die Phase der Handlungsplanung. Wie geht diese vor sich? Diese Frage kann ich hier nicht

in differenzierter Weise beantworten; das würde zuviel Platz kosten. Ich beschränke mich auf die Schilderung einiger zentraler *Merkmale* des Prozesses, ohne auf den Ablauf des Prozesses im einzelnen einzugehen.

Ein Merkmal des Denkens sieht man in der Abbildung 3. Die Abb. 3 symbolisiert das Verhalten von zwei prototypischen Versuchspersonen. Die



Aufeinanderfolge von Themen und »analytischer Tiefe« bei einer »guten« und einer »schlechten« Vp.

Abb. 3:

Beispiele für die Themenbehandlung einer »guten« und einer »schlechten« Versuchsperson. Die Linien jeweils oben indizieren zusammenhängende Themenbehandlungen; die »Treppen« indizieren die analytische »Tiefe« und die Rücksprünge auf die oberste Themenebene.

waagerechten Striche deuten die Länge jeweils einer Themenbehandlung an; die Verästelungen symbolisieren die analytische »Tiefe« der Themenbehandlung, also das Ausmaß, in welchem die Versuchspersonen ins Detail gegangen sind. Zugleich sieht man die Rücksprünge zum Ursprungsthema.

Man sieht in der Abb. 3 deutlich, daß die eine Versuchsperson dadurch gekennzeichnet ist, daß sie über relativ lange Strecken bei einem Thema bleibt und auch dahin zurückkehrt. Die andere dagegen wechselt ihre Denkinhalte schnell, sie »vagabundiert thematisch«, oder aber sie kapselt sich in Detailproblemen ein.

Wichtig für den Ablauf des Denkens sind *Selbstorganisationsphasen*. Man muß mitunter den problemgerichteten Gang des Denkens unterbrechen und das Denken auf sich selbst anwenden. Man muß über die verwendeten Strategien nachdenken und über ihre Geeignetheit und Angemessenheit.



Gegebenenfalls muß man das eigene Denkeumorganisieren. Es zeigt sich, daß Elemente der Selbstorganisation bei erfolglosen Versuchspersonen in deutlich geringerem Maße vorkommen als bei erfolgreichen Versuchspersonen.

Deutliche Unterschiede zeigen sich auch im Entscheidungsverhalten. Es zeigt sich, daß die erfolglosen Versuchspersonen

- sich insgesamt *weniger* entscheiden
- jede Absicht mit weniger Entscheidungen belegen.

Die Abbildung 4 zeigt diese Unterschiede graphisch. Die guten Versuchspersonen kämpfen zugleich an mehr »Fronten« als die schlechten und kommen daher zu mehr Entscheidungen.

Die Dimensionalität des Handelns bei den erfolgloseren Versuchspersonen ist deutlich eingegrenzt. Jedoch finden sich auch innerhalb einer Absichtsbehandlung bei den erfolgreichen Versuchspersonen viele Maßnahmen zur Stützung der Hauptmaßnahme. Gute Versuchspersonen flankieren ihre Entscheidungen durch einen Fächer von Nebenentscheidungen. Bei schlechten Versuchspersonen finden sich stattdessen isolierte Entscheidungen, die nicht aufeinander bezogen sind.

Erfolgreiche Versuchspersonen *bündeln* ihre Entscheidungen am Ende einer Sitzung; erfolglose tendieren dazu, diese über den gesamten Entscheidungszeitraum zu verteilen. Auch hier kommt wieder die Fähigkeit erfolgreicher Versuchspersonen zum Ausdruck, ihr Verhalten zu koordinieren. Bei den erfolglosen Versuchspersonen zersplittert das Verhalten in unkoordinierte Einzelaktionen.

Ein letzter, aber wichtiger Punkt betrifft bestimmte Extremvarianten des Verhaltens. Unsere schlechten Versuchspersonen neigen in statistisch signifikanter Weise zu aggressiven Reaktionen und Fluchtreaktionen.

Man findet beispielsweise Personen, die aus einem Eingeborendorf ein stacheldrahtumwehrtes KZ mit Arbeitszwang machen. Man findet Personen, die einen Produktionsrückgang in einer Fabrik mit Exekutionsdrohungen für die Arbeiter wegen »Sabotage« beantworten. Man findet Personen, die aus dem gleichen Grunde »zur Bestrafung« Massentlassungen vornehmen. Man findet Leute, die auf die Nachricht von einer - glücklicherweise nur computersimulierten - Hungersnot mit der Äußerung reagieren: »die müssen halt den Gürtel enger schnallen und für ihre Enkel leiden!«

Man findet andererseits Personen, die plötzlich anfangen, psychosomatische Beschwerden zu entwickeln, die Kopfschmerzen bekommen, Verabredungen nicht einhalten, zu spät zu Terminen kommen, Termine vergessen oder verschlafen usw. Man findet Leute, die es plötzlich interessant finden, über Sinn und Zweck des Versuchs mit dem Versuchsleiter zu diskutieren, statt über ihre eigentlichen Probleme nachzudenken, und man findet Leute,

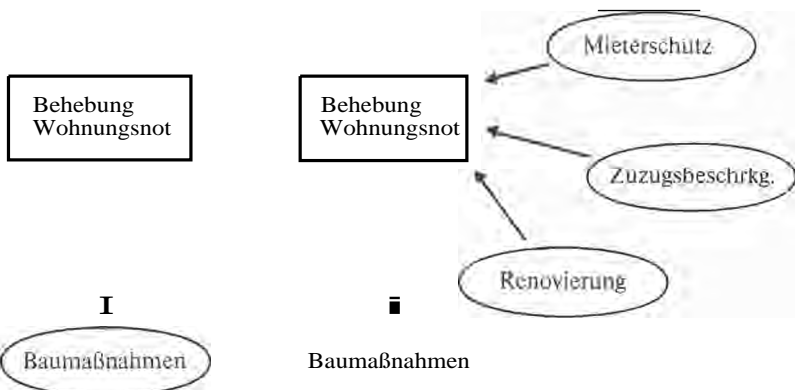
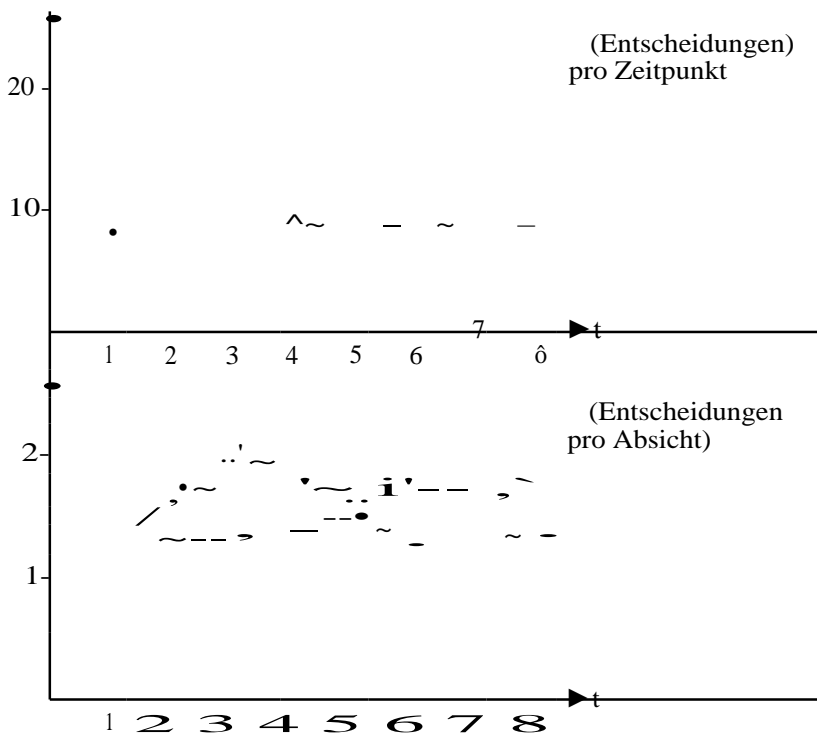


Abb. 4:  
Entscheidungen und Entscheidungen  
per Absicht bei »guten« und  
»schlechten« Versuchspersonen.

1\ \_\_\_\_\_  
Finanzierungs-  
maßnahmen

die anfangen, ihre unlösbaren Probleme an andere Instanzen zu »delegieren«.

All dies sind natürlich Phänomene, die innerhalb von Spielsituationen auftreten; ihre Ähnlichkeit aber mit Verhaltensweisen der Realität erscheint so groß, als daß es nicht interessant wäre, den Bedingungen für das Auftreten solcher Ereignisse genauer nachzugehen.

Nun: gehen wir dazu über. Wir haben gesehen, was Leute in solchen komplexen Situationen tun. Fragen wir uns nun, *warum* sie es tun.

## Theorie

Es fragt sich, wie es kommt, daß manche Versuchspersonen in ihrem Verhalten das eine der geschilderten Merkmalssyndrome zeigen, andere das andere.

Die Beantwortung dieser Frage kann man verschieden angehen. Man kann nach Zusammenhängen der Problemlösefähigkeit mit anderen Merkmalen fragen: Liegt es vielleicht an der Intelligenz? Oder an der Vorbildung? Schneiden Naturwissenschaftler anders ab als Geisteswissenschaftler? (Alle diese Fragen kann man - das sei nebenbei gesagt - mit »nein« beantworten.) Solchen korrelativen Fragen sind wir zwar auch nachgegangen, viel mehr interessierte uns aber die Frage, ob man ein »erzeugendes System« angeben kann, d. h. das Modell eines Informationsverarbeitungssystems, möglichst vollkommen mathematisch formuliert, welches in der Lage ist, das Verhalten von guten und schlechten Versuchspersonen vorauszuberechnen oder zu simulieren.

Wir haben uns überlegt, von welcher Beschaffenheit die bewußte und die unbewußte Informationsverarbeitungsstruktur bei solchen Problemen bei Menschen sein könnte. Wir haben *drei* Thesen - besser Thesensysteme - aufgestellt, mit deren Hilfe wir in der Lage zu sein hoffen, menschliches Denken, Entscheiden, Fragen und auch den Verlauf der emotionalen Befindlichkeit zu erklären und vorauszusagen.

Auf die Bestandteile dieser Theorie möchte ich nun eingehen:

Der erste Bestandteil ist eine Theorie der *Absichtsregulation*. Unsere Versuchspersonen haben - und Menschen haben gewöhnlich - mehrere Dinge zugleich zu tun. Man muß noch ein Referat vorbereiten, einen Brief schreiben, einem Freund ein Buch vorbeibringen, Theaterkarten bestellen, einkaufen, den Mantel von der Reinigung holen usw.

Unsere Versuchspersonen mußten sich z. B. in dem Lohhausen-Versuch kümmern um die Schwimmbadrenovierung, die Lehrstellenbeschaffung, die Verpachtung städtischer Wohnungen, den Wohnungsbau usw.

Da Menschen Individuen sind und da sie nur über eine sehr beschränkte

Kapazität der parallelen Informationsverarbeitung verfügen, stellt sich das Problem der Rangierung solcher Absichten in der Zeit. Manchmal plant man bewußt, wenn man etwas in Angriff nimmt, oft genug aber überläßt man sich einem Automatismus und vertraut darauf, daß einem das Richtige schon zum richtigen Zeitpunkt einfallen wird. Und in der Tat geschieht das ja. Uns fällt um dreiviertel sechs noch ein: »ach ja, du mußt noch Brot einkaufen!«

Welchen Mechanismen gehorchen solche Einfälle? Wir glauben, daß folgende Theorie hinreichend ist:

Wir nehmen an, daß es eine ephemere und ständig im Umbau befindliche Gedächtnisstruktur gibt, die wir *Absichtsgedächtnis* nennen wollen. Das Absichtsgedächtnis besteht aus einzelnen Komponenten. Diese Komponenten sind Informationsbündel, die Informationen über folgende Sachverhalte enthalten:

$s_a$ : laufender Stand der Problembearbeitung,

$s_w$ : angestrebter Zielzustand,

$tt$ : geschätzter Zeitaufwand zur Bewältigung des Problems,

$ef$ : geschätzte Effektivität bei der Lösung des Problems,

$t_w$ : Tenuin, bis zu welchem das Problem bewältigt sein muß,

$w$ : Wichtigkeit des Problems.

Jede der mannigfaltigen Absichten »kämpft« nun um den Zugang zu der zentralen Handlungssteuerung (davon gibt es beim Menschen nur eine) mit Hilfe ihres »Auswahldrucks«.

Die Größe des Auswahldrucks  $ad$  bestimmt sich dabei gemäß der Funktion

$$ad = \text{MIN} \left( 1 + \frac{w}{\exp(-a(t-T))}; 1 + \frac{w}{\exp(-b(T-t))} \right)$$

Diese Funktion besteht aus zwei logistischen Wachstumsfunktionen, die einen 5-förmigen Wachstumsprozeß bzw. Verfallsprozeß erzeugen.  $t$  ist dabei der augenblickliche Zeitpunkt;  $T$  enthält den Termin, bis zu dem die Absicht erledigt sein muß, in  $a$  und  $b$  gehen die Effektivitäten  $ef$  ein.

Umgangssprachlich ausgedrückt, besagt die Funktion, daß der Auswahldruck einer Absicht S-förmig anwächst bis mehr oder minder kurz vor dem Zeitpunkt, an dem die Absicht gerade noch erledigt werden kann. Mehr oder minder kurz vor diesem Zeitpunkt hat  $ad$  sein Maximum: Danach verfällt  $ad$  mehr oder minder schnell.

Jede der jeweils vorhandenen Absichten hat »ihren« Auswahldruck, und es sei nun angenommen, daß diejenige Absicht handlungsleitend wird, die gerade den maximalen Auswahldruck hat.

Mit Hilfe dieser Annahmen läßt sich also voraussagen, mit welcher seiner Absichten sich ein Mensch zu welchem Zeitpunkt befassen wird. (Die

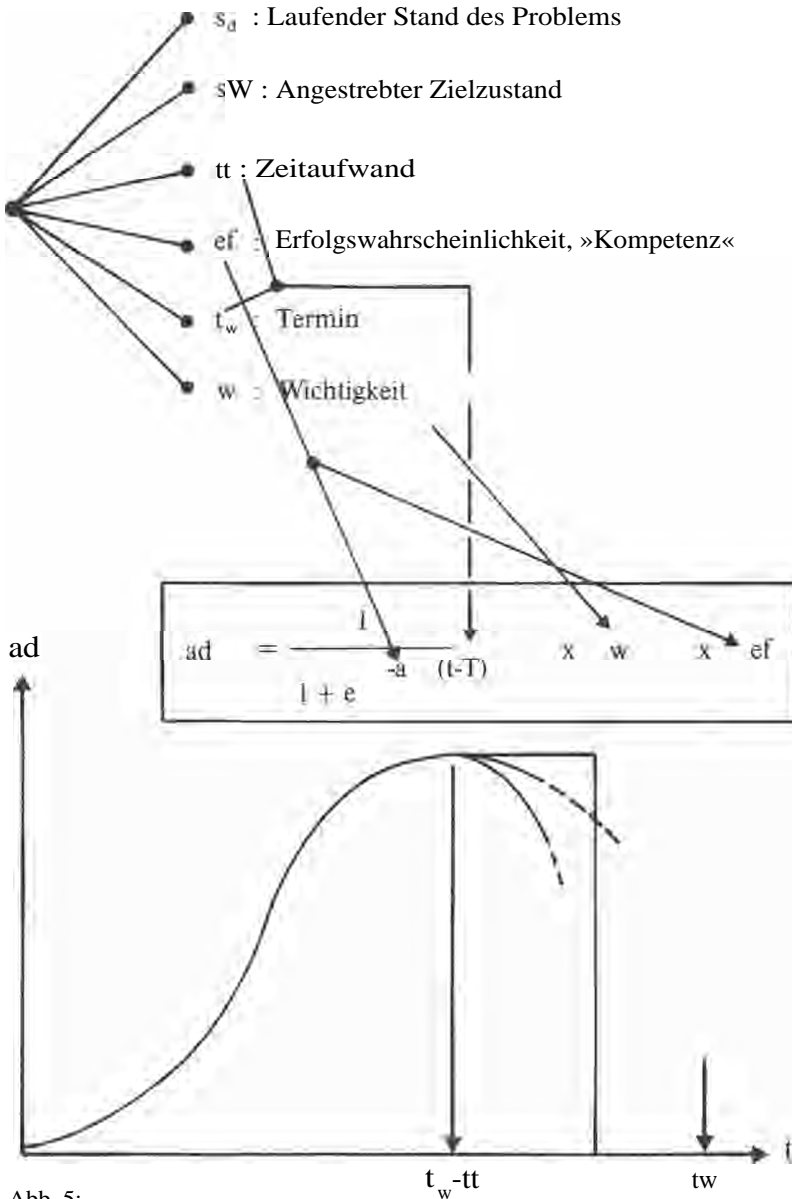


Abb. 5: Verlauf des »Auswahldrucks« einer Absicht in Abhängigkeit von Termin ( $t_w$ ) und Erledigungszeit ( $t$ ).

Mathematik des Auswahldrucks haben wir hier allerdings nicht vollständig geschildert. Aus Platzgründen beschränken wir uns auf Umrisse.)

Wenn nun ein Mensch eine Absicht zur Erledigung aufgreift, so wird er während der Erledigung merken, daß er mehr oder weniger Edolgdabei hat. Geht die Sache so voran, wie man sich das gedacht hat, so bleibt der Auswahldruck auf maximaler Höhe, um im Moment der Erledigung auf 0 zu fallen. Hat man aber Mißerfolge, so sinkt der Auswahldruck, und möglicherweise wird nun eine andere Absicht stärker und handlungssteuernd.

Man kann nun leicht zeigen, daß allein durch Variation der Werte der subjektiv geschätzten Effektivitäten dramatisch unterschiedliche Verläufe der Absichtsbehandlung auftreten. In dem einen Fall ergibt sich ein ruhiger und sachgerechter Gang der Absichtsbehandlung, im anderen Fall ein Gang der Informationsbehandlung, der von Absicht zu Absicht springt oder sich in unwichtigen Detailproblemen gewissermaßen »einkapselt«. Die nächste Abbildung zeigt solche Extremvarianten der Absichtsbehandlung.

Der Parameter, der die Unterschiede zwischen diesen Verteilungen erzeugt, ist lediglich die unterschiedliche Abschätzung der Effektivitäten  $ef$ . Wählt man  $ef$  niedrig, kommt das eine heraus, bei hohem (und hoch bleibendem)  $ef$  kommt der andere Verlauf heraus.

Das subjektive oder alltagspsychologische Äquivalent eines niedrigen oder hohen  $ef$  ist so etwas wie eine niedrige oder hohe *Selbstsicherheit*. Und hinsichtlich dieses Parameters finden sich nun in der Tat Unterschiede zwischen unseren Versuchspersonen.

Die Theorie der Absichtsregulation bildet sozusagen den Rahmen des Geschehens. Weitere Bestandteile der Theorie beziehen sich auf das, was innerhalb einer solchen Absichtsbehandlungsphase geschieht. Darauf wollen wir nun eingehen.

Dieser wesentliche Bestandteil der Theorie betrifft den *Gedächtnisgebrauch*. Wir verlangten von unseren Versuchspersonen den Umgang mit Realitätsbereichen, welche ihnen nur oberflächlich vertraut waren. Im *Detail* waren ihnen die Realitätsbereiche unbekannt. Wie handelt man in einem Realitätsbereich, den man nicht kennt? Nun: man muß versuchen, ihn kennenzulernen. Dazu kann man Fragen stellen, nachlesen, oder sich in anderer Form Informationen beschaffen.

Um aber in vernünftiger Weise Fragen zu stellen und Informationen zu sammeln, muß man immer schon etwas *wissen*. Man muß grobe Strukturvorstellungen von einer Sache haben, um nach differenzierenden Informationen überhaupt suchen zu können.

Woher kommen solche groben Vorstrukturierungen für unbekannte Realitäten?

Diese Frage ist leicht zu beantworten: solche hypothetischen Vorstrukturierungen stammen aus der Verwendung übergreifender, abstrakter Modelle und aus Analogieübertragungen.

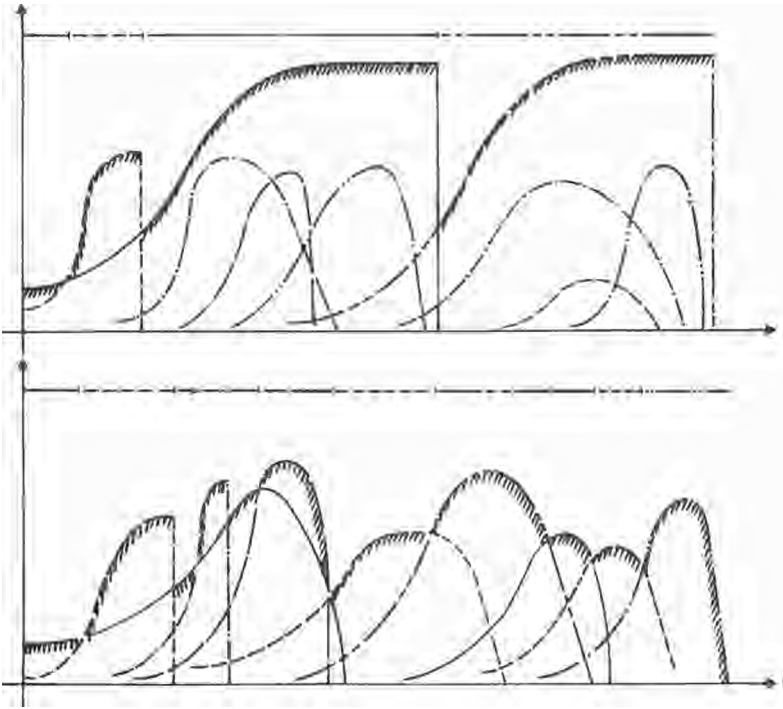


Abb. 6:  
Extremvarianten der Absichtsbehandlung aufgrund der Theorie.

Was heißt das konkret? Das heißt z. B., daß jemand sich den Geldumlauf in einem Wirtschaftssystem anhand eines Modells klarmacht, in welchem Wasser zwischen verschiedenen Behältern hin- und herströmt. Das heißt z. B., daß sich jemand die Grundkomponenten der Produktion von *Kühlschränken* aus einem allgemeinen Modell eines Produktionsprozesses herleitet, welches er durch die Analyse des Vorgangs des Zigarettdrehen gewinnt. Das heißt, daß sich jemand den Verlauf der Entwicklung einer Drogen- oder Alkoholsucht am regeltechnischen Modell der positiven Rückkopplung klarmacht.

Man kann die Sache auf einen Begriff bringen: es ist *metaphorisches* Denken notwendig, um unbekannte Realitäten hypothetisch zu strukturieren. Dementsprechend spielt ja auch in den Wissenschaften die Verwendung von Metaphern und Analogien eine so ungeheure Rolle; man denke an das BOHR-RUTHERFORDsche Atommodell in Analogie zum Sonnensystem. Oder man denke an die zahlreichen Bestandteile der Thermodynamik, die in die FREUDSche Psychoanalyse eingegangen sind.

Gewöhnlich »stimmen« solche Metaphern nicht oder nicht ganz; ihre Funktion liegt darin, daß sie einen *Einstieg* ermöglichen.

Ein Unterschied zwischen unseren guten und unseren schlechten Versuchspersonen liegt dementsprechend immer darin, daß unsere schlechten Versuchspersonen stereotyp das Klagelied anstimmen: »Mir fällt nichts ein!« U. E. klagen sie darüber, weil sie zu metaphorischem Denken nicht in der Lage sind.

Wie kommt es, daß manche Personen über die Fähigkeit zum metaphorischen Denken in hohem Maße verfügen, andere nicht?

Man kann zeigen, daß bestimmte Annahmen über die Gedächtnisstruktur notwendig sind, um diese Fähigkeit zu erklären. Eine notwendige Bedingung für metaphorisches Denken ist das Verfügen über sehr viele konkrete, *bildhafte* Gedächtnisschemata. Diese konkreten Schemata müssen aber in einem Geflecht von abstrakten Schemata stehen, wie es die Abbildung 7 zeigt. Ist diese Voraussetzung erfüllt, so fallen Gedächtnisübergänge von einem Konkretum zum anderen leicht. Man kann leicht Gedächtnismaterial aus ganz entfernten Bereichen zur Strukturierung eines neuen Realitätsbereichs heranziehen. Ist diese Konkret-Abstrakt-Verflechtung nicht gegeben, so bleibt das Individuum entweder im konkreten Einzelfall »stecken« (wenn hauptsächlich das »Konkretgedächtnis« ausgebildet ist), oder aber es kommt zu leeren und beziehungsarmen abstrakten Kategorisierungen, wie sie uns z. B. aus dem berühmt-berüchtigten »Soziologenchinesisch« vertraut sind.

(Man kann nun noch weiter fragen. Man kann fragen, wie es denn bei manchen Menschen zur Ausbildung reichhaltiger Konkret-Abstrakt-Verflechtungen kommt, bei anderen nicht? Das ist eine interessante und wichtige Frage, die die Bedingungen von Kreativität und Flexibilität betrifft. Man kann auf diese Frage auch tentative Antworten geben; aus Platzgründen möchte ich jedoch auf diese Frage hier nicht weiter eingehen.)

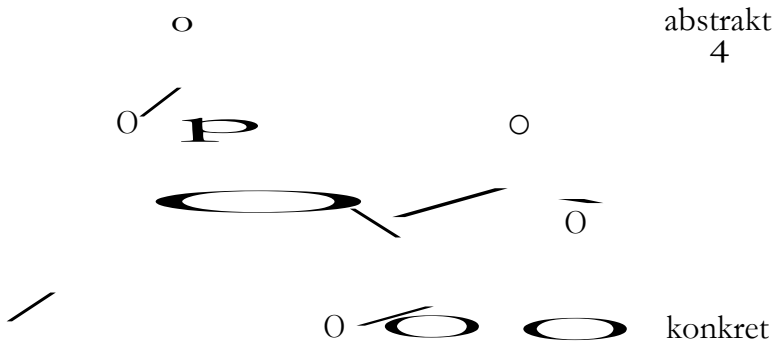
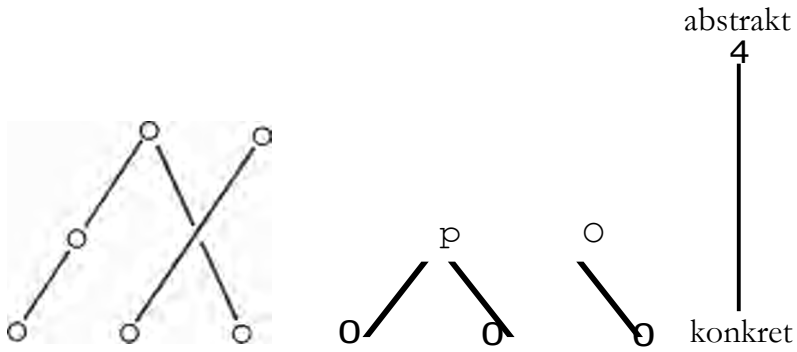
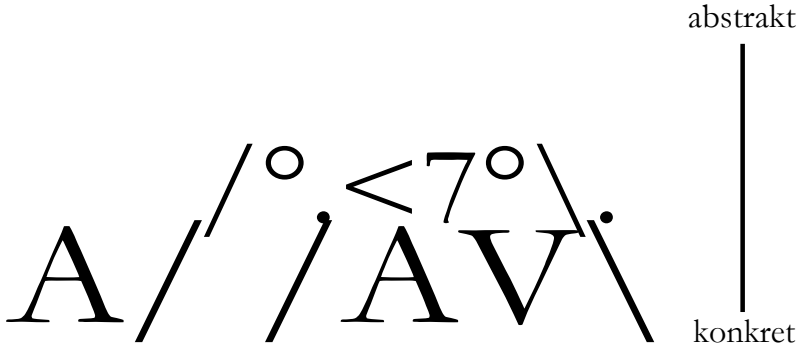
Diejenigen Individuen, die metaphorisch denken können, geraten - konfrontiert mit Unbestimmtheit - kaum in einen Zustand der Hilflosigkeit und des Nicht-mehr-weiter-Wissens. Dies erklärt, warum sich bei ihnen die Abschätzungen der Erfolgswahrscheinlichkeiten bei der Absichtsbehandlung wenig verändern; sie wissen sich immer irgendwie zu helfen.

Bei den Individuen, denen die Denkhilfen metaphorischen Denkens nicht zur Verfügung stehen, stellt sich dagegen schnell das Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins ein, mit entsprechenden Folgen für den Automatismus der Absichtsbehandlung (s. o.).

Abb. 7:

Gedächtnisstrukturen mit verschiedenartigen Konkret-Abstrakt-Hierarchien.





Mit dem Stichwort »Hilflosigkeit« sind wir bei dem letzten zu behandelnden theoretischen Punkt.

Was geschieht mit den menschlichen intellektuellen Vorgängen in einem Zustand der Hilflosigkeit?

Wir glauben, daß die Konsequenzen subjektiv empfundener Hilflosigkeit für das intellektuelle Funktionieren folgende sind:

1. Es kommt zu einer *Externalisierung*. Dies bedeutet, daß die eigentlichen Denkprozesse, also das interne »Probearbeiten«, drastisch reduziert wurden zugunsten einer nach außen gerichteten Handlungsbereitschaft.
2. Es kommt zu einer Erhöhung der Bereitschaft zu *allgemeinen* Reaktionen.

Was ist damit im einzelnen gemeint?

*Externalisierung* bedeutet eine Reduzierung der internen Planungs- und Entscheidungsprozesse auf das gerade noch für hinreichend erachtete Minimum. Die erste brauchbar erscheinende Handlungsalternative wird ausgewählt und durchgeführt. Eine Koordination des Handelns erfolgt nicht mehr, auch erfolgt keine Neuausarbeitung bislang unbekannter Handlungsmöglichkeiten. Das Handeln wird *konservativ*, geschieht ad hoc und dekompenziert in unkoordinierte Einzelansätze.

Weiterhin findet eine Integration neuer Erfahrungen in den bestehenden Gedächtnisstrukturen nicht mehr statt, denn dazu bedarf es ja geistiger Arbeit, also einer Innen-Außen-Entkopplung. D. h. es entsteht nicht nur *Konservatismus* im Sinne der Tendenz, nur noch auf bekannte Verhaltensweisen zurückzugreifen, sondern auch *Dogmatismus* im Sinne einer Tendenz, Gedächtnisinhalte auch beim Vorliegen widersprüchlicher Erfahrungen nicht zu revidieren.

All dies sind Konsequenzen der Externalisierung.

Nebenbei: wir sehen die Externalisierung als ein paläoanthropologisches Relikt psychischen Funktionierens. Eine solche Externalisierung ist sehr sinnvoll für den Umgang mit Säbelzähntigern. Bei der Konfrontation mit einer unmittelbar drohenden Gefahr für Leib und Leben ist es sinnvoll, »konservativ« und schnell zu reagieren und nicht lange nachzudenken.

Wenn aber die Gefahrensignale über Telex und Videoschirm einlaufen, ist eine solche Externalisierung nicht mehr sinnvoll. Die Externalisierung ist ein archaisches Relikt früher sinnvollen intellektuellen Funktionierens.

Unter *allgemeinen Reaktionen* wollen wir solche verstehen, die relativ *unabhängig* von den spezifischen Gegebenheiten eines Realitätsbereichs anwendbar sind. Wir glauben, daß man drei Gruppen solcher allgemeiner Reaktionen unterscheiden kann, nämlich

- Angriff,
- Flucht,
- Aufgeben.

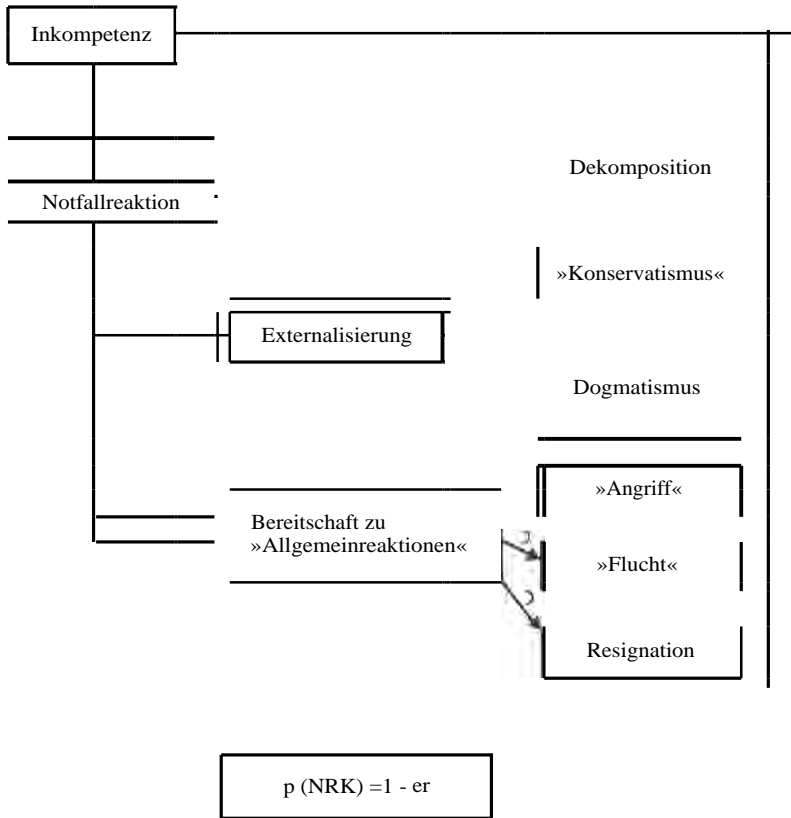


Abb. 8:  
Die Komponenten einer Notfallreaktion. (Siehe Text.)

*Angriff* besteht in einem Versuch, den Umstand, der die Realisierung einer Absicht verhindert, zu zerstören. Viel von dem, was gemeinhin als Aggression bezeichnet wird, gehört hierher.

*Flucht* ist jede Art von Wegbewegung vom Problem, z. B. der Wechsel des Problembereichs, die Flucht in »interne« Phantasiewelten (dadurch wird die Externalisierung wieder aufgehoben!) und ähnliches.

*Aufgeben* bedeutet Resignation, also das Sichergeben in die unerforschlichen und nicht beeinflussbaren Gesetzmäßigkeiten der Realität.

Die Bedingungen für das Auftreten von Notfallreaktionen sind u. E. einfach. **Wir** nehmen an, daß ihre relative Häufigkeit abhängt von

$$p(\text{NRK}) \cdot 1 - ef,$$

also von der geschätzten Effektivität.

**Wir** nehmen dabei an, daß bei relativ geringen Werten von  $p(\text{NRK})$  (also nach hoher verbleibender Erfolgswahrscheinlichkeit) eher aggressive Reaktionen eintreten; je größer  $p(\text{NRK})$  wird, desto mehr werden sich Flucht- und Resignationstendenzen in den Vordergrund schieben.

## Fazit

Nimmt man diese drei Theorieteile zusammen, so ist man in der Lage, menschliches Verhalten in unbestimmten und komplexen Situationen zu erklären und vorauszusagen, so scheint es uns. Man kann prognostizieren, wann welche Person welches Thema aufgreift, wann sie es wieder fallen läßt, wann sie in eine Situation der Hilflosigkeit gerät, wann sie sich dementsprechend ärgert, wann sie aggressiv wird, wann sie aufgibt, usw.

Wir haben all das, was ich Ihnen soeben geschildert habe, in ein mathematisches System gebracht und einen Computer danach operieren lassen. Das, was sich daraus ergibt, sieht so aus, als ob es von einer menschlichen Person stammte. Ob man aber mit dem Modell wirklich Voraussagen machen kann, steht dahin und wird Objekt späterer Untersuchungen sein.

Was folgt aus all dem? Nun, für uns war es zunächst der Versuch, die Frage zu beantworten, ob man menschliches Verhalten in solchen Bereichen auf ein klares Modell der Informationsverarbeitung zurückführen kann. Es scheint uns, daß dies möglich ist, wenn man Hypothesen über Denkprozesse, Persönlichkeitskonzepte, Lernprozesse, emotionale Prozesse in *ein* Modell bringt. Das hat eine gewisse Bedeutsamkeit für die allgemeine Psychologie.

Ob man mehr daraus ableiten kann? Ob man daraus ableiten kann Trainingsverfahren für den Umgang mit Komplexität? Oder Testverfahren? Wir wissen das nicht und schließen mit diesen offenen Fragen.

---

## Literaturverzeichnis

- Dörner, D., Kreuzig, H.W., Reither, F. und Stäudel, Th. (Ed.): Lohhausen: vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität. Huber, Bern 1983.
- Dörner, D. und Reither F.: Über das Problemlösen in sehr komplexen Problem-bereichen. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 25, 527-551, 1978.
- Kühle, H.J.: Differentielle Aspekte der Lösung komplizierter politische Probleme.
- Kühle, H.J.: Differentielle Aspekte der Lösung komplizierter politischer Probleme. Sprache und Kognition (in Druck).



Yehezkel Dror

## Zur Verbesserung der Entscheidungsprozesse von Regierenden (»Rulers«)\*

Um das komplexe Thema dieses Artikels auf sehr beschränktem Raum zu behandeln, werden einige Hauptgedanken in der Form von dreizehn Thesen dargestellt. Das verhindert zwar die Untersuchung von Nuancen und die Darstellung von Einzelheiten, erlaubt aber die Vorstellung eines sehr wichtigen, wenn auch sensitiven Gegenstandes.

Vier einführende Bemerkungen sollen die Thesen in einen passenden Rahmen stellen:

a. Vergegenwärtigt man sich, welchen Anteil bei der Machtübernahme Hitlers vor 50 Jahren Schwächen in der Entscheidungsfähigkeit der demokratischen Regierungen der Weimarer Republik gehabt haben, erscheint das Thema, die Verbesserung der Entscheidungsprozesse von Regierenden, besonders aktuell, insbesondere in Anbetracht der immer schwierigeren Probleme, von denen die westlichen Demokratien bedrängt werden.

b. Im Interesse der Ausgewogenheit des Urteils muß das Thema in einem weiteren Rahmen gesehen werden, des governance redesign, der Neugestaltung von Herrschaftsstrukturen in Demokratien insgesamt, der sich auch mit der Verbesserung parlamentarischer Prozesse, mit alternativen Ansätzen zur partizipatorischen Demokratie u. a. befaßt. Jedenfalls ist aber die Verbesserung der Entscheidungen von Regierenden in sich eine zentrale Notwendigkeit, die gleichzeitig in paradigmatischer Form einige umfassendere Probleme der Verbesserung von demokratischer Politik erkennen läßt.'

\* Eine frühere Version dieses Artikels wurde als Arbeitspapier für das internationale Seminar »Verbesserung von Entscheidungsprozessen auf höchster Ebene« vorgelegt. Dieses Seminar mit Wissenschaftlern und Praktikern aus England, Frankreich, Israel, USA und der Bundesrepublik Deutschland hat der Verfasser am Wissenschaftskolleg mit Unterstützung der Otto und Martha Fischbeck Stiftung und in Zusammenarbeit mit Dietrich Dömer, Universität Bamberg, und Bruno Fritsch, ETH Zürich, beide zu der Zeit Fellows am Wissenschaftskolleg, veranstaltet. Der Autor dankt auch dem Wissenschaftszentrum Berlin, wo er - nach 15 Monaten als Fellow beim Wissenschaftskolleg zu Berlin-während des Seminars als Gast-Wissenschaftler tätig war. Herrn Dr. Joachim Nettelbeck dankt der Autor für seine wichtige Hilfe bei diesem Artikel.

c. Um die Schwierigkeiten des Gegenstandes offen und klar zum Ausdruck zu bringen, wird der Begriff »Regierende« statt eines mangelhaften Substitutes wie »höchste Entscheidungsträger« benutzt.

d. Die vorgeschlagenen Thesen sind nur auf westliche demokratische Regime anwendbar, in denen es hinreichende Sicherheiten gegen den Machtmißbrauch der Regierenden gibt.

Diese Bemerkungen müssen berücksichtigt werden, um die folgenden dreizehn Thesen richtig einzuschätzen.

*1. Entscheidungsprozesse von Regierenden werden in westlichen Demokratien immer wichtiger.*

Entscheidungen von Regierenden scheinen immer größere Auswirkungen zu haben und werden auch in den meisten westlichen Demokratien als immer wichtiger erachtet. Das Wählerverhalten, die Aufmerksamkeit der Massenmedien und Gipfeltreffen illustrieren Ursachen und Symptome dieses Trends. Tiefere psychologische Bedürfnisse verschiedener Teile der Öffentlichkeit mögen hier auch eine Rolle spielen.

Die Rolle von Regierenden als Hauptstützen von Politik-Entrepreneurs und Erneuerer und die Interdependenz von Resorten-Gegenständen und deren Integrierung (was viel mehr als »Koordination« bedeutet) - diese Notwendigkeiten illustrieren weitere Ursachen für die wachsende Wichtigkeit von Entscheidungsprozessen von Regierungen (und anderen Verhaltensformen, die hier nicht besonders behandelt sind).

*2. In funktionaler Hinsicht werden Regierende mit viel Macht für die Lösung der gegenwärtigen und zukünftigen Probleme immer notwendiger.*

Die verminderte Effizienz traditioneller Machtstrukturen, der Zwiespalt in den Werthaltungen und zunehmende strukturelle Rigiditäten einerseits und gordische Knoten in der Politik, die nur mit transinkrementalen Veränderungen bis zur gesellschaftlichen Neustrukturierung gelöst werden können andererseits, führen tendenziell zu einem wachsenden Machtdefizit moderner demokratischer Regierungen. Die Notwendigkeit, über genügend Stoßkraft zur Überwindung großer Widerstände gegen Veränderungen zu verfügen, erhöht die Abhängigkeit von Machtkonzentrationen, in denen die Regierenden von zentraler Bedeutung sind. Hier ist zudem darauf hinzuweisen, wie notwendig umfassende Perspektiven sind, um eine wachsende Sektoralisierung zu überwinden, die die Handhabung der Probleme behindert. Daher die Notwendigkeit einer starken aber kontrollierten politischen Macht. Die Eigenarten der Politik in modernen Massengesellschaften führen zu einer steigenden Abhängigkeit von einem Quasi-



Charisma, um die notwendige Machtfülle zu mobilisieren. Die Kombination dieser und anderer Faktoren läßt machtvolle Regierende zu einer der wichtigsten instrumentellen Voraussetzungen für die Lösung der gegenwärtigen und der vorhersehbaren Probleme werden. Diese These ist unabhängig von einem eher aktiven oder eher passiven Regierungsstil. Paradoxerweise bedarf es ebenfalls sehr hoher Machtkonzentrationen, wenn man versucht, den Umfang der Regierungstätigkeit einzuschränken.

Joseph Schumpeters Begriff der »Konstruktiven Zerstörung« ist hier relevant: Anpassung der demokratischen Gesellschaften an sich rasch verändernde Bedingungen erfordert strukturelle Erneuerungen, die notwendigerweise mit »Konstruktiver Zerstörung« verbunden sind. Machtvolle Regierende sind notwendig, um diese Prozesse in Demokratien durchzuführen und zu ermöglichen.

*3. Die Gefahren eines Machtvakuumms scheinen für die Demokratie größer zu sein als die starker demokratischer Herrscher - möglicherweise mit Ausnahme einiger kürzlich demokratisierter europäischer Länder.*

In den meisten Ländern Westeuropas besteht die einzige interne Gefahr für die Demokratie in dem chronischen Versagen der Regierenden, dringende Probleme zu lösen. Die derzeitigen Sicherungen, um Regierungschefs an einem weitgehenden Mißbrauch ihrer Autorität zu hindern, auch bei Machterweiterung, sind hinreichend. Deshalb überwiegt die Gefahr für die Demokratie, an einer zu starken Machtaufsplitterung zu scheitern, die Gefahr starker demokratischer Herrscher. Probleme der Außen- und Sicherheitspolitik unterstreichen diese Behauptung. Diese These trifft nicht gleichermaßen auf einige erst kürzlich demokratisierte europäische Länder zu, obwohl in diesen die Gefahren für den Fortbestand der Demokratie durch ein Versagen der Regierungen aufgrund von Machtdefiziten auch sehr schwerwiegend sind.

Die verschärfte Konkurrenz zwischen den westlichen Demokratien und Nicht-Demokratien um die Beeinflussung der Zukunft der Menschheit macht es um so wichtiger, daß keine Machtvakuumms die Handlungsfähigkeit der demokratischen Länder vermindern. Aus globaler Sicht sind die Gefahren, die von tatkräftigen demokratischen Herrschern ausgehen, viel geringer als die von tatschwachen Demokratien, die möglicherweise dadurch nichtdemokratischen Ländern unterlegen werden.

*4. Ganz anders verhält es sich mit der Gefahr, daß machtvolle Regierende starke Anstöße in die falsche Richtung geben. Man mag dieses Risiko der Immobilität vorziehen, aber es setzt die Fähigkeit zu schnellen Gegenmaßnahmen voraus.*

Wenn ein Trend die Form einer abfallenden Kurve annimmt, kann es innerhalb eines breiten Spielraums besser sein, das Risiko aktiver Fehler einzugehen als ein Scheitern hinzunehmen, das ohne trendbrechende Maßnahmen mit Sicherheit einträte. Das trifft auf Hauptprobleme der jetzigen Demokratien zu und erfordert Maßnahmen, wie sie oben erläutert wurden. Trotzdem: das Risiko, daß Regierende mit hoher Machtbefugnis innerhalb der Grenzen der Demokratie und des Spielraumes, den sie in Westeuropa genießen, schwerwiegende Fehler machen, ist sehr groß. Deshalb besteht die dringende Notwendigkeit, die Leistung der Regierenden zu verbessern.

*5. Zur Verbesserung der Entscheidungsprozesse von Regierenden lassen sich folgende Dimensionen unterscheiden: die geistig-intellektuelle, die machtpolitische, die moralisch-visionäre und die des Managements der Implementierung.*

Um Entscheidungsprozesse von Regierenden zu verbessern, müssen ihre Fähigkeiten in mindestens vierfacher Hinsicht beeinflußt werden:

*a. Geistig-intellektuell*, im Sinne von Rationalitäts- und Kreativitätskomponenten von Entscheidungsprozessen; Diagnosen von noch nie dagewesenen Situationen; Management von Komplexität; »trübe Wetten«, im Sinne von Entscheidungen mit hohem Einsatz und einem hohen Maß an nicht zu reduzierender Unkenntnis über mögliche und wahrscheinliche Folgen; Erfindung neuer politischer Alternativen - das sind nur einige Beispiele für die geistig-intellektuellen Anforderungen, die an hochwertige Entscheidungen von Regierenden zu stellen sind.

*b. Machtpolitisch*, in dem bereits aufgezeigten Sinne einer ausreichenden Machtkonzentration, um unter der Bedingung von politischem Zwiespalt und starren Interessenstrukturen zu einer notwendigen sozialen Veränderung beizutragen, und das mit hinreichenden demokratischen Sicherheiten.

*c. Moralisch-visionär*, in der vielfältigen Bedeutung von persönlicher Moralität, von Wertbasis für unvermeidbare tragische Entscheidungen und von realistischen Visionen, die dazu beitragen, die Unterstützung der aufgeklärten Öffentlichkeit zu mobilisieren, und die als Kompaß für Politik dienen.

*d. Management der Implementierung*, um die Verwässerung von akzeptierten transinkrementalen Entscheidungen durch eine ungenügende und schleppende Ausführung zu verhindern.

In bezug auf solche und ähnliche Erfordernisse sind keine übertriebenen neoplatonischen Ziele zu postulieren, doch sind bedeutsame Verbesserungen notwendig, ja sogar unerläßlich.

*6. Schwierigkeiten bei der Verbesserung der Entscheidungsprozesse von Regierenden ergeben sich aus Unzulänglichkeiten und aus der Neigung zu Fehlern, die dem Regieren inhärent sind.*

Innerhalb einer statistischen Bandbreite kommt es mit Sicherheit aufgrund kongenitaler Eigenschaften von Herrschaft zu vielen Irrtümern im Entscheidungsprozeß; Überlastung, Anspannung und Druck, Manipulation des Inputs, überpositives feed-back etc. - dies sind nur einige der zahlreichen strukturellen Charakteristiken von Regierenden und ihrer Umgebung, die eine Neigung zu Fehlern beinhalten.

Politische und verfassungsmäßige Grundlagen für Regierende in einigen westeuropäischen Ländern verschärfen die Problematik über die Erfordernisse einer angemessenen Kontrolle hinaus. Z. B. rascher Wechsel schadet der erforderlichen langfristigen Herangehensweise.

*7. Vielfältige Verbesserungsansätze sind erforderlich.*

Für die Bewältigung der damit implizierten Schwierigkeiten muß in vielfältiger Weise an Verbesserungen herangegangen werden, jeweils angepaßt an besondere Situationen: z. B.:

a. Die Beseitigung von weitverbreiteten Fehlerquellen stellt zusätzlich zu verschiedenen »präferablen« Modellen eine Richtlinie für Verbesserungen dar.

b. Vorzugsweise kann selektiver Radikalismus als Änderungs- und Reformstrategie dienen.

c. Die Idee von »islands of excellence« in der Umgebung von Regierenden ist ein wesentliches Verbesserungsprinzip.

d. Die Notwendigkeit, das Ausmaß zu vermindern, in dem Regierende in Bürokratien und anderen Strukturen »geschlossenen Denkens« verhaftet sind, ist ein weiteres Beispiel für einen zentralen Ansatz für Verbesserungen.

*B. Einige Hauptansätze zur Verbesserung der Entscheidungen von Regierenden werden durch Unkenntnis und Tabus blockiert, andere durch den Widerspruch zu Wertvorstellungen.*

Eine psychologische Untersuchung von Kandidaten für Herrschaft ist wegen mangelnder Kenntnis professionell unmöglich und zur Zeit in der Demokratie inakzeptabel. Maßnahmen mit Auswahlmechanismen oder in Bezug auf Karrieremuster, etwa indem Kandidaten für Regierungsämter mehr relevante Lernmöglichkeiten geboten werden, stehen nicht im Gegensatz zu demokratischen Grundwerten und wären vom derzeitigen

Wissensstand her möglich, werden aber einstweilen durch Tabus verhindert.

Ein gutes Beispiel liefert die Frage, ob höhere Politiker weiter systematisch lernen sollen, etwa durch Teilnahme an den Bedürfnissen angepaßten Seminaren oder Studiengängen. Einerseits ist die richtige Antwort ein glattes Ja! Natürlich sollten Spitzenentscheider neues Wissen erwerben. Andererseits ist die übliche Antwort nein, weil solche Persönlichkeiten als Leute betrachtet werden, die ausgelemt haben. De facto gehen in keinem demokratischen Land Regierungsmitglieder zu irgendeiner Schulung, obwohl eine solche Maßnahme kein Prinzip der demokratischen Ideologie verletzen würde. Aber es ist »undenkbar«.

9. *In Westeuropa wächst das Bewußtsein für die Notwendigkeit, die Entscheidungen von Regierenden zu verbessern. Es laufen recht viele Versuche in dieser Richtung, der Fortschritt ist jedoch sehr langsam.*

Dieser These liegt eine Untersuchung des Autors über Stäbe von Präsidenten und Premierministern in Westeuropa, ergänzt durch vergleichende Untersuchungen solcher Einheiten in anderen Ländern, zugrunde. Beispiele der wichtigsten Versuche sind: Aufbau von den Premierministern zugeordneten Stäben; Einrichtung spezieller Einheiten zur Policy--Überprüfung in der Umgebung von Regierenden; verschiedene Systeme des Informationsinput für Träger von Spitzenentscheidungen; Ernennung von professionellen Politikberatern; Bemühungen, Regierende in informelle, aber systematische Lernsituationen zu bringen; verbesserte Krisenmanagementstäbe und vieles mehr. Doch solche Experimente sind sporadisch, begrenzt und ungenügend. Die meisten dringen zudem nicht tief genug in die eingebauten, strukturellen Unzulänglichkeiten ein.

Zwei weitere Befunde der Untersuchung machen das Bild düsterer:

a. Verbesserungen sind nicht kumulativ und nicht beständig. In einer ganzen Reihe von Fällen wurden wichtige Verbesserungen wieder aufgehoben, aus tagespolitischen oder aus persönlichen Gründen.

b. In vielen Ländern fehlt in der Öffentlichkeit und unter den Politikern ein richtiges Verständnis für solche Verbesserungen. Insbesondere sieht man nicht die Notwendigkeit, Hauptentscheidungen gerade dann zu verbessern, wenn Schwierigkeiten zu meistern sind. Stattdessen versucht man, in der schlechtesten Form zu »sparen« - nämlich durch Kürzung der Budgets, die bei Hauptentscheidungen helfen könnten.

10. *Die systematische Erforschung und Entwicklung von Ideen zur Verbesserung der Entscheidungen von Regierenden ist deshalb dringend. Die dafür notwendigen Voraussetzungen - Interdisziplinarität, Zugang zur Realität und*

---

*kontinuierliche Bemühung - werden jedoch selten angetroffen, teilweise aus Gründen, die bei den Forschern zu suchen sind.*

Eine realitätsgerechte Untersuchung von Regieren sieht sich mit ideologischen, moralischen und technischen Problemen konfrontiert. Obwohl gegenwärtig einige unmittelbare Arbeiten durchgeführt werden und eine ganze Reihe von Untersuchungen einigermaßen relevant ist, ist die zielgerichtete, systematische und interdisziplinäre Arbeit auf diesem Gebiet rar. Dies hängt - von einzelnen herausragenden Ausnahmen abgesehen - mit der allgemeinen Unterentwicklung von ernsthaften Untersuchungen und Entwürfen zur Verbesserung des Regierens zusammen. Die Unterentwicklung geeigneter Universitätseinheiten und Forschungsinstitute ist ebenfalls eine Erklärung für diese Lücke.

Ideologisierung der Sozialwissenschaften in einigen Ländern, mit falscher Darstellung der Theorie-Praxis Antinomie; veraltete Hegemonie der juristischen Fakultäten; Dichotomie zwischen Geistes- und Gesellschaftswissenschaften; und, in allen westeuropäischen Ländern, Unterentwicklung der Policy Sciences sind weitere Ursachen der gegenwärtigen Schwächen - mit wichtigen individuellen Ausnahmen auch in der Bundesrepublik Deutschland - der Erforschung und Entwicklung von Ideen zur realen Verbesserung der Entscheidungen von Regierenden (und anderer Aspekte des Regierens). Hinzuzufügen ist, daß im allgemeinen viele Informationen, die man braucht, um Entscheidungen von Regierenden zu studieren und damit eine Basis für eine Verbesserung zu schaffen, außenstehenden Forschern nicht zugänglich sind. Undichte Stellen, Tagebuchveröffentlichungen, Schriften von Beteiligten, Zeitungsrecherchen liefern relevante aber einseitige und oft irreführende Einzelheiten.

11. *Dennoch ergeben sich aus der Aufarbeitung der Realität und verstreuter Untersuchungen einige provisorische Verbesserungsvorschläge.*

Vorläufige Verbesserungsvorschläge sind entwickelbar, wenn tatsächlich Versuche, die Entscheidungen von Regierenden zu verbessern, verschiedene entworfene Vorschläge und direkt oder indirekt relevante Untersuchungen aufgearbeitet werden. Dies wird an folgenden Beispielen verdeutlicht, die einer umfassenden Studie des Autors entnommen sind und teilweise in einigen Ländern versucht werden. Um einige Beispiele systematisch darzustellen, werden verschiedene Untergruppen unterschiedlicher Ansätze vorgestellt.

a. Verfassungsrevisionen können die Leistungsfähigkeit von Regierenden im Rahmen demokratischer Kontrolle erhöhen, insbesondere durch: (1) Reduzierung der negativen Auswirkungen von Wahlzyklen, indem für

eine stabile Herrschaft über eine hinreichende Anzahl von Jahren gesorgt wird, zum Beispiel sechs, mit der Möglichkeit einer Abwahl durch eine sich verschiebende aber eindeutige neue Majorität.

(2) Strukturierung der formellen Funktionen von Herrschenden, um ihnen genügend Autorität sicherzustellen, zum Beispiel durch Verringerung einer in einigen Ländern vorhandenen veralteten konstitutionellen Unabhängigkeit der »Ressorts« (Ministerien).

(3) Strukturierung verschiedener Rollen, um sicher zu gehen, daß der Entwicklung von allgemeinen Policy Richtlinien genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird, zum Beispiel indem differenziert wird zwischen einem starken Präsidenten und einem die Exekutive leitenden Premierminister.

(4) Etwas komplexer und die Tabus berührend sind die Möglichkeiten, innerhalb der demokratischen Grundregeln die Auswahl von Regierenden zu verbessern. Zum Beispiel ist es interessant, mit der Idee zu spielen, daß alle Spitzenkandidaten vor Wahlen ein öffentliches Rigorosum absolvieren müssen, in dem sie von einer Gruppe von unterschiedlichen Fachleuten verhört werden und alles über einige Stunden im Fernsehen übertragen wird. Das ist ein möglicher Weg, die Tendenz zur Fernseh-Kosmetik als Wählermanipulation zu mindern.

b. Auf lange Sicht kann eine bessere Vorbereitung von potentiellen Trägern von Spitzenentscheidungen gefördert werden, zum Beispiel durch:

(1) Einrichtung nationaler Policy-Akademien, an denen mögliche zukünftige Spitzenpolitiker gemeinsam mit Teilnehmern mit unterschiedlicher Politikerfahrung Zeit auf relevante Lernprozesse verwenden.

(2) Ausstattung der Parteien mit öffentlichen Mitteln für die Ausbildung ihrer Spitzenfunktionäre.

(3) Schaffung von Möglichkeiten für Politiker und politisch Aktive, in der Mitte ihrer Laufbahn zu studieren, und zwar aus öffentlichen Mitteln.

(4) Gewährung von öffentlichen Mitteln an Oppositionsführer, damit sie ihre Politik und sich selbst auf eine mögliche Regierungstätigkeit vorbereiten können, durch Forschung, Expertisen und Studien.

(5) Gute Verbesserungsmöglichkeiten - die allerdings Tabus verletzen - liegen hier in der Idee, daß Regierende nach ihrer Wahl einen Studiengang durchlaufen sollen, zum Beispiel in der Form von intensiven ein- bis zweiwöchigen Seminaren in moderner Politikanalyse und Planungsmethodik.<sup>2</sup>

c. Der institutionelle Rahmen für Regierende und ihre Helfer kann verbessert werden. So etwa durch folgende Maßnahmen:

(1) Erstklassige professionelle Policy-Planungsstäbe sollten direkt für die Regierenden arbeiten, und zwar unabhängig von parteipolitischen Beratungshilfen.

(2) Eine neue Art von »Entscheidungsberatern« sollte in der unmittelbaren Umgebung von Regierenden eingesetzt werden. So ist der Einsatz von psychologischen Entscheidungsberatern besonders naheliegend.

(3) Regierende müssen Zugang zu unkonventionellen Optionen haben, indem unter anderem heterodoxe und ikonoklastische Elemente in ihre Stäbe einbezogen werden.

(4) Durch multimediale Präsentation von Informationen und interaktive Computersysteme kann Regierenden geholfen werden, Komplexität wahrzunehmen, ohne gefährlich und übermäßig zu vereinfachen.

d. Der Entscheidungsprozeß auf höchster Ebene kann neu gestaltet werden. Zum Beispiel:

(1) Monumentale Entscheidungen, die die Zukunft beträchtlich beeinflussen, sollten anders vorbereitet werden als die Routine-Entscheidungen. Das erfordert eine Überarbeitung der Geschäftsordnung der meisten Regierungen und Regierungschefbüros.

(2) Die Form und die Art der Dokumentation, die als Vorbereitungsmaterial für Regierungsentscheidungen dienen soll, muß verbessert werden. Zum Beispiel: Grundannahmen sollten klar herausgestellt werden; Alternativen sollten fair erörtert werden; erwartete Resultate müssen definiert werden, selbst wenn dies nur in qualitativer Form möglich ist. Für monumentale Entscheidungen sollte solches Material voll zur Verfügung stehen mit der Darstellung aller Meinungsverschiedenheiten.

(3) Die Zeitökonomie und die Verwendung von sehr beschränkt verfügbarer Aufmerksamkeit sollten radikal verbessert werden, um wichtigeren Entscheidungen mehr von diesen knappen Ressourcen zu widmen.

(4) Um auch in dieser Hinsicht eine tabuisierte Idee vorzustellen: Experten sollten den Entscheidungsprozeß beobachten und den Beteiligten Schwachpunkte zu Bewußtsein bringen. Entscheidungspsychologen können zum Beispiel Schwächen in der Behandlung von Unsicherheit diagnostizieren.

e. Die Infrastruktur der Entscheidungen von Regierenden kann verbessert werden, zum Beispiel durch:

(1) Aufstellung von speziellen Policy Forschungsinstituten (sogenannten Think Tanks) und deren Verwendung für die Vorbereitung von Spitzenentscheidungen, insbesondere solchen von monumentaler Bedeutung.

(2) Pluralismus in einigen Vorbereitungsphasen sowie bei der Nachrichtensbearbeitung und der Einschätzung von komplexen Situationen.

(3) Ausbildung von modernen Policy-Experten durch spezielle Policy-Wissenschaftliche Abteilungen an ausgewählten Universitäten.

(4) Längerfristig hängt die Verbesserung von Entscheidungen von Regierenden und die richtige Ausführung von solchen Entscheidungen von der Qualität der ganzen, hohen Beamtenschaft ab. Es ist eine Tatsache, daß - mit Ausnahme Frankreichs - kein europäisches Land die Notwendigkeit eines neuen Ausbildungsgangs für die berufliche Regierungselite (ein Begriff, vor dem man nicht zurückschrecken darf, wenn er richtig verstanden wird) ernst genommen hat. Das sollte sich ändern.

*12. Es darf nicht zuviel erwartet werden, aber selbst wenig ist eine Menge bei einem so kritischen Prozeß, wie ihn Entscheidungen von Regierenden, ein UR-Element von Regieren, darstellen.*

Die historische Perspektive hilft, die Problematik der Regierenden als UR-Komponente menschlichen Regierens in ihren richtigen Proportionen zu erkennen. In der beschränkten Spanne zeitgenössischer Anstrengungen können keine großen Auswirkungen auf Grundzüge von Regieren erwartet werden. Aber wenn man den Stellenwert von Entscheidungen von Regierenden in **Betracht** zieht, ist selbst eine kleine Verbesserung viel Mühe wert. Um mehr zu erreichen, muß die Untersuchung des Regierens in eine neue Phase eintreten, unter besonderer Berücksichtigung von governance rede-sign, was auch die Verbesserung der Leistungsfähigkeit demokratischer Regierender einbezieht.

*13. Aufgrund des verstärkten Wettbewerbs zwischen den politischen Systemen ist es für Demokratien umso notwendiger, einen Rückstand in der strukturellen Regierungsfähigkeit zu verhindern. Wesentlich ist dafür die Verbesserung der Entscheidungsprozesse von demokratischen Regierenden.*

Die Annahme, daß liberale Demokratien unter allen oder unter den meisten Umständen anderen politischen Regimen überlegen sind, ist bestenfalls eine optimistische Mutmaßung. Größere Schwierigkeiten könnten Demokratien auf eine harte Probe stellen, wenn sie in der Frage der Gestaltung der zukünftigen politischen Kultur der Menschheit mit anderen Ideologien in Konkurrenz treten. Das Ergebnis dieser Konkurrenz wird stark durch die Fähigkeit bestimmt sein, unter schwierigen Bedingungen zu regieren, wobei die der Demokratie eigene Überlegenheit nicht automatisch gesichert ist. Darin liegt ein weiterer Grund für die Wichtigkeit der Verbesserung von Entscheidungsprozessen demokratischer Herrscher. Es ist eine wichtige Maßnahme, um in einer Epoche von Aufruhr und Wandel die Fähigkeit der Demokratien zu erhöhen, Probleme im Vergleich zu Nicht-Demokratien besser zu bewältigen.

Diese dreizehn Thesen lassen vieles offen, was bei anderer Gelegenheit ausführlicher Behandlung bedarf, aber sie genügen hoffentlich, um drei Grundgedanken darzustellen:

(1) Die Entscheidungsprozesse von Regierenden müssen verbessert werden.

(2) Die Entscheidungsprozesse von Regierenden können verbessert werden. Auch wenn viele der Verbesserungsvorschläge kaum als »Aha«-Erlebnisse gelten können, hinkt die Wirklichkeit so sehr hinter dem Machbaren her, daß auch verhältnismäßig einfache Vorschläge eine radikale Änderung der schwachen Wirklichkeit bedeuten.



(3) Um auch nur einige der Verbesserungsvorschläge durchzuführen, müssen politische Trägheit und manchmal auch Tabus überwunden werden.

Das führt in ein nahes, aber anderes Thema, nämlich Widerstand und Hindernisse gegen Verbesserung von Entscheidungsprozessen von Regierenden, beginnend mit eitlen Regierenden, die glauben, schon alles zu wissen, und die Disziplin von verbesserten Entscheidungsprozessen scheuen', bis zum Widerstand von Beamten und der Vernachlässigung der relevanten Forschung und beruflichen Ausbildung an den Universitäten. Wie man solche Widerstände überwinden und solche Lacunae füllen kann - das muß ich für eine andere Gelegenheit lassen.

## Anmerkungen

- 1 Siehe Yehezkel Dror, Zur Verbesserung von Regierungskapazitäten, in Wissenschaftskolleg zu Berlin, Jahrbuch 1981/82, S. 75 ff.
- 2 Fünf-bis zehntägige Seminare in moderner Policy-Analyse und Policy-Planungsmethodik, die vom Autor entwickelt und ausprobiert wurden, auch mit Spitzenpolitikern - dienen als Erfahrungsbasis für die Meinung, daß Lehrgänge für Regierende im Prinzip machbar sind. Der Autor würde sich freuen, dieses Material interessierten Lesern zugänglich zu machen.
- 3 Drei Bücher die 1984 und 1985 erscheinen werden, behandeln diese und angrenzende Themen ausführlich, nämlich: *Advanced Aids for Top Decisionmaking: An Action Approach* (Paris: OECD, 1984); *Advising Rulers: Policy Analysis and Social Sciences for Toplevel Advisors* (New York: Russell Sage, 1984); und *Thinkbook for Rulers* (1985). Hauptteile dieser Bücher wurden dank des Aufenthalts des Autors am Wissenschaftskolleg zu Berlin geschrieben und wären anders nicht zustande gekommen; dafür bin ich sehr dankbar.
- 4 Odysseus und die Sirenen ist eine gute Metapher für einige der Probleme und die Notwendigkeit des Willens zum Selbst-Management von Regierenden. Siehe Jon Elster, *Ulysses and the Sirens: Studies in Rationality and Irrationality* (Cambridge: Cambridge University Press, 1979), zweites Kapitel.



---

Wolfgang Fietkau

## Stand-Ort und Un-Ort

Wissenschaftserkenntnis in der  
literarischen Transkription  
Robert Musils und Carl Schmitts

- Jacob Taubes zum 60. Geburtstag -

Daß der Gedanke, der eine historische Situation reflexiv zu erfassen versucht, dieser selber angehört und sie als ihr Gedanke doch zugleich transzendiert, gehört seit Hegel zum Gemeinbestand der diversen Theorien vom »objektiven Geist«. Ob auch der Geist der einzelwissenschaftlichen Disziplinen die Zeit- und Interessenlage, der er angehört, nicht nur ausdrückt, sondern überschreitet, ist eine Frage, der gegenüber die Wissenssoziologie heute vorsichtige Skepsis walten läßt: ist es denn überhaupt noch *ein* »Geist«, der über die Verteilung der Haushaltsmittel und des Stellenkontingents hinaus die spezialisierten Disziplinen miteinander verbindet? Freilich stellt sich auch innerhalb der Einzeldisziplinen immer einmal wieder das Problem, in welcher Weise die Doktrinenbildung, das soziale Reformprogramm, der Gesellschaftsroman, die Geschichtsphilosophie oder Revolutionstheorie jeweils gleichsinnig oder ungleichsinnig, gleichzeitig oder ungleichzeitig mit den Entwicklungen verlaufen, die das Vokabular der Wissenssoziologie »Verumstandungen« nennt, zumal wenn Historiker oder Soziologen Zäsuren in Prozeßverläufen zu erkennen glauben.

Die Frage stellt sich wieder mit Blick auf den Zeitpunkt und Einschnitt des ersten Weltkriegsendes: ist der Gedanke auf der Höhe der Zeit, wo er sich 1918 dem revolutionären Neubeginn oder utopischen Tagtraum verschreibt oder eher dort, wo wissenschaftliche Problemstellungen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts mit Rücksicht auf die neuen Gegebenheiten eine vorsichtige Revision ihrer Ausgangsprämissen und zugleich den politischen Ausgleich versuchen? Oder erkennen wir heute in der einen *wieder* anderen Position die sei's offenen, sei's verborgenen Elemente eines »falschen Bewußtseins«, so daß der theoretische Reflex der anbrechenden Wirklichkeit der zwanziger Jahre diese schon an der Schwelle auf ganzer Linie verfehlt?

Im Jahre des zusammenbrechenden Kaiserreiches, dem der Gedanke einer politischen Revolutionierung entspringt, der das objektive Komplement einer revolutionierbaren Wirklichkeit eher verbal beschwört als dessen Bedingungen angibt, hatte Max Weber vor dem »Revolutionskarneval«

einer von »Literaten« provozierten Massenerhebung gewarnt.<sup>1</sup> Im selben Jahr 1918 erscheint in Hellerau eine im fließenden Grenzverlauf zwischen Wissenschaft und Literatur Anker werfende Zeitschrift mit dem scholastischen Namen *Summa*<sup>2</sup>. Der augenfällige Kontrast zwischen esoterischem Nimbus und der im Titel verheißenen Katholizität einer Versammlung des Wissens *de omnino in nomine omnium*<sup>3</sup> erscheint nur so lange als ein Widerspruch, bis man erkennt, daß diese Gründung sich an dem französischen Vorbild der links-katholischen *Cahiers de la Quinzaine* Charles Péguy's orientiert. Das Beitragsverzeichnis der in vier Vierteljahresheften erscheinenden Zeitschrift führt die Namen einiger im Lande weithin - aber z. T. auch einander - unbekannter Intellektueller zusammen, von denen der eine oder andere in den zwanziger und dreißiger Jahren »Geistesgeschichte«, einer von ihnen aber Geschichte im eminenten Sinne machen sollte.

Der spiritus rector dieses Periodikums ist ein rastloser Tausendsassa und wahrhaft »bunter Vogel«, Gelehrter, Literat, Essayist, Kritiker, Übersetzer, von den Zeitgenossen bald für einen »Erotiker, bald für einen Ästhet, bald für einen kasuistischen Katholiken«<sup>4</sup> erklärt. Dieser, wie es aus beruflichem Munde heißt, »anerkennde Freund aller im Schöpfungssinne jungen Dichter, Maler, Philosophen«<sup>5</sup> ist der »Entdecker« Robert Walsers, neben Max Brod der erste Förderer Franz Kafkas, der Freund Hermann Brochs und Hugo Balls: Franz Blei.

Der »bewundernswerte Mann«, wie Kafka ihn nennt, um ihm sogleich vorzuhalten, daß »die Heftigkeit und noch mehr die Mannigfaltigkeit seiner Talente ihn in die dichteste Literatur« hineintreibe, »wo er sich aber nicht befreien und halten« könne, ist 1918, mit Kafkas Augen gesehen, »mit verwandelter Energie«<sup>6</sup> wieder einmal »zu Zeitschriftengründungen« entlaufen. Von intellektuellem Interesse sind an der geistigen Fluchtspur dieses Jahres, die sich nach vier Heften dann vorerst wieder verliert, neben den Beiträgen selbst vor allem die - aus heutiger Sicht eher verschiedenen Bezirken des intellektuellen Feldes angehörigen - Namen der Beitragsschreiber, unter ihnen Ernst Bloch, Hermann Broch, Gilbert Keith Chesterton, Constantine Frantz, Max Scheler u. a.

Im vierten Vierteljahrsheft aber setzt Franz Blei mit dem Verfahren analogisierender Regieführung zwei dem Anschein nach verschiedenen Gegenständen gewidmete Beiträge, die sich, ein jeder auf seine Weise, als Angriffe auf Wissenschaft und Fortschrittsgläubigkeit entpuppen, in räumliche Konjunktion. Die Konjunktion ist zugleich die zweier Namen, deren Träger, einander damals unbekannt, durch die Beiträge und weiteren Arbeiten aber neugierig geworden, sich erst zwölf Jahre später, selbstverständlich durch Vermittlung Franz Bleis, persönlich kennenlernen sollten. Mit dem Staatsrechtler, der in Form einer Wissenschaftspersiflage namens »Die Buribunken« seine satirische Begabung erprobt, ist Franz Blei 1918 schon seit länge-

rem befreundet: der Verfasser einer »Skizze der Erkenntnis des Dichters« aber ist wie Robert Walser Bleis eigentliche »Entdeckung«: Robert Musil.'

In einem Vergleich zwischen Carl Schmitts - wohl auf Meinecke gemünzte - Historismus-Parodie, die sich im Untertitel als ein »geschichtsphilosophischer Versuch« einbekennt, und Sébastien Merciers Traum auf »Das Jahr 2440« hat R. Koselleck »Die Buribunken« unlängst als eine negative Utopie entziffert, deren implizite Kritik auf jene Momente zielt, wie sie in der historischen Tatsachengläubigkeit und deren geschichtsphilosophischer Überhöhung enthalten seien.<sup>8</sup> Ironisiert Carl Schmitt die Verzeitlichung der sich bewegenden Geschichte als einer Vollzugsweise des Schreibens, so tut er dies vor allem mit Blick auf den Letternphantasmus, unter dessen gebieterischer Regie sich die Geschichte als existenzfähig allein in dem Maße erweist, wie sie vom Bericht der Ereignisse zum Ereignis des Berichts wird, die Wissenschaft als wissenschaftsfähig wiederum nur, soweit auch sie dem Gebot des »publish or perish« gehorcht.

Ebenso wie das cartesianische Subjekt sich der Zweifel an seiner existentiellen Körperlichkeit entledigt, indem es sich auf die zweifelsfreie Gewißheit des denkenden Kopfes besinnt, versichert sich auch die Wissenschaft (»Buribunkologie«) ihres Gegenstandes (bzw. ihrer Gegenständlichkeit), indem sie sich, von innen nach außen richtend, per Kopfzeugung hervorbringt, um von Stund an dem Gesetz zu folgen, nach dem sie angetreten ist. Folgerichtigerweise begegnet und assimiliert sie sich auf diesem Wege der Literatur, die, zunächst Register der geschehenden Dinge, dann Medium der schriftlichen Selbstvergewisserung, schließlich als Tagebuch schreiben des Kollektivgewissen der Geschichte, unter dem Zwang der Selbstoffenbarung das Innere ins Äußere kehrt und damit das Eigene dem Fremden: einer Kontrolle, ausliefert, deren schrittweise Perfektionierung sich am Ende im Terror einer omnipräsenten Überwachung vollendet. Als solche aber wäre sie, wie Koselleck zu zeigen versucht hat, nichts anderes als die enthüllte Wirklichkeit der Mercierschen Utopie.

Mit Schmitts überschäumender Satire verbindet Musils »Skizze der Erkenntnis des Dichters« nicht nur der wissenschaftliche Vorbehalt, die Reserve gegenüber der positivistischen Anbetung der *facia ficta*, sondern gerade der Gegensatz der Erwartungen. Der Utopie, die Schmitt als Gespenst des Totalitarismus verabschiedet sehen möchte, nachdem deren verzeitlichte Gestalt sich als allgegenwärtige Überwachungszentrale enthüllte, gilt im selben Jahr des geschichtlichen Zusammenbruchs Musils erneute Hoffnung. Während Carl Schmitt zufolge die Geschichte wie die Wissenschaft totalitäre Konsequenzen gerade in dem Maße zeitigten, wie beide, da erst in der Druckerschwärze der Lettern existent, zur Literatur werden, traut Musil allein der Angeklagten die Fähigkeit zu, diesen Prozeß zu revidieren: ist dessen Verlauf - Musil zufolge - doch gerade dadurch bestimmt, daß eine

partikulare Gewalt, nämlich Wissenschaft, sich zur Tatsachen unterwerfenden Totalität aufblähte, indem sie die Erkenntnis verdrängte, die sie als Literatur ist. Wenn, Musils Erwartung gemäß, die Literatur zur Revision dieses Prozesses aufgerufen ist, so besitzt sie die Kraft dazu doch nur in dem Maße, wie sie sich selbst als Wissenschaft erkennt. In nichts anderem besteht die »Erkenntnis des Dichters«.

Musil beginnt seine Erörterungen mit dem Hinweis auf eine Entwicklung, in deren Verlauf der Name des Dichters auf den Scheltnamen des »Literaten« gekommen sei. Der Verfasser der »Verwirrungen des Zöglings Törleß«, den eine gründliche naturwissenschaftliche Ausbildung nicht davon abgehalten, ja geradezu provoziert hat, Schriftsteller, um nicht zu sagen, »Dichter« zu werden, sieht in der abfälligen Rede vom Literaten vor allem akademische Herablassung; danach seien es offenbar »unerforschte Gebrechen«, die diesen daran hindern, ein »brauchbarer Journalist« zu werden. Die miserable Reputation aber ist, wie Musil zu erkennen glaubt, in Zusammenhang mit dem Aufstieg jener inkarnierten Fach- und Sachkompetenz zu sehen, die als der etablierte »Professorenverstand« heute »die höchste praktische Geltung seit Bestehen der Welt« erreicht habe. Den sozialen Prestigezuwachs des einen Typus bei gleichzeitigem Kursverfall des anderen deutet Musil als Index einer sozialgeschichtlichen Entwicklung, derzufolge »das von der Zeit der Paulskirche und Bismarcks her beschädigte Ansehen der Professoren in dem Maße gestiegen sei wie das der Dichter gesunken.«

Von Musil her gesehen, diversifiziert sich das Buribunkentum also nicht nur in zwei, was ihr gesellschaftliches Ansehen betrifft, zumindest ungleichwertige Gruppen; der rein literarische Zweig dieser Spezies spaltet sich noch einmal, da Musil ihr auch das »reaktive Seitenstück« zugerechnet sehen möchte: diejenigen, die unter dem Damoklesschwert des »publish or perish« die Tätigkeit des Schreibens in geradezu selbstgefährdender Weise scheuen. Ohne die eklatante soziale Nichtsnutzigkeit seiner Lieben zu beschönigen, kehrt Musil zum anderen jene Momente hervor, die die formamentis dieser Gruppe als provokante Zurückgebliebenheit vor dem Forum der wissenschaftlichen Rationalität erscheinen lassen: das Bewußtsein der »rettungslosen Einsamkeit des Ich in der Welt und zwischen den Menschen«, eine Judikatur des Empfindlichen, für die nie Recht gesprochen wird, ein »Gemüt«, dem imponderable Werte bedeutsamer seien als gewichtige, der Abscheu gegenüber »Charakteren«, die die »furchtsame Überlegenheit« des Kindes vor dem ein halbes Jahrhundert früher sterbenden Erwachsenen ausmache etc.

Indem Musil anstelle des von alters her fair das Gewerbe des Dichters kennzeichnenden Singens und Sagens dem Literaten eine Fähigkeit zu vindizieren versucht, die die Wissenschaft (bzw. die Philosophie) für sich

gepachtet und monopolisiert zu haben glaubt, die *Erkenntnis*, erweist sich der leise, an Hofmannsthal erinnernde Traditionalismus unversehens als Attacke auf den Rationalitätsbegriff der Wissenschaften selbst.

Den Begriff des Irrationalen vermeidend, präsentiert Musil dessen Kornplementärbegriff in Gestalt eines Neologismus, dessen artifizielle Scheußlichkeit offenbar bezweckt, per Analogiebildung auf die augenfällige Gestörtheit eines Bewußtseins hinzuweisen, wie sie etwa das *Paranoide* gegenüber einem klinischen Normalbefund darstellt: den landläufigen Begriff des Rationalen bezeichnet Musil als »ratioide«, dessen Gegenbegriff als das »Nicht-Ratioide«.

Daß sich der Begriff des Ratioiden schon terminologisch vom Begriffspaar rational/irrational unterscheidet, hat neben einer kaum überhörbaren polemischen Nuance seinen sachlichen Grund vermutlich im Unterschied der von Musil gegenüber Befunden wie denjenigen Max Webers angenommenen Ausgangslage. Wie erinnerlich, sucht Weber den Ursprung der Entwicklung und Sonderstellung des okzidentalen Kapitalismus in jener calvinistischen Version der protestantischen Ethik, die das um sein Seelenheil bangende Individuum bewog, sich der eigenen Prädestiniertheit durch Berufserfolg zu vergewissern.<sup>1</sup> Gab die heilsvergewissernde Berufsbewährung dem rationalen Geist des modernen Kapitalismus das gute Gewissen, so arbeitete sie indirekt zugleich an der theologischen »Entzauberung« der Heilswege mit, so daß die religiösen Antriebe »säkularisiert«, zu welt- und wirtschaftsimmanenten Antrieben wie Kapitalbildung und Rationalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche wurden.

Musil hingegen betrachtet Ursprung und Verlauf der Rationalisierungsprozesse mit dem Blick und Interesse des naturwissenschaftlich geschulten Ingenieurs, andererseits - darin Weber ähnlich - nicht ohne Vorbehalt; der Vorbehalt aber entspringt, wie es scheint, der Barockkultur »kakanischen« Geistes und dem Sinn für Etikette. In Bezug auf den angenommenen Ausgangspunkt des buribunkologischen Prozesses wiederum trifft Musil sich mit Carl Schmitt: Es ist jener methodische Zweifel, der das denkende Subjekt isoliert, um es kraft dieser Isolierung zu befreien, der die Welt der Sinne zerstört und die geschichtliche Tradition negiert, um nichts von dem, was unmittelbare Wahrnehmung über die Beschaffenheit der Dinge aussagt oder gelehrtes Wissen über sie vermittelt, vor dem Gericht der methodischen Prüfung stehen zu lassen.<sup>10</sup> Indem der *Discours de la méthode*, der wie Luthers Bibel auf die scholastische Gelehrtensprache des Latein verzichtet, den Geist im absoluten Ego (als *causa efficiens* und *causa finalis*), das sich 1637 erstmals in solcher Weise zu Worte meldet, verankert und begründet, hat Descartes dessen geschöpfliche Stellung erschüttert. Von hier aus bekommt das autonome Denken seinen diesseitigen Charakter. Die Freiheit des Denkens vom Dogma - d. h. einer supranaturalen, in der Offen-

barung begründeten Lehre - ist zugleich Freiheit vom gesamten natürlichen, mit der kirchlichen Dogmatik verschmolzenen Lehrbestand der bisherigen Wissenschaft vom Kosmos und vom Menschen. Freilich nimmt das Wissen in der Nachfolge des Glaubens selber die emotionale Farbe des Glaubens an und bedient sich des Pathos der Mission. Indem die *Civitas Dei* sich zur *res publica litteraria* verwandelt und sich die dritte, schwebende Kraft des Pathos der Toleranz zugesellt, propagiert das Wissen seine eigene Transzendenz als neue Menschheitsreligion - oder als religiöse Antireligion des souveränen Geistes. Daß der geschöpfllich begründete Geist sich beim Versuch der autonomen Begründung übernimmt und, der eigenen Ermächtigung nicht mächtig, zur totalitären Gegenreligion und -gewalt im Namen der Menschheit und der Menschlichkeit entartet, ist die buribunkologische Besorgnis - und theologische Genugtuung Carl Schmitts.

Auch für Musil zeigt sich dieser Geist den Folgen, die sein Experiment zeitigte, nicht gewachsen. Musils Interesse freilich gilt - ähnlich wie dasjenige Max Webers - vordringlich der Verkehrung von Zweck und Mittel. Das Zweck/Mittel-Verhältnis stellt sich Musil eher bildlich als das von Herr und Diener dar, mit einer, wie es scheint, sehr etikettebewußten Unterscheidung des Dieners vom Knecht etwa der Hegelschen Phänomenologie und daran sich anknüpfender Deutungsmuster, deren Akzent darauf liegt, daß Höflichkeit ungeachtet der Rangfolge in dieser Beziehung überkommenermaßen wechselseitige Pflicht war. Ähnlich wie Carl Schmitts theologischer Vorbehalt gegenüber »einer mit beiden Füßen auf der Erde stehenden Geschichtlichkeit« gilt auch Musils Zweifel dem Sinn der methodischen Selbstvergewisserung, wenn es bei allem Rückzug aufs einsame Ego, der diesem erst Kräfte deutlich und verfügbar macht, die lediglich ihm »selbst« entstammen, unbedingt einer letzten und einzigen Gewißheit des festen archimedischen Punktes bedarf: weil es - möglicherweise - doch ein traditional fixierter oder aber dienstbarer Geist war, der sich da auf sich »selbst« zu stellen versuchte und darum von den Mitteln, die seine Veranstaltung freisetzte, nur den ängstlichen Gebrauch des Zauberlehrlings zu machen weiß? Wenn es, wie Musil sieht, der Geist der Tatsachenunterwerfung ist, der der Entwicklung der Ratio ihr Gesetz vorschrieb, so sei darüber gelegentlich in Vergessenheit geraten, daß ursprünglich nicht die Natur sich nach der Ratio zu richten hatte, sondern diese vielmehr nach der Natur. Der Begriff des Ratioiden, den Musil linguistisch nicht nur als Kümmerling sondern durch den Neologismus zugleich als Parvenu kenntlich macht, als Diener, der den Herrn zu spielen versucht, aber drückt wie Musil demonstriert, nicht nur die Methode des »Verfahrens, sondern auch dessen Gelingen aus, nicht bloß die Unterwerfung, sondern auch die Unterwürfigkeit der Tatsachen, dieses unverdiente Entgegenkommen der Natur in bestimmten Fällen, das in allen Fällen zu verlangen dann freilich eine menschliche Taktlosigkeit war.«



Wie Musil sucht auch Carl Schmitt den historischen Moment und die Gestalten zu ermitteln, worin der erwachende Geist der Neuzeit sich anschiebt, die Schranken seiner Naturverhaftung zu überschreiten. Als einen der Grenzgänger zwischen Natur und Geschichte glaubt Schmitt Leporello, den Register führenden Diener Don Juans, zu erkennen, der, da ihm das Bewußtsein der höheren Bewußtheit des Schreibenden noch fehlt, sich letztlich unfähig erweist, das Dienerdasein durch geschichtliche Reflexion in eine Herrenexistenz zu verwandeln. Andernfalls böte vielleicht schon Leporello das »imponierende Bild eines überlegenen Managers, der die buntfarbige Marionette Don Juan an den Fäden seiner überlegenen Geschäftskennntnis und Intelligenz herumführt«. Inzwischen seien die Postulate Leporellos indessen durch weltbühnengerechte Selbstinszenierungsvirtuosen, Dozenten für Reklamewesen und Arrivistik, verwirklicht worden.

Von Musil her gesehen sind freilich auch die neo-buribunkischen Herrengestalten arrivierte Leporellos geblieben. Berührt sich Musil mit Max Weber in der Diagnose der Herrschaft des Mittels über den Zweck, so beunruhigt ihn doch nicht so sehr die Erstarrung der ihrem ursprünglichen Zweck gegenüber verselbständigten Mittel zum »Gehäuse«, sondern die grundsätzliche Frage, wieso ein Geist, der die Rationalisierung mit so exakter Methodik betreibt, historisch gesehen auch da, wo er Herrscherposen an den Tag legt, so wenig souverän mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfährt. Und Musil sucht, wie es scheint, die Antwort in den fortwirkenden Konsequenzen der cartesianischen Ausgangssituation: da methodische Unterwerfung die Kehrseite ursprünglicher Unterworfenheit, wo nicht Unterwürfigkeit war, die noch dem Versuch der Selbstbegründung im egonomen Rückzug als Stigma eingeschrieben ist, wird der ratioide Geist auf dem Wege aus dem starren »Mineralienkabinett« - Musils cartesianisierende Metapher für die Natur" - in ein »Treibhaus voll unausgesprochener Bewegung«: die Geschichte, das Trauma seiner Anfänge nicht los und darüber seiner selber nicht froh: darum die fortwirkende Versessenheit der modernen Wissenschaft, sich in der Vergewisserung ihrer Grundlagen bodenständig zu begründen, darum ihr nimmermüdes Beginnen, sich des festen Punktes so krampfhaft zu versichern. Diese nachhaltige Ursprungsfixierung erweist sich als das hervorstechende Kennzeichen des Ratioiden und des Begriffs einer Wissenschaft, die als Tatsachenunterwerfung ihre beeindruckende Karriere begann:

»Dieses ratioide Gebiet umfaßt - roh umgrenzt - alles wissenschaftlich Systematisierbare, in Gesetze und Regeln Zusammenfaßbare, vor allem die physische Natur; die moralische aber nur in Ausnahmefällen des Gelingens. (...) Man kann sagen, das ratioide Gebiet ist beherrscht vom Begriff des Festen und der nicht in Betracht kommenden Abweichung; vom Begriff des Festen als einer fictio cum fundamento in re.«

Indem Klammergriff nach dem festen Punkt sieht Musil die Wissenschaften immer noch ihren cartesianisch/archimedischen Ursprüngen verhaftet, ein Verhalten, das, wenn es auch »heute« noch ihr »hoffnungsfreudiges Gebaren« bestimmt, sich gleichwohl als hoffnungslos anachronistisch erweise, - bedenke man, daß überall in den Wissenschaften der Boden schwankt, daß die »tiefsten Grundlagen der Mathematik (... ) ungesichert« seien, die Gesetze der Physik nur »angenähert« gelten und schließlich auch das berühmte wechselnde Gestimslicht, das, wie Max Weber 1904 erkannt hatte, von den Wertideen auf die Kulturprobleme fällt und die Kulturwissenschaften nötige, ihren Standort zu wechseln", sich, astronomisch gesehen, in einem Koordinatensystem bewegt, das inzwischen »nirgends einen Ort« hat. Ergreift den ratioiden Geist angesichts der sausenden Fahrt ins Ungewisse darum der Schwindel, so bewähren sich die Scheuklappen vor dem aus der luftigen Höhe Ausdenkbaren pragmatisch in der Aufrechterhaltung einer »geistigen Solidarität der Menschheit«, die auf diese Weise besser gediehen sei »als je unter dem Einfluß des Glaubens und einer Kirche«. Auch auf moralischem Gebiet werde noch heute nach dem »Prinzip der Pilotierung« vorgegangen, würden in das Unbestimmte »die erstarrten Caissons der Begriffe« gesenkt, zwischen denen sich »ein Raster von Gesetzen, Regeln und Formeln« spanne. Dieser versteinerten Pfähle (Recht, Norm, Charakter, der Imperativ etc.) aber bedürfe es, um daran das Netz der alltäglich geforderten Einzelentscheidungen aufhängen zu können. So sei auch die heute herrschende Ethik - mit dem »Festen als Grundbegriff« - ihrer Methode nach statisch. Angesichts des geschichtlichen Schritts aus dem »Mineralienkabinett« ins »Treibhaus« aber erfordere ihre Anwendung eine sehr komische Technik der Einschränkung und des Widerrufs, deren Kompliziertheit allein schon unsere Moral zum Untergang reif erscheinen lasse. Die einheitliche rationale Formel gleiche einem Sieb, bei dessen Anwendung die Löcher nicht weniger wichtig seien als das Geflecht.

Die Aufstellung einer dynamischen Moral, die sich auf der »Höhe« der Zeit hält, der Schritt über den status quo hinaus, führt freilich noch einmal zum *Discours de la méthode* zurück. In einem Brief an den Übersetzer der 1647 auf französisch publizierten *Principes de la Philosophie*, seinen freigeistigen Freund Abbé Picot, hatte Descartes daran erinnert, daß er schon im *Discours* summarisch die hauptsächlichen Regeln einer unvollkommenen Moral entwickelt habe, die man vorläufig befolgen könne, solange man keine besseren kenne.<sup>13</sup> Das entscheidende Problem, die Beziehung einer provisorischen Moral, derer es bedarf, da die Handlungen des Lebens keinen Aufschub dulden, zu deren definitiver Gestalt, hat Descartes bekanntlich nicht gelöst.

Daß er, der schon sein grundlegendes Werk über die Welt nach der Ver-

urteilung Galileis ein für alle Mal unveröffentlicht gelassen hatte, wenig Neigung verspürte, sich durch die Bekanntgabe einer autonomen, auf die menschliche Vernunft begründeten Moral, aufs äußerste zu gefährden sondern lieber nach der Devise des »larvatus prodeo« verhielt, scheint evident, bedenkt man, wie es den Encyclopädisten erging, als sie den Versuch wiederholten.<sup>14</sup>

Gewiß hat das sich selbst überlassene exakte Denken, wie Musil erkennt, auch ohne moralische Kodifizierung die durch Tradition geheiligten Deutungssysteme erschüttert, die spekulativen Weltanschauungsmuster gesprengt. Blieb die Moral auch, historisch betrachtet, hoffnungslos hinter den Wissenschaften zurück, so ist dennoch zu fragen, ob das exakte Denken im Bereich des praktischen Handelns überhaupt auf die Dauer andere Orientierungen geduldet hätte als die der instrumentellen Vernunft. Denn in der bedingungslosen Ermächtigung wissenschaftlichen Denkens verliert, wie es scheint, die Exaktheit der Methode die Motive aus dem Blick, die sie ursprünglich und überhaupt in Gang gebracht hatten. Was ihr von den - provisorisch formulierten - Maximen eines rechten Lebens am Ende verbleibt, ist selber nicht mehr als das Bild einer durchgängigen Rationalisierung des Lebens, dem die eigenen moralischen Ursprünge ebenso wie die Zwecke völlig entgleiten.<sup>15</sup>

Musil registriert am Cartesianismus in nuce die Verschränkung von Naturbeherrschung und gesellschaftlichem Fatalismus. Die Fremdheit der Natur ist unaufhebbar: da auch das menschliche Dasein Teil der Natur ist, kann methodisches Denken nicht den Sinn haben, dieses Verhältnis aufzuheben. Tatsachenbeherrschung durch Einsicht ins Naturgeschehen, Einsicht in den Gang der menschlichen Dinge, um diese hinzunehmen, beide Momente sind, als Konsequenzen exakten Denkens, in der durch Descartes geschaffenen Ausgangslage gegeben. Daher begegnet Musil dem in den Händen der Technokraten erstarrten Exaktheitsideal schon 1918 mit einem Gegenentwurf, der, ohne auf Präzision zu verzichten, das historische »Subjekt« in anderer als herrschaftlicher Dienermanier zum »Herrn« seiner Geschichte befördern soll. Anstelle der cartesianischen Subjekt/ Substanz sucht Musil einen Aktanten, der weder egonom begründend noch begründet, weder tatsachenunterwerfend noch -unterworfen, die Preisgabe des einen festen Punktes wettmacht durch den Gewinn einer Standpunktvielfalt, den es, interimistisch und hypothetisch, d. h. *essayistisch*, ins Spiel bringt und aufs Spiel setzt. Das ist die romanesk utopische Umsetzung des Machschen Funktionalismus, dessen Studium Musil seine 1908 abgeschlossene Dissertation gewidmet hatte.<sup>16</sup>

In seinem Geiste erneuert Musil zugleich das von Descartes postulierte Programm einer Interimsmoral. Der Trennung und erstarrten Verbindung des cartesianischen Paares tritt kein neues fixiertes Verhältnis, sondern ein

System funktionaler Beziehungen gegenüber. Wird der Mensch in seinem Urteil verunsichert, weil er durch das Denken in Funktionen den Maßstab, an dem er sein Handeln und das der anderen maß, verlor, so wird er für diesen Verlust doch, wie Musil hofft, entschädigt durch den Pluralismus der Perspektiven. Als deren Feld entdeckt Musil das *Nicht-Ratioide*: »Die Tatsachen unterwerfen sich nicht auf diesem Gebiet, die Gesetze sind Siebe, die Geschehnisse wiederholen sich nicht, sondern sind unbeschränkt variabel und individuell«.

Da die Formel der Rationalität in ihren klassischen Varianten Tatsachenunterwerfung oder Weltbeherrschung meint, glaubt Musil, es sei dem Individuum auf dem Gebiet des Nicht-Ratioiden vorbehalten, nicht handeln oder wirken zu müssen sondern sich *reaktiv* zur Welt und zu den anderen Individuen zu verhalten. Darum sei das Nicht-Ratioide »das Heimatgedicht des Dichters, das Herrschaftsgebiet seiner Vernunft. Während sein Widerpart das Feste sucht und zufrieden ist, wenn er zu seiner Berechnung soviel Gleichungen aufstellen kann als er Unbekannte vorfindet, ist hier von vornherein der Unbekannten, der Gleichungen und der Lösungsmöglichkeiten kein Ende.«

Freilich ist das Nicht-Ratioide als Gegenbegriff des Ratioiden sowenig dessen Komplement wie die Dichtung Kitt zwischen den Rissen, die im Gebäude der modernen Wissenschaften klaffen. Zeigt sich etwa die Exaktheit des Juristischen in der vermeintlichen Genauigkeit der Deduktion aus einem Prinzip (oder einer »Grundnorm«), dessen Prinzipiencharakter durch nichts verbürgt ist, es sei denn die Regel vom ausgeschlossenen Dritten, so wird die nicht-ratioide Erkenntnis dessen, was die Jurisdiktion beispielsweise einen »Fall« oder die Psychoanalyse »Libido« nennt, darin bestehen, »einen Mord (...) als ein Verbrechen oder als eine heroische Tat erscheinen« zu lassen »und die Stunde der Liebe als die Feder, die aus dem Flügel eines Engels oder einer Gans gefallen ist.« Daher intendiert die Rationalisierung des Nicht-Ratioiden etwas anderes als den Objektivitätsbegriff der Erfahrungswissenschaften. Ihr Interesse gilt gerade jenen in sublimer Weise subjektabhängigen Bereichen<sup>18</sup> der Moral, der Kunst, der Religion, aber auch der Wissenschaften, die die Disziplinen methodisch eliminieren, als irritierende Phänomene (wie etwa die für Carl Schmitt so aufschlußreiche »Lücke im Recht«)<sup>19</sup> aus »wissenschaftsimmanenten« Gründen ausgrenzen oder mit freundlichen Empfehlungen in den Zuständigkeitsbereich des wissenschaftlichen Nachbarn komplimentieren.

Musil hat sich freilich nicht verbergen können, daß er mit den von ihm getroffenen Unterscheidungen im Begriff der Ratio vorerst auf einsamem Terrain stand, umso einsamer, als die im Namen der Wissenschaft (als Dichtung) gegen den Wissenschaftsbegriff der Wissenschaften postulierte Erkenntnis eine vollkommene Umkehrung der Einstellung des Erkennen-

den verlange. Daß diese Erkenntnis bis dato nicht Gemeingut sei, glaubt Musil »verschuldet« (durch) die bürgerliche Betrachtung des Dichters als eines Ausnahmemenschen«, der als solcher zwar toleriert, aber immer an die Grenze der Unzurechnungsfähigkeit gestellt werde. Nichtsdestoweniger enthalte der Begriff ein Quentchen Richtigkeit insofern, als der Dichter weder ein »Rasender«, noch ein »Seher«, noch »das Kind«, noch »irgendeine Verwachsenheit der Vernunft« und mit keinen anderen Fähigkeiten ausgestattet als der »rationale« Mensch, ganz einfach derjenige sei, der auf die *Ausnahme* achte. Gilt nämlich Musil das Ratioide als das Gebiet der »Herrschaft der Regel mit Ausnahmen«, so erweist sich ihm das Nicht-Ratioide gerade als das der »Herrschaft der Ausnahmen über die Regel«.

Es ist auffällig, wie in diesem dem Anschein nach ganz anderen Fragen als denen der Rechtsbegründung gewidmeten Essay die Ausnahme dergestalt ins Zentrum der Betrachtung rückt, daß man - in Antizipation der 1922 vorgestellten Souveränitätsformel Carl Schmitts<sup>20</sup> - als »souverän« - im Sinne Musils - diejenige Erkenntnis oder Entscheidung bezeichnen könnte, die aus der Einsicht in die Ausnahme entspringt. Und in der Tat wird sich im »Mann ohne Eigenschaften« das Wesen einer souveränen Entscheidung, die das Gesetz nicht befolgt sondern stiftet, als der prekäre Inhalt einer erneuerten provisorischen »Moral des nächsten Schritts« erweisen.<sup>21</sup> Dennoch vertritt Musils erkennender Dichterin seinerwissenschaftlichen Liebe zum Unbekannten der Gleichungen und Lösungsmöglichkeiten eine alternative Position gegenüber den von Max Weber oder Carl Schmitt an der Schwelle der zwanziger Jahre zur Debatte gestellten oder satirisch dargebotenen Betrachtungen der wissenschaftlichen »Lage«.

Folgt man Webers Überlegungen in »Wissenschaft als Beruf«<sup>22</sup>, so besteht in der säkularisierten Moderne nicht nur ein Dualismus zwischen Wertposition und Wirklichkeit, sondern angesichts der wiederauferstandenen Götter, die als »unpersönliche Mächte« ihren Gräbern entsteigen, auch ein Pluralismus der Wertpositionen; so vermag keine materiale Ethik den Riß zwischen Wertposition und Wirklichkeit zu kitten bzw. die Rivalität der von altersher konkurrierenden Götter zu schlichten.

Da andererseits im Prozeß der Rationalisierung alle Objektivitäten ihren transzendenten Sinn eingebüßt haben, stehen sie der Subjektivität des Menschen zur Bestimmung ihres Sinns gewissermaßen neu zur Verfügung. Das Positivum dieser Entwicklung sah Weber bekanntlich in der Verneinung aller Transzendenz, auch der des Fortschritts. Der Prozeß ist gleichbedeutend mit der Freisetzung individueller Autonomie, da er es dem Individuum freistelle, sich »selbstverantwortlich« gegen andere Wertpositionen und die Wirklichkeit zu stellen. Da Weber (insoweit eines Sinnes mit Musil) die Diversifikation der Wert- und Lebenssphären für irreversibel hält, aber die Zerreißproben voraussieht, denen das Individuum aufgrund ihrer Total-

anspruch ausgesetzt ist (jeder Dienst vor einem Gott bedeutet Weber zufolge die Kränkung des andern), befürchtet er die Heraufkunft eines neuen Monismus, der nur so aussehen könne, daß Partikulargewalten sich zu einer Totalität aufblähen, die (wie von C. Schmitt persifliert) notwendigerweise totalitär werden müßte. So bewährt denn das in seiner haltlosen Gehaltenheit zur Autonomie geradezu aufgeforderte Individuum sich darin, daß es - auf dem jeweils beschränkten Felde des Berufs oder der Kompetenz - in der Welt und gegen diese eigene Zwecke durchsetzt, die nicht von dieser Welt und doch für sie bestimmt sind.

Carl Schmitt wiederum mißtraut der schwankenden Basis einer >letzinstanzlich< in der »objektivermaßen« beliebigen Eigenverantwortlichkeit begründeten Ordnung, auch der charismatisch beglaubigten, zumal er die Konkurrenz pluralistisch freigesetzter, aber parteilich organisierter, Wert-sphären als bellizistisch fürchtet - es sei denn, daß Beelzebub die Teufel austreibt, indem er sie vereinnahmt, da fortgeschrittenes Buribunkentum noch die antiburibunkischen Strömungen auf die eigene Mühle zu lenken versteht. Darum 1922 die Forderung der in der Ausnahmesituation grundlos begründeten Ermächtigung der *einen* Macht, an der alle Erkenntnis sich bricht: angesichts einander ausschließender Erkenntnisse (und Parteiungen) kann nur Macht über Erkenntnis, nicht die Macht der Erkenntnis entscheiden.

Musil begegnet Carl Schmitt auf halbem Wege in der Auffassung, daß allein die Erkenntnis der Ausnahme im eminenten Sinne Erkenntnis verleiht, mit Weber in der Annahme, daß es keine Lösung gibt, die mit der Aufhebung der Arbeitsteilung, wie Marx es sich erträumte, auch die Diversifikation der Lebensbereiche suspendiert. So gelten Musils Überlegungen der Konzeption eines Individuums, das die Erkenntnis der Ausnahme zum Anlaß nimmt, dem Pluralismus der Wertsphären nicht im Weberschen Sinne »autonom«, sondern »souverän« zu begegnen; letzteres nicht Carl Schmitt gemäß, der anstelle pluralistischer Vielfalt Einheit dekretiert, sondern indem es auf die polymorphe Segmentierung mit dem Konjunktivismus der vielfältigen »Selbste« seiner »selbst« repliziert. Es erscheint angesichts dieser kühnen Überlegung paradox, wenn - aus der Optik Musils - das Vermögen des historischen »Subjekts« - zeitgeschichtlich gesehen zugleich überfordert und unterschätzt wird.

Während etwa Max Weber den institutionellen Einrichtungen ihren »substantiellen« Eigenwert bestreitet, um sie mit Blick auf die Subjektivität letzter Wert- und Zwecksetzungen im Geiste einer sublimen Heldenethik, der es an Don Quixotesken Elementen nicht mangelt, als gegebene Mittel für frei zu setzende Zwecke zu bejahen<sup>24</sup>, zweifelt gerade der so »intellektualistische«, an Mach (>Das Ich ist unrettbar«), Bahr, Breuer, Freud und Ribot geschulte Musil<sup>25</sup>, der ebenso gebannt wie amüsiert die Debatten

verfolgt, die Mediziner und Juristen um die Fragen der »Zurechnungsfähigkeit« und den Subjektbegriff führen, an der geschichtlichen Leistungsfähigkeit und transzendental vorausgesetzten Konstanz der egonomen »Persönlichkeit« als unverzichtbarer, weil »letztbegründender« Prämisse der Erfahrungswissenschaften.

Der asketische Protestantismus hatte den Rationalismus der Weltbeherrschung im Namen Gottes vertreten: der wissenschaftliche Rationalismus hatte nichts anderes im Namen des Menschen propagiert. Die Formel für Ablösung und Sukzession: Anthropozentrismus anstelle von Theozentrismus (die in etwa Max Webers Formel ist)<sup>26</sup>, erweist sich in der Optik Musils eher als Problemanzeige denn Erklärung: das anthropozentrische Verhalten, das den Menschen so lange für den Mittelpunkt des Weltalls gehalten hatte, sei nicht nur seit Jahrhunderten im Schwinden begriffen, sondern endlich beim Ich selbst angelangt.

Musil wird dem »Ich« im »Mann ohne Eigenschaften« die Bedeutung streitig machen, die es bis dato als ein »Souverän« gehabt habe, »der Regierungsakte erläßt«, weil er sieht, daß das Gravitationszentrum der »Persönlichkeit«, die »Verantwortung«, ihren »Schwerpunkt« inzwischen »in den Sachzusammenhängen« habe und die ihr zugeschriebenen Handlungen im Begriff seien, sich in ein »Formelsystem von möglichen Bedeutungen« aufzulösen<sup>27</sup>. Das wissenschaftliche Potential der hochspezialisierten Techniken und Disziplinen ist, wie Musil schon an der Schwelle der zwanziger Jahre erkennt, nachdem die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges eine Ahnung von ihren Möglichkeiten eröffnet hatten, im Begriff, sich den Lebenszusammenhängen gegenüber so sehr zu verselbständigen, daß deren eingelebte Verhaltens- und Interaktionsmuster anachronistisch und auf gespenstische Weise unwirklich werden.

Das Ratioide der Situation zeigt sich an dem immer breiter werdenden Abstand zwischen den Scherenflügeln wissenschaftlicher und technologischer Entwicklungen, die ihre eigenen Verwertungs- und Verwendungszusammenhänge produzieren und den Motivationsstrukturen eines Alltagslebens, das sich den steuerungslosen Entwicklungsschüben gegenüber ähnlich ausnimmt wie Kuhweiden inmitten von Kraftwerksanlagen.

Da die gesellschaftliche Moral (und auch die Phantasie) den technischen Riesenschritt von der Steinschleuder zur Schnellfeuerkanone in keiner Weise mitvollzog, der uralte Wunsch, den »Gegner« (sprich: »Feind«) kaltzustellen, auch nach dem Dafürhalten Musils seine elementare, wenn gleich archaische, Lebendigkeit bewahrt hat<sup>28</sup>, paktiert der Geist der Wissenschaften um so mehr mit den Möglichkeiten einer technisch ins Phantastische potenzierten Gewalt, als er selber nichts anderem als Raubtier- und Jägerinstinkten entsprang. Das verleiht dem nicht einmal in der Phantasie bewältigten säkularen »Phasenunterschied« aus Musils Sicht seine explosive Gefährlichkeit.

Zum anderen wissen die Individuen der Differenz zwischen den Standards wissenschaftlicher Praxis und Lebensroutine nicht anders als in Form eines Doppellebens zu begegnen, so daß Techniker auf den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, ähnlich wie auf die Zumutung reagieren, »von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen«<sup>29</sup>. Die Segmentierung der Wirklichkeit setzt sich bis ins Ich hinein fort. In diesem Sinne erweist sich die in die Lebenspraxis kaum integrierte Jahrhundertsifferenz zwischen wissenschaftlichem Denken und Alltagshandeln als bedrohlich für beides.

Aus der Betrachtung des objektiven Öffnungswinkels der Schere erklärt sich erst Musils besorgtes Amusement über egonome Bodenständigkeit in Wissenschaft und Moralphilosophie. Angesichts wissenschaftlicher Entwicklungen, die sich zu steiler Höhe von den Wirklichkeiten abheben, deren Wissenschaft sie sind, darf man Musils Erörterungen als Plädoyer für einen Intellekt lesen, der sich unter dem Eindruck der »Lage« nicht über »transzendente Obdachlosigkeit«<sup>30</sup> beklagt, sondern programmatisch zum Geist der »transzendentalen Schwerelosigkeit« bekennt. Erst in dem Maße, wie er sich vom »Boden der Tatsachen« erhebt, wird ihm erkenntlich, daß die Tatsachen schon lange nicht mehr der festen Erde entsproßen.

Musil, der Maschinenbau studiert, der 1901 die Ingenieurprüfung abgelegt, durch die Erfindung des »Musilschen Variationskreisels« in der Fachwelt einen Namen gewonnen und sein 1903 begonnenes Studium der Philosophie mit einer Dissertation zum Werk des österreichischen Physikers, Philosophen und Psychologen Ernst Mach abgeschlossen hatte, war an der Auseinandersetzung mit Machs Thesen vor allem aufgegangen, daß die traditionellen Spaltprodukte der cartesianischen Scheidung, der Ding-, Substanz-, der Wertbegriff und die Kausalbeziehung, durch den Funktionsbegriff ab- und aufgelöst, ein zurückgezogenes Dasein als Old-Timer im Museum der Wissenschaftsgeschichte verdient hätten. Die adäquate Ausdrucksform des Funktionsbegriffs ist die mathematische Gleichung, weil deren Glieder nicht wie in einem Kausalverhältnis zielgerichtet, sondern vertauschbar sind. Die Gleichung beraubt die Dinge ihrer Konsistenz, macht sie zu Erscheinungen, die bloß als Erscheinungen, nicht aber als solche existieren. Ist jede Erscheinung nur Funktion anderer Erscheinung, so ist auch ihre Beziehung zum Menschen funktional. Die Ersetzung des Substanzbegriffs durch den Begriff der Funktion beraubt das Wort »Eigenschaft« seines Inhalts. Diese funktionalistische Betrachtungsweise wird in Musils großen Roman eingehen. Sie kündigt sich an, wenn der Autor sich weigert, das Wort »Charakter« als eigenständigen, festen Begriff zu definieren. Es ist letztlich wohl auch die fortwirkende Lehre Machs, die Musil (in diesem Punkte eines Sinnes mit Kelsen) zum Unterschied von Carl Schmitt



abgehalten haben dürfte, sich irgendetwas von der geschichtlichen Wiederkehr »substanthafter« Ordnungen zu versprechen.

An der Gestalt des cartesianischen Komplementärprodukts, das sich als *ego cogito* eigenständig machte, um sich sogleich und unbemerkt als *res cogitans* zu verdingen, versucht Musil, wie es scheint, ab ovo zu ergründen, wieso das Bewußtsein, das sich ursprünglich Grund und Selbstgewißheit war, zur »Eigenschaft« eines statisch zu begreifenden Dinges werden konnte, das Namen wie »Ich«, »Seele« oder »Geist« trägt. Ist es der List der ontologischen Tradition zuzuschreiben, die beim Versuch der denkenden Selbstvergewisserung noch einmal ihr ganzes Gewicht geltend machte, daß das historische »Subjekt« der anbrechenden Ära sich nicht in souveräner Weise entfaltete, sondern - ungeachtet der Schrankenlosigkeit eines bürgerlichen Willens, der in cartesianischer Terminologie kein »infinitem« sondern »indefinitum« ist, in Untertanenmanier mit dem expandierenden Imperium der eigenen Werke verfuhr?

Auch Max Weber - allem Glauben an substantielle Begründungen abhold - setzt 1917/18 mit Blick auf den Himmel der im Streit liegenden neopaganen Wertgottheiten sein Vertrauen am Ende doch allein auf jenes Subjekt, das sich selber Substanz ist und, an den Mast der Eigenverantwortlichkeit geschmiedet, zu bewußter Weltbeherrschung allein kraft Selbstbeherrschung gegenüber den Lockrufen und Drohgebärden eigener und fremder Götter aufgerufen glaubt.

Musils Überlegungen des gleichen Jahres gelten demgegenüber der Erprobung eines Konzepts, das - im negativen Wissen um die Relativität geltender Erkenntnis- und Moralansprüche - angesichts des modernen Verlustes der Realitätsgewißheit hinausläuft auf den Versuch, sich Klarheit über die Bedingtheiten der im Streite liegenden Gewalten zu verschaffen. Insofern kann man vielleicht schon den Versuchsballon des Jahres 1918 als einen Vorläufer jener »freischwebenden Intelligenz« sehen, deren Auftrag - den Ansätzen Mannheims und Schelers verwandt - in der vorläufigen Suspendierung des Wirklichkeitscharakters besteht<sup>31</sup>. In der Tat teilt Musil's Gedankenexperiment mit dem »Bewußtsein der Wissenssoziologie« nicht nur die Skepsis gegenüber dem substantiellen Wahrheitsbegriff der Tradition oder den Vorbehalt gegenüber der Möglichkeit einer kritischen Selbstprüfung der Vernunft: die wissenschaftliche Gesinnung steht, wie Musil in der nüchternen Schule Machs gelernt hatte, auch dort, wo sie reiner Wahrheitsliebe zu folgen meint, unter den unbarmherzigen Direktiven des Platzhirschkampfes »ums Leben«.

Mit dem Wiener Zeitgenossen Karl Kraus teilt Musil, ungeachtet mancher mentaler Reserven<sup>33</sup>, die Aversion gegenüber einer Presse, die sich in ihren zeitgemäßen Formen als Reproduktionsanstalt und Verstärker vorhandener Einstellungen darstellt: als Magazin und Börse, mit dem

deutschen Staatsrechtler Carl Schmitt den virulenten Zweifel an der repräsentativen Demokratie in Gestalt des Parlamentarismus<sup>34</sup>.

Auch diese Voraussetzungen legen es nahe, Musils Gedankenexperiment als eine Variante vom konzeptuellen Typus jener dank sozialer Privilegierung »schwebenden« Intelligentsia zu betrachten, die sich - angesichts des Verfalls der öffentlichen Meinung und Vernunft - das Mandat erteilt, stellvertretend für die Gesellschaft zu reflektieren. Denn auch Musil hält es offenbar für geboten, dem Helden seines Romans die generösen Stipendienbedingungen eines einjährigen Abschieds vom Leben zu bewilligen. Macht er sich damit unter der Hand zum Advokaten eines Elitebegriffs, der - gemäß Adornos an die Adresse der Wissenssoziologie gerichteter Polemik - darin bestünde, daß »die Privilegien bestimmter Gruppen teleologisch für das Resultat eines wie immer gearteten Ausleseprozesses ausgegeben werden«? Oder weiß sich der Mitarbeiter Franz Bleis der Katholizität<sup>35</sup> der intellektuellen Avantgarde als einer Anwaltschaft im vorweggenommenen Interesse aller verpflichtet, was freilich auch diese - folgte man Adorno - nicht schon gegen die Gefahr gefeit, »sich zum Sprecher einer diktatorialen Einrichtung der Gesellschaft zu machen, noch während sie ihr zu opponieren gedenkt?«

Im Geiste Carl Schmitts wiederum kann man Musils heimlichem Souverän leichthin vorwerfen, daß er, der ein Jenseits von Herrschaft und Knechtschaft intendiert, sich der realen Arbeit und des Kampfes gleichermaßen enthalte, so daß der praktische Impuls, über die theoretische Suspendierung der Wirklichkeit hinauszugelangen, frommer Wunsch bleibt<sup>37</sup>. Schlimmer noch: der Schritt über jenes »Eine« hinaus, das dem Geiste einer »Politischen Theologie« gemäß »nottut«, ins »Viele«, führt<sup>38</sup> anscheinend nur ins Wolkenkuckucksheim »Politischer Romantik« zurück: das »höhere Dritte« ist als Grund des geschichtlichen Perspektivwechsels weder »wirklich« noch »vernünftig«, da die Wirklichkeit, limitiert und parzelliert wie sie ist, nicht zum Aktionsraum wesentlicher Entscheidungen werden kann. Wo sich diese dennoch als fällig erweisen, werden sie im Namen einer interimistischen Ethik gefällt, die an die Stelle des mangels »realer« Souveränität nicht zu verhängenden Ausnahmezustandes eine gleichermaßen ex nihilo begründete Geniemoral setzt: diese aber wird als Utopie eines ästhetischen Lebens in Richtung auf einen Permanenzzustand strapaziert, der sich plötzlich durch die voluntaristische Praxis Mussolinis zeitgeschichtlich eingeholt und überboten findet.

Solche Einwände sind so suggestiv wie - im doppelten Wortsinn - »billig«; denn Musil selbst hat die negativen Möglichkeiten seines Konzepts, auch die der Utopie eines ästhetischen Lebens nach Art der Kunst, das wie die romantische Ironie selbst in der Gefahr schwebt, sich dem Schwindel eines ästhetischen Amoralismus zu überlassen, selber noch

ebenso systematisch wie detailliert reflexiv durchgespielt. Erst dadurch wird die literarische Transkription der Wissenschaftserkenntnis zu einem Befund und nicht selber schon zum Symptom jener Bewußtseinslage der zwanziger Jahre, die sich plötzlich durch den Faschismus konterkariert, überrumpelt und falsifiziert sah. Insofern ist der romaneske Prototyp der Musilschen Experimente nicht das von Carl Schmitt vom Sockel gestoßene Subjekt eines romantischen Occasionalismus, das, mit den Gegensätzen spielend, sich ins Höhere Dritte emporzuliften versucht, sondern ein Intellekt, der - im Gegensatz zu buribunkischer Wirklichkeitsgewißheit - das Bewußtsein der Realitätssicherheit verlor: darum der mühevoll und lebenswierige Versuch eines einsamen Literaten, in immer prekärer werdender Lage über die eigenen Bedingtheiten sowie die Lurch-Perspektiven gespenstisch gewordener Real-Fiktionen hinauszublicken. So ist die Ironie, wie Musil Oskar Maurus Fontana gegenüber betonte, »nicht eine Geste der Überlegenheit, sondern eine Form des Kampfes«: der Ausdruck »phantastischer Leidenschaftlichkeit«.<sup>39</sup>

Carl Schmitts negative Utopie des Fortschritts ist damit freilich so wenig erledigt wie die Frage nach der Kompetenz der historischen Souveräne ausgeschaltet. Quis iudicabit?

Die Visionen der »Urträume«, die sich, wie Musil noch 1926 glaubte, in »unseren Tagen«<sup>40</sup> verwirklichen würden, haben sich inzwischen, nicht weniger phantastisch, überwiegend als Alpträume realisiert. Umso aktueller erweist sich das Programm jener neuen »dynamischen Moral«, als deren Studium und Entwurf Musil sein intellektuelles und literarisches Beginnen verstand. Wäre sie innerhalb der Gesellschaften, aber auch im Verhältnis der Staaten und Systeme zueinander, und last not least, in den Beziehungen der Geschlechter, auch nur in nuce wirksam, hätten die anstehenden Entscheidungen möglicherweise ein anderes Gesicht als die archaische Fratze der Drohung. Eine minimale Chance vielleicht, die Katastrophe, die Carl Schmitt 1918 kommen sah und im Namen ihrer Verhinderung mit herbeiführen half, ein zweites Mal aufzuhalten. Mitte der zwanziger Jahre noch schien sie Musil, der sich, gelegentlich über buribunkische Zuversichtlichkeit keineswegs erhaben, über alle »Abendlandsuntergänge und ihre Propheten lustig machte«<sup>41</sup>, in kaum ausdenkbarer Ferne.

## Anmerkungen

- 1 M. Weber: Das Neue Deutschland. (Bericht über eine am 1. Dez. 1918 in Frankf. a.M. gehaltene politische Rede Max Webers. Sonderausgabe der Frankfurter Zeitung vom 1. Dez. 1918.) In: M.W., Gesammelte Politische Schriften. Tübingen (4. Aufl.) 1980, p. 486.
- 2 Herausgegeben von Franz Blei und Jakob Hegner. Die Zeitschrift, als Vierteljahresschrift angekündigt, war 1917 mit den ersten beiden Heften, 1918 dann mit dem dritten und vierten Viertel erschienen und sollte, der abschließenden »Mitteilung« Franz Bleis im 4. Heft zufolge, im Jahr 1919 in neuer Folge in 80 Druckbögen wieder herauskommen, dem Beispiel Charles Péguy's verpflichtet, in der Gestalt von zehn *Cahiers*.
- 3 Das »äußere Gewand« der »Summa« symbolisiere die innere Zusammengehörigkeit der Denkform einer Gruppe, die sich »nicht so sehr an irgend Leser, sondern an Gleichgesinnte, Mittätige« wende. (So F Blei in der abschließenden »Mitteilung«.) Cf. dazu: »Elite oder Avantgarde?« J. Taubes im Gespräch mit W. v. Rahden u. N. Kapfer. In: *Tumult* (4), Zeitschrift für Verkehrswissenschaft. Weinheim; Basel; Beltz 1983, p. 64/65.
- 4 R. Musil: Franz Blei (7. Juni 1918) In: R.M., Ges. Werke in neun Bänden. Hg. A. Frisé. Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 8, p. 1022.
- 5 *Ibid.*, p. 1022.
- 6 zit. nach K. Wagenbach: Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben. Berlin 1983, p. 134.
- 7 Musils »Skizze« ist wieder abgedruckt im B. Bd. der Ges. Werke, a.a.O., p. 1025 sq. Carl Schmitt hatte zwei weitere Beiträge zu Bleis Zeitschrift beige-steuert, im »Ersten Viertel« von 1917 einen Aufsatz über »Recht und Macht«, der identisch ist mit dem ersten Kapitel seiner Habilitationsschrift »Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen«, die 1914 zunächst (bei Mohr) in Tübingen publiziert, 1917 ebenfalls bei Hegner in Hellerau wiedererschien. Ein zweiter Beitrag Schmitts im »Zweiten Viertel« von 1917 über »Die Sichtbarkeit der Kirche« ist als Kontroverse mit dem protestantischen Kirchenrechtler Rudolf Sohm, damit indirekt bereits als Auseinandersetzung mit Max Weber zu lesen, bedenkt man Sohms Beitrag zu Webers soziologischer Entzauberung der Rechtswege durch die Idee einer rein individualistischen Begründung von Herrschaft und Geschichte durchs »Charisma«. Sohm hatte, Luther radikalisierend, die römisch-katholische Doktrin vom rechtlich verfaßten Charakter der Kirche in Zweifel gezogen unter Hinweis auf die »charismatischen« Ursprünge des Christentums, deren rein pneumatischer Charakter sie allen Normen des Irdischen dergestalt entziehe, daß es keine *sichtbare* Gemeinschaft geben könne, die als das rechtlich kodifizierte corpus Christi die Kirche wäre. Dem »pneumatischen Anarchismus« dieser Auffassung hält Schmitt das Sichtbarkeitspostulat entgegen, wie es schon in der Fleischwerdung des Gotteswortes deutlich werde, um schließlich unter Berufung auf Augustins Lehre von der Verschränkung von Sakrament und Rechtsinstitution den Gedanken des Rechtsursprungs ante peccatum zu erneuern.

Musil indessen hatte Hermann Broch, der im »Ersten Viertel« einen Beitrag über Zola (»Zolas Vorurteile«) sowie im Dritten und Vierten Viertel von 1918 zwei gewichtige Essays »Zum Begriff der Geisteswissenschaften« und zur »Konstruktion der historischen Wirklichkeit« publiziert hatte, in einem Brief an Franz Blei als Verfasser der »Buribunken« vermutet: »Dann würde ich ihm viel zutrauen.« (Cf. R. Musil: Tagebücher. Hg. A. Frisé. Hamburg 1976, Bd. II, p. 504.) Die persönliche Begegnung zwischen Musil und Schmitt fand schließlich zwischen dem 1. und 19. Dez. 1930 in Berlin statt. Cari Schmitt, als eifriger Tagebuchschreiber, gottlob, selber dem Laster frönend, um dessen verderbliche Konsequenzen er fürchtet, hat Adolf Frisé sowie den Gesprächsführern einer Sendereihe des Südwestfunks über »Zeitgenossen«, Dieter Groh und Klaus Figge, das Zusammentreffen in der Entzifferung seiner Tagebücher bestätigt: »Persönlich habe ich Musil nur einmal gesehen und gesprochen. Das war allerdings ein intensives Gespräch, das für mich in einem pathognomischen Moment stattfand (nach einer aufregenden Tagung der Friedrich-List-Gesellschaft) (...). Franz Blei kam abends pünktlich zum Abendessen; ich trank zuviel Saarwein. Dann kam Musil mit seiner Frau. Jeder sprach zuviel (außer den Frauen). Thema: sein Roman und die Wiener Juden. Begleitete die Gäste noch zum Bahnhof Zoo. Traurig zurück.« In dem Gespräch mit Figge und Groh gibt der Tagebuch lesende C. Schmitt noch eine - Adolf Frisé vorenthaltene - Eintragung über Martha Musil preis: »Die Frau war scheußlich. Das habe ich ihm aber nicht mitgeteilt. Sie können es da lesen.« (Cf. »Over en in Zake Carl Schmitt. Hg. Prof. Dr. P. Tommissen. 5. Jg. der »Ecclectica«, Reeks Monografien uitgegeven door de Economische Hogeschool St.-Aloysino. Brüssel 1975, p. 91.) In einem A. Frisé am B. April 1975 zur Verfügung gestellten Nachtrag ergänzt C. Schmitt seine Tagebucherinnerungen noch einmal: »Meine persönliche Begegnung mit Musil in Berlin stand ausschließlich unter dem damals (1930) für mich fast ausschließlichen Interesse an der Figur Walther Rathenaus: nur unter diesem (für Musil verengenden Horizont) habe ich damals auch die Druckfahnen des Romans gelesen, die ich von Franz Blei erhielt.« (Cf. R. Musil, Tagebücher II, a.a.O., p. 1199/1200.) In der fortwirkenden Animosität gegenüber Walther Rathenau, dessen heimtückische Ermordung in Grunewald Ecke Wallotstraße/Königsallee damals schon um acht Jahre zurücklag, in denen sich die deutsche Reaktion nach vorn geschoben hatte, liegt ein in der Tat frappanter weiterer Berührungspunkt zwischen Musil und Schmitt. Fragt man sich nach den Gründen, so entspringt die nachhaltige Ambivalenz, die immer wieder in Aversion übergeht, von seiten Musils einer gewissen ursprünglichen Nähe der intellektuellen Intentionen, die gerade darum zum Verdikt führt. Im April 1914 bereits hatte Musil in einer Rezension von Rathenaus zu Kriegsbeginn erschienener »Mechanik des Geistes« auf die eigentümliche begriffliche und emotionale Leere eines als Sozialtherapie intendierten Entwurfs hingewiesen, der den infolge der »Mechanisierung« des Soziallebens »seelenlos« gewordenen »Gemeinschaften« durch die Blutzufuhr von »Seelenhaftigkeit« wieder auf die Sprünge helfen möchte. Der von Rathenau beschworene »seelische Gehalt«, dessen Preis, wie Musil erkennt, die Entwertung des Intellekts ist, verläuft sich in einem Vakuum der Gefühle: »Immer aber treten dann an

die Stelle innerer Verluste äußere Gefühlshilfen: Metaphysik als Nobilitierung und heraldische Spekulation, die die entlebte Haut des Erlebnisses an die Sterne hängt. Auch Rathenaus Buch macht von diesem Schicksal keine Ausnahme: es läßt sich das nicht im einzelnen erweisen, denn es ist das Verhängnis im Ganzen. Das Unglück will, daß die Menschen, die heute für solche Fragen in Betracht kommen, wenig Verständnis für die Tugenden scharfen Denkens haben und kaum fühlen werden, daß hier alles wieder verlorengeht, während die andern, die dieses Verständnis besäßen, meist keine Ahnung haben, was hier ein Griff in die Tiefe erfaßte, dem es auf dem Weg zur Oberfläche wieder entrann.« (Cf. R.M., Anmerkungen zu einer Metapsychik. In: R.M., Ges. Werke, Bd. 8, p. 1019) Wo Rathenau sich schließlich auf den Mythos des »besseren Blutes« beruft, der eine Art Barriere gegen den massenhaften Aufstieg der »Demütigen und Geknechten«, sprich, der Unterschichten, bilden soll, steht er - das macht seine Ermordung erst recht makaber - dem Geist seiner Attentäter gar nicht einmal so fern. Auch C. Schmitts Abneigung gegenüber Rathenau entspringt denselben Jahren, und, wie es scheint, teilweise ähnlichen Motiven, deren genauere Bestimmung umso wichtiger, freilich auch schwieriger ist, bedenkt man, daß der Haß auf Rathenau schon damals zur Massenware wurde. Henning Ritter habe ich für den freundlichen Hinweis auf eine frühe Satire zu danken, die der 25-jährige C. Schmitt zusammen mit seinem Kollegen Fritz Eisler (unter den Pseudonymen Johannes Negelius, Max Doctor, unter dem Titel »Schattenrisse« 1913 im Skima-cheten Verlag) auf Rathenau verfaßte, nachdem der Versuch gescheitert war, Rathenau mit einem spontanen Schreiben für die Förderung des von C. Schmitt als Verfasser des »Nordlichts« so geschätzten Theodor Däublers zu gewinnen. Der kurze Text (wieder abgedruckt im 5. Kapitel des Buches von W. Buddensiek: Industriekultur. Peter Behrens und die AEG 1907-1914. Berlin 1979.), der das, was Musil bei Rathenau die »Kombination aus Kohlepreisen und Seele« nennen wird, sehr ähnlich als die repräsentative Einheit von architektonischer Innenausstattung und Individualität persifliert, könnte in der Tat aus Musils Feder stammen und ließe sich ohne große Mühe dem Ambiente der Musilschen Arnheim-Porträts integrieren.

- 8 Cf. R Koselleck: Die Verzeitlichung der Utopie. In: Utopieforschung. Hg. W Vosskamp. Stuttgart. 1983, Bd. 3.
- 9 M. Weber: Religiöse Heilsmethodik und Systematisierung der Lebensführung. In: Die Protestantische Ethik. Hg. J. Winckelmann. Gütersloh (5. Aufl.) 1979, p. 318 sq.
- 10 Cf. E. Cassirer: Descartes. Lehre-Persönlichkeit-Wirkung. Stockholm 1939, p. 26 sq.
- 11 Um den Plan der ganzen Philosophie ordnungsgemäß zuende zu führen, schreibt Descartes in der Vorrede zur französischen Ausgabe der *Principes de la Philosophie* von 1647, hätte er nach dem, was er bisher veröffentlicht habe, nunmehr die besondere Natur der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere und hauptsächlich der Menschen erklären und schließlich auch in exakter Form die Medizin, die Moral und die Mechanik abhandeln müssen. Cf. A. Klemmt: Descartes und die Moral. Meisenheim am Glan 1971, p. 10.

- 12 M. Weber: Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpol. Erkenntnis. In: M.W., Methodologische Schriften. Hg. J. Winckelmann. Frankft. a.M. 1968, p. 64.
- 13 Cf. das III. Kap. des Discours de la Méthode: »Et ainsi, les actions de la vie ne souffrant souvent aucun delai, c'est une vérité tres certaine que, lorsqu'il n'est pas en notre pouvoir de discerner les plus vraies opinions, nous devons suivre les plus probables. (Ed.G. Gilson, Paris 1970, p. 79.)
- 14 Cf. A. Klemmt: Descartes und die Moral, a.a.O., p. 12.
- 15 Cf. M. Menges: Abstrakte Welt und Eigenschaftslosigkeit. Eine Interpretation von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* unter dem Leitbegriff der Abstraktion. Frankft. a.M. 1982, p. 44.
- 16 R.M.: Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs. Veröffentl. im Dissertationsverlag C. Arnold, Berlin 1908. Wiederaufgelegt in Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1980.
- 17 R.M.: Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg 1952, p. 250.
- 18 Cf. G. Müller: Ideologiekritik und Metasprache. Salzburg 1972. p. 93.
- 19 C. Schmitt: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. München und Leipzig 1922, p. 21/22.
- 20 Cf. C. Schmitt: »Gerade eine Philosophie des konkreten Lebens darf sich vor der Ausnahme und vor dem extremen Fall nicht zurückziehen, sondern muß sich im höchsten Maß für ihn interessieren. Ihr kann die Ausnahme wichtiger sein als die Regel, nicht aus einer romantischen Ironie für das Paradoxe, sondern mit dem ganzen Ernst einer Einsicht, die tiefer geht als die klaren Generalisationen des durchschnittlich sich Wiederholenden. Die Ausnahme ist interessanter als der Normalfall. Das Normale beweist nichts, die Ausnahme beweist alles: sie bestätigt nicht nur die Regel, die Regel lebt überhaupt nur von der Ausnahme.« *Ibid.*, p. 22.
- 21 Cf. »Der Mann ohne Eigenschaften«, a.a.O., p.742: »Gibt es keine Entscheidung?« »Nein, es gibt heute keine wirkliche Entscheidung.« Danach sagte Agathe: »Ich möchte Hagauer umbringen.«
- 22 Webers Vortrag, 1919 veröffentlicht, entstammt, wie W.J. Mommsen (Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920, 2. Aufl. Tübingen 1974, p. 289 sq.) sowie W. Schluchter (Rationalismus der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber. Frankft. a.M. 1980, p. 237 sq.) nachgewiesen haben, dem Jahr 1917.
- 23 K. Löwith: Max Weber und Karl Marx. In: K.L., Ges. Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz. Stuttgart; Berlin; Köln; Mainz 1960 (2. Aufl.), p. 34.
- 24 *Ibid.*, p. 35.
- 25 Musil, allem gegenüber, was aus Freuds Feder stammt, sehr mißtrauisch, hatte 1904 Hermann Bahrs »Dialog vom Tragischen« gelesen, der Machs These von der Unrettbarkeit des Ich schlagwortartig verwendet, die Entstehung der Tragödie psychoanalytisch erklärt und auf Breuers und Freuds »Studien über Hysterie« aus dem Jahr 1895 verweist. Unter den von Mach als Eideshelfer seiner Theorien beschworenen Psychiatern hatte Musil sich vor allem mit Theodule Ribots »Les maladies de la personnalité« (1885) und »Les maladies de la volonté« (1888) beschäftigt. Cf. J. Magnou: Zwischen Mach und Freud. Ich-Problematik in den Frühwerken Musils. Musil-Forum (Saarbrücken) 1981. 1.2., p. 131 sq.

- 26 Cf. W. Schluchter: Rationalismus der Weltbeherrschung, a.a.O., p. 34.
- 27 Der Mann ohne Eigenschaften, a.a.O., p. 474 u.p. 150.
- 28 »Im Kampf ums Leben gibt es keine denkerischen Sentimentalitäten, sondern nur den Wunsch, den Gegner auf dem kürzesten und tatsächlichsten Wege umzubringen, da ist jedermann Positivist.« Ibid., p. 303.
- 29 Ibid., p. 38.
- 30 Cf. G. Lukacs: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Berlin 1920, insbes. Kap. 3.
- 31 Cf. G. Müller: Ideologiekritik und Metasprache, a.a.O., p. 98 sq.
- 32 Cf. ThW. Adorno: Das Bewußtsein der Wissenssoziologie. In: ThW.A., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. München 1963, p. 27 sq.
- 33 »Kraus ist die Erlöserfigur: dadurch daß Kraus da ist und schimpft, ist alles wieder gut. Das objektivierte schlechte Gewissen.« R.M., Tagebücher II, a.a.O., p. 634.
- 34 »Vor gar nicht langer Zeit war er (der Parlamentarismus. W.F.) eine seelische Bewegung. Eine Reaktionserscheinung wahrscheinlich. Heine, Börne, die politische Literatur um 48 und vor Bismarck. Bald danach ist er nichts als ein (sehr unvollkommenes) Verständigungsmittel geworden. Früher wurde Politikgemacht, indem Leute mit politischem Wollen sich Parteigänger suchten und engagierten. Heute ein Skrutinium des pol. Wollens selbst. Man darf sich nicht durch die Parteiprogramme täuschen lassen; das sind Atavismen.« (R.M., Tagebücher I, a.a.O., p. 528.)
- 35 Cf. J. Taubes: »Elite oder Avantgarde«, a.a.O., p. 76.
- 36 Cf. »Das Bewußtsein der Wissenssoziologie«, a.a.O., p. 41.
- 37 Cf. G. Müller: Ideologiekritik und Metasprache, a.a.O., p. 110 sq.
- 38 »Die Romantik ist subjektiver Occasionalismus, weil ihr eine occasionelle Beziehung zur Welt wesentlich ist, statt Gott aber nunmehr das romantische Subjekt die zentrale Stelle einnimmt und aus der Welt und allem, was in ihr geschieht, einen bloßen Anlaß macht. (...) Jetzt erst entfaltet das Occasionelle die ganze Konsequenz seiner Ablehnung jeder Konsequenz.« C. Schmitt: Politische Romantik. Berlin 1919; 3. Aufl. 1965, p. 24.
- 39 »Was arbeiten Sie?« Gespräch mit Robert Musil. (30. April 1926) In: R.M., Ges. Werke. a.a.O., Bd. 7, p. 941.
- 40 Ibid., p. 942.
- 41 Ibid.



---

Eckart Frehland

# Kausalität oder Zufall - Ist die Welt berechenbar?

Bei diesem Thema geht es um einen grundlegenden Wandel fest verankerter Überzeugungen in den exakten Naturwissenschaften, insbesondere der Physik, über die Berechenbarkeit der Natur und die Kausalität der in ihr ablaufenden Prozesse. Zwar hat sich bereits seit der Begründung der Quantenmechanik vor mehr als 50 Jahren die Auffassung vom strengen Determinismus der physikalischen Prozesse grundlegend geändert, aber dies betraf ja die Welt des ganz Kleinen, die dem unmittelbaren Erfahrungsbereich unserer Sinne nicht mehr zugänglich ist. Die Problematik, um die es hier geht, betrifft vor allem den Bereich der mittleren Dimension, den Bereich, den wir mit unseren Sinnen verstehen können, z. B. Fragen der Mechanik. Wenn man in Lehrbücher der klassischen Mechanik sieht, so werden dort fast ausschließlich Probleme diskutiert, für welche eine Berechenbarkeit gegeben ist. Sie vermitteln einen, wie man heute meint, eigentlich falschen Eindruck von der Berechenbarkeit der Welt.

## I. Berechenbarkeit

### *a) Berechenbarkeit in der Mathematik*

In der Mathematik ist die Berechenbarkeit von Funktionen ein streng definierter Begriff: Eine mathematische Funktion heißt berechenbar, wenn es einen abbrechenden Algorithmus gibt, welcher den Wert der Funktion liefert. Das heißt, es existiert ein genau beschreibbares, aus endlich vielen Schritten bestehendes Verfahren. Etwas unschärfer ausgedrückt: der Wert der Funktion ist mit endlichem Aufwand berechenbar.

Die Berechenbarkeit im streng mathematischen Sinne ist eine Eigenschaft von Funktionen, welche nicht die Regel, sondern die Ausnahme darstellt. Betrachten wir z. B. die mathematische Aufgabe, den Umfang eines Kreises mit vorgegebenem Durchmesser zu berechnen oder die Aufgabe der Quadratur des Zirkels: Im wesentlichen haben wir hierfür die Zahl  $\pi$  zu berechnen. Die Zahl  $\pi$  ist aber durch einen endlichen Algorithmus und damit in endlicher Zeit nicht berechenbar.

*b) Berechenbarkeit realer Systeme: ein relativer Begriff*

Diese mathematische Definition des Begriffs »Berechenbarkeit« ist auf naturwissenschaftliche Fragestellungen offenbar nicht anwendbar. Wir versuchen deshalb eine Eingrenzung des Begriffs »Berechenbarkeit«, welche mehr an den Forderungen der Wirklichkeit orientiert ist. Lassen Sie mich im folgenden den Begriff »Wirklichkeit« naiv verwenden, wie ihn der gesunde Menschenverstand uns vermittelt, unter Ausklammerung des Problems einer objektiven realen Existenz dieser Wirklichkeit. Wie viele andere Begriffe in den quantifizierbaren Naturwissenschaften dürfen wir den Begriff »Berechenbarkeit« nur in *relativierter* Bedeutung verwenden. Ich will dies an dem Beispiel der Bestimmung der Zahl  $n$  erläutern: Zwar läßt sich die den Umfang eines Kreises bestimmende Zahl  $n$  exakt nicht in endlich vielen Schritten berechnen, doch können wir immer eine Größe in endlich vielen Schritten ermitteln, welche allen geforderten Genauigkeitsansprüchen genügt. Wenn wir nach dem Umfang  $U$  eines kreisförmigen ausmeßbaren Gebildes fragen, so ist dies im Grunde keine sinnvolle Problemstellung, solange wir nicht die Genauigkeit der Messung von  $U$  angeben. Es ist z. B. nicht nötig, den Umfang der Erde in Millimetern anzugeben. So genau läßt sich dieser nämlich gar nicht messen und nachprüfen. In allen den messenden Wissenschaften zugänglichen Bereichen, den extrem großen wie den extrem kleinen, ist es prinzipiell nicht möglich, eine Größe exakt zu bestimmen, wie groß auch die Meßgenauigkeit sein mag.

Anhand eines weiteren einfachen Beispiels will ich versuchen, die Relativität des Begriffs »Berechenbarkeit« zu illustrieren: Die Bewegung des Planeten Erde in unserem Sonnensystem ist auf Jahre, ja Jahrhunderte und Jahrtausende exakt durch das Newton'sche Gravitationsgesetz bestimmt und berechenbar. »Exakt« ist dabei bezogen auf die durch die charakteristischen Dimensionen des Systems (Durchmesser der Erdbahn, Dauer eines Jahres) gegebenen räumlichen und zeitlichen Maßstäbe. Innerhalb dieser Maßstäbe genügt es für die Berechnung sogar, die Erde als eine in ihrem Schwerpunkt konzentrierte Punktmasse zu idealisieren.

Ich möchte also festhalten, daß in die Diskussion der Berechenbarkeit von Systemen oder Prozessen, welche irgendwie der menschlichen Beobachtung, Registrierung oder Messung zugänglich sind, die prinzipielle Beschränkung der Genauigkeit, also der Fehler der Messung, einbezogen werden muß. Weil es mir hier um die Berechenbarkeit von Prozessen und Systemen geht, welche im weitesten Sinne meßbar bzw. registrierbar sind, werde ich im folgenden den Begriff »Berechenbarkeit« nur in seinem relativen Bezug zur Genauigkeit der entsprechenden Prozesse verwenden.

Ich möchte schließlich den Gebrauch des Begriffes »Berechenbarkeit« vor allem auf »Vorausberechenbarkeit« beschränken, und zwar auf Vorausberechenbarkeit für einen endlichen Zeitraum. Damit soll ein System oder

Prozeß berechenbar genannt werden, wenn bei bestimmter Information für einen festzulegenden Zeitraum das Verhalten des Systems oder der Verlauf des Prozesses mit der geforderten Präzision vorausberechnet, prognostiziert werden kann. Vorausberechenbarkeit in diesem Sinne ist also dreifach relativiert: durch die Anfangsinformationen, den Prognosezeitraum und die gewünschte bzw. durch Meßfehler vorgegebene Forderung an die Genauigkeit der Prognose.

### *c) Kausalität und Berechenbarkeit*

Die »Berechenbarkeit« hängt eng zusammen mit dem Prinzip der Kausalität, also dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung, den wir hier auch nur in rein zeitlichem Sinne verstehen wollen: Ein System verhält sich kausal, wenn jedes Ereignis auf eine Ursache in der Vergangenheit zurückgeführt werden kann und umgekehrt jede Ursache eine bestimmte Wirkung, ein genau festgelegtes Verhalten in der Zukunft nach sich zieht. Ist das System darüberhinaus mathematisierbar, so ist aus dem Anfangszustand das weitere Verhalten vorausberechenbar. Der Erfolg der mathematisierten Physik, in vielen Fällen Fragen an die Zukunft mit außerordentlicher Präzision beantworten zu können, beruht auf der Gültigkeit des Prinzips der Kausalität.

Einerseits nun ist für mathematische Modelle von Systemen die Frage, ob diese Modelle dem Prinzip der Kausalität gehorchen, also streng determinierte Vorgänge beschreiben, klar beantwortbar und die Kausalität eine eindeutig definierte Eigenschaft. Andererseits aber ist auch dieser Begriff, wenn er auf die realen Systeme selbst und nicht auf die mathematischen Gleichungen angewendet werden soll, nur in relativierter Form benutzbar: Von Ursachen zu sprechen ist nur sinnvoll, soweit wir wirklich über sie informiert sind und sie messen können. Das gleiche gilt für die Wirkungen, also den späteren Zustand, des Systems. Und es liegt ebenfalls nahe, von einer Gültigkeit der Kausalität nur innerhalb bestimmter Zeiträume zu sprechen. In diesem Sinne besitzen die Gültigkeit der Kausalität und die Eigenschaft der Vorausberechenbarkeit eines Systems die gleiche Bedeutung, und ich werde sie im folgenden als äquivalente Begriffe verwenden.

## II. Berechenbarkeit: Gründe für den Erfolg in den exakten Naturwissenschaften

Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß Naturwissenschaftler auf die Frage nach der Struktur der wissenschaftlichen Methode und den Gründen für ihren Erfolg meist keine befriedigende Erklärung haben. Ich will aber dennoch versuchen, die Gründe für den Erfolg der Naturwissenschaften kurz

zu analysieren. Ich beschränke mich dabei im wesentlichen auf das Beispiel der wichtigsten, der Physik. Die Grundgedanken gelten aber ebenso für die anderen mathematisierten Wissenschaften.

a) *Drei Gründe:*

*empirische Erfahrung, Mathematisierung, Reproduzierbarkeit*

Die drei wichtigsten Gründe für den Erfolg der Physik und der Naturwissenschaften sind:

1. Die Physik ist eine empirische Wissenschaft.

2. Die Physik ist mathematisierbar.

3. Physikalische Prozesse verlaufen unter gleichen Bedingungen gleich.

Dazu einige Erläuterungen: das ganze Gebäude der Physik ruht letztlich auf empirischen Erfahrungen an der Wirklichkeit. Diese empirischen Erfahrungen können nun Erfahrungen in der vom Menschen unbeeinflussten Natur sein (Beispiel: Die Bewegung der Planeten). Aber genauso können es - und dies ist weit häufiger der Fall - künstliche und isolierte Erfahrungen sein. Ein Beispiel hierfür ist das Trägheitsgesetz: ein Körper, auf den keine Kräfte wirken, bewegt sich gradlinig und mit konstanter Geschwindigkeit. Hieran sehen wir ein in der Physik häufig zu beobachtendes Vorgehen: Aus einer unübersehbaren Fülle und Kompliziertheit zusammenwirkender Naturerscheinungen wird eine Gesetzmäßigkeit herausisoliert, welche in der Natur so isoliert gar nicht existiert. (Hier: die kräftefreie Bewegung). Diese Gesetzmäßigkeit wird mittels »künstlicher Erfahrung«, d. h. durch Experimente, überprüft, in welchen die Versuchsbedingungen den idealen Voraussetzungen möglichst nahekommen. Erfahrung in der Physik ist also zum großen Teil auch Erfahrung an einer künstlichen, vereinfachten Wirklichkeit.

Nun sind die so an der Wirklichkeit gewonnenen Erfahrungen durchweg mathematisierbar. Man kann sie nicht nur in Form von Meßtabellen katalogisieren, sondern in guter Näherung auch in eine mathematische Form bringen, man kann Meßergebnisse als physikalische Gesetze in der Sprache der Mathematik formulieren. Diese empirische Tatsache der Mathematisierbarkeit der physikalischen Erfahrung ist für sich schon erstaunlich. Der eigentliche Erfolg der Physik liegt jedoch darin, daß die auf vergangener Erfahrung beruhenden Gesetze der Physik bisher offenbar immer auch ziemlich präzise Voraussagen für die Zukunft erlaubt haben. Es ist deshalb ein grundlegendes Postulat in der Physik, daß unter »genau gleichen« Bedingungen physikalische Vorgänge unabhängig von Ort und Zeit immer wieder in gleicher Weise ablaufen. Dieses »Induktionsprinzip« hat sich, obwohl unbeweisbar, als sehr erfolgreich erwiesen.

*b) Reproduzierbarkeit und Berechenbarkeit*

Berechenbarkeit bzw. Kausalität hängen eng mit der Gültigkeit des Induktionsprinzips, also der Reproduzierbarkeit von Vorgängen unter gleichen Bedingungen zusammen. Denn wir können bei Anwendung auf die Wirklichkeit auch »Reproduzierbarkeit unter gleichen Bedingungen« nur im relativierten Sinn anwenden. »Reproduzierbarkeit« und »gleiche Bedingungen« sind nachprüfbar nur im Rahmen der erhaltenen Informationen, also der Meßgenauigkeit. Wenn aber Vorgänge innerhalb der Fehlergrenzen der Messungen gleich ablaufen, so bedeutet dies notwendig, daß kleine Abweichungen in den Anfangsbedingungen sich in ähnlich kleiner Weise im Verlauf der Prozesse auswirken. Diese Eigenschaft hängt eng zusammen mit dem Prinzip der »Linearität der Abhängigkeit von den Anfangsbedingungen«: eine kleine Änderung der Anfangsbedingungen bewirkt eine kleine Änderung des Verhaltens, eine doppelt so große, aber immer noch kleine Änderung bewirkt eine doppelt so große, aber immer noch kleine Änderung des Verhaltens.

Es wäre ein abendfüllendes Thema, auf die Gründe einzugehen, warum dieses Prinzip so überaus erfolgreich war und ist. Möglicherweise ist ein wesentlicher Grund die in der Vergangenheit dominierende analytische Methode der Physik. Analytisch soll dabei die Methode genannt werden, welche ihre Fragestellungen auf die einzelnen isolierten Objekte und Erscheinungen richtet, also eine Gesamtheit von Erscheinungen in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt. Erst in den letzten Jahrzehnten sind synthetische Methoden immer aktueller geworden, welche globale Prozesse durch das Zusammenwirken vieler einzelner Systeme und Prozesse zu erklären versuchen. Ein ganzes Forschungsgebiet - die Synergetik - befaßt sich mit dieser Art von Problemstellungen, welche ja weit über den Bereich der Physik und Naturwissenschaften hinaus auch in ganz anderen Bereichen wie Ökonomie oder Soziologie auftreten.

### III. Grenzen der Berechenbarkeit

*a) Zufallsprozesse:**eine fundamentale Eigenschaft der beobachtbaren Welt*

Im Gegensatz zu einem deterministischen Prozeß können für den Verlauf eines Zufallsprozesses keine sicheren Prognosen, sondern nur Wahrscheinlichkeitsaussagen gemacht werden. Betrachten wir z. B. eine experimentelle Anordnung, mit der wir eine beobachtbare Größe messen können: Falls der Zeitverlauf dieser Größe durch Wahrscheinlichkeiten bestimmt ist, können verschiedene Messungen mit derselben Meßanordnung unter gleichen Bedingungen, aber zu verschiedenen Zeiten, oder mit identischen

Anordnungen zur gleichen Zeit, verschiedene Resultate, verschiedene »Realisierungen« ergeben. Die Menge aller möglichen Realisierungen definiert dann einen Zufallsprozeß oder, in der Fachsprache der Mathematiker, einen stochastischen Prozeß.

Mit der **Begründung** der Quantentheorie vor mehr als 50 Jahren hat sich im Hinblick auf die Problematik der prinzipiellen Bedeutung des Zufalls die herrschende Auffassung der Physiker grundlegend geändert. Danach ist der Zufall eine fundamentale Eigenschaft der Natur. Es lassen sich Eigenschaften wie Ort und Geschwindigkeit eines Teilchens nicht gleichzeitig genau messen (Stichwort: Unschärferelationen). Die prinzipielle Unschärfe der physikalischen Parameter hat letztlich zur Folge die Aufweichung der deterministischen Physik und die Ersetzung deterministischer, d. h. genau vorgegebener, Gesetzmäßigkeiten durch statistische Aussagen. Damit ist ein Einzelergebnis durch Zufallsgesetze bestimmt. Ich möchte darauf hinweisen, daß die angedeutete Interpretation der Quantenmechanik zwar allgemeine Lehrmeinung ist, deswegen aber nicht notwendig wahr sein muß. Ich glaube nicht, daß wir diese Diskussion hier führen müssen, wenn wir entscheiden wollen, ob dem Zufall in der Natur eine prinzipielle Bedeutung zukommt oder ob er Ausdruck des Nichtwissens, mangelnder Information, ungenügender Meßgenauigkeit ist. Diese Frage läßt sich nämlich schon auf einer ganz anderen Ebene diskutieren und, wie ich meine, beantworten. Wegen der prinzipiellen Beschränktheit der Meßgenauigkeit, der möglichen Zahl der vornehmbaren Messungen und wegen der Endlichkeit der möglichen Wissensspeicherung und der möglichen Rechengeschwindigkeit sollte es klar sein, daß Systeme, welche mit der Umwelt in Wechselwirkung stehen, nicht vollständig erfaßt werden können. Ich will Gedankenspiele derart, daß z. B. auch bei größtmöglicher Rechengeschwindigkeit die Berechnung von relativ kleinen Systemen und Prozessen langsamer ist als der zeitliche Ablauf der Prozesse, gar nicht weiter fortspinnen. Ich will nur festhalten, daß es für uns völlig unerheblich ist, ob »im Prinzip« Naturvorgänge deterministisch ablaufen oder nicht, da diese Determiniertheit uns Menschen *prinzipiell* nicht erschließbar ist. Also ist der stochastische Charakter der in der Welt ablaufenden Prozesse fundamental und die Einbeziehung von Zufallsprozessen in unsere Diskussion des Problems der Berechenbarkeit eine Notwendigkeit.

*b) Chaos:*

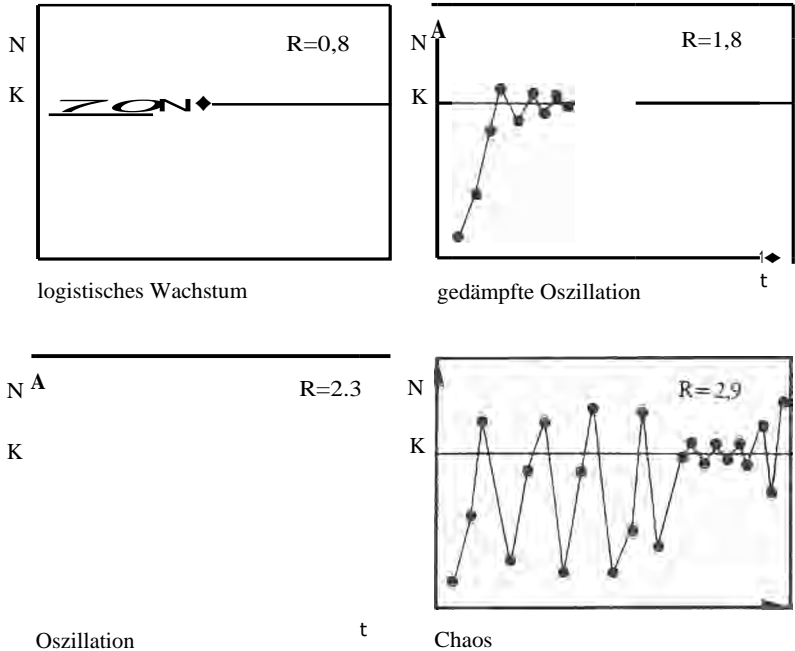
*ein Regelfall für nichtlineare mathematische Modelle*

Der jetzt folgende Teil betrifft Ergebnisse zum chaotischen Verhalten der Lösungen nicht-linearer mathematischer Gleichungssysteme. Der Anstoß zur Untersuchung dieser Gleichungssysteme kam von Naturwissenschaftlern, z. B. von dem amerikanischen Physiker Edward Lorenz bei der Aufstel-

lung eines einfachen mathematischen Modells zur Turbulenz in Flüssigkeiten und Gasen. Eine andere in diesem Zusammenhang untersuchte Gleichung wird oft angewendet zur Erklärung des Wachstumsverhaltens biologischer Populationen. Die folgenden Bemerkungen betreffen aber zunächst nur Eigenschaften von mathematischen Gleichungen und nicht von realen Vorgängen. Falls allerdings solche Gleichungen mathematische Modelle von realen Prozessen sind, lassen sich auch Konsequenzen für die Berechenbarkeit der entsprechenden Prozesse ziehen. Diese Konsequenzen werde ich weiter unten diskutieren. Die mathematische Theorie des Chaos betrifft rein deterministische Gleichungen. Die in diesen Gleichungen auftretenden Variablen unterliegen der Kausalität im streng mathematischen Sinn: die Vorgabe der Anfangsbedingungen für einen bestimmten Zeitpunkt determiniert eindeutig das Verhalten für spätere Zeiten.

Den zeitlichen Verlauf der Werte der Variablen, ausgehend von speziellen Anfangsbedingungen, nennt man eine spezielle Lösung der Gleichungen. Betrachten wir nun eine Schar von verschiedenen speziellen Lösungen, deren Anfangsbedingungen sich nur geringfügig voneinander unterscheiden: Wir sprechen von »Chaos«, wenn diese Lösungen sich völlig regellos verhalten und völlig regellos voneinander abweichen. »Regelloses« Verhalten einer speziellen Lösung liegt dann vor, wenn für diese Lösung keine »Regel« festgestellt werden kann, z. B. keine Periodizität, keine Entwicklung in einer bestimmten Richtung, keine Tendenz, einen stationären Ruhezustand zu erreichen. Es ist schwierig, eine saubere, allgemeine Definition des mathematischen »Chaos« zu geben. Dafür ist es wesentlich einfacher, anhand von Beispielen den Übergang vom regulären, vom regelmäßigen zum chaotischen Verhalten zu verdeutlichen. Ein einfaches und gut untersuchtes mathematisches Modell mit chaotischem Verhalten stellt eine Differenzgleichung dar, welche oft angewendet wird zur quantitativen Beschreibung des dichteabhängigen Wachstums biologischer Arten, die sich nur zu festen Zeiten im Jahr vermehren (z. B. Insekten oder Vögel). Ohne im Detail auf mathematische Einzelheiten einzugehen, habe ich in der Abbildung dargestellt, daß bei Variation eines Parameters, der sogenannten Wachstumsrate  $R$ , sich völlig verschiedene Wachstumscharakteristika ergeben: sogenanntes logistisches Wachstum mit einfacher Annäherung an einen Zustand konstanter Populationszahl, gedämpfte Oszillation, ungedämpfte Oszillation oder schließlich völlig regelloses, chaotisches Verhalten.

Ein weiteres Beispiel für chaotisches Verhalten bieten die sogenannten Zwei- und Dreikörperprobleme: Während beim Zweikörperproblem, d. h. der Bewegung zweier sich gegenseitig anziehender Massenpunkte, sich regelmäßige Bahnformen (Ellipsen) ergeben, werden die Bewegungen im Dreikörperproblem meist regellos und chaotisch.



Wachstumsverhalten von Populationen, welche durch die Differenzgleichung  
 $\Delta N = R \cdot N \cdot (K - N) / K$   
 beschrieben werden.

$N$  : Populationsgröße

$\Delta N$  : Veränderung von  $N$  in der folgenden Generation

$R$  : Wachstumsrate (für kleine Populationen)

$K$  : Kapazität

$t$  : Zeit

Variation der Wachstumsrate  $R$ .

Es ist erstaunlich, daß die Tendenz zum »Chaos«, welche bereits in elementaren Modellen in Erscheinung tritt, von den Physikern so lange nicht beachtet wurde. Es scheint hier ein Verdrängungsprozeß stattgefunden zu haben, verständlich durch die großen Erfolge der Physik in ihrem Bestreben, Ordnung in die Natur zu bringen und sie durch kausal ablaufende Prozesse zu erklären.

Es gibt Fälle, in welchen ein chaotisches Verhalten auf einer viel größeren Skala durch geordnete Prozesse überlagert zu sein scheint. Wir sehen, wie wichtig hier - wenn wir Anwendungen auf die Wirklichkeit wagen - die

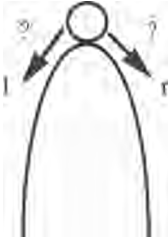


Größe des Blickwinkels, die erwünschte Genauigkeit der Registrierung, die überschaubare Zeitdauer der Prozesse wird. Bei Anwendung der zunächst mathematischen Theorie des Chaos auf reale Prozesse werden wir wieder auf relativierte Begriffsbildung im obigen Sinne zurückgreifen müssen. Was man mit einigem Recht bereits jetzt feststellen kann, ist, daß das Chaos in nichtlinearen mathematischen Gleichungen eher die Regel als die Ausnahme darstellt.

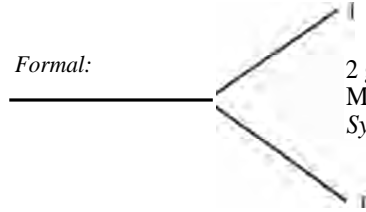
*c) Symmetriebrechung, Zufall und Chaos*

Wenn wir uns auch darin einig sind, daß dem Zufall eine fundamentale Bedeutung zukommt, so ist damit noch nichts über die Eigenschaft der Berechenbarkeit oder Nichtberechenbarkeit von Systemen gesagt. Zwar wirken zufällige Ereignisse im Prinzip primär als Störungen auf das System, aber die zufälligen Einflüsse können so klein sein, daß sie im Rahmen der Meßgenauigkeit keine Rolle spielen.

Wir wollen nun eine besonders einfache aber nicht ganz typische Situation betrachten, in welcher der Zufall die Vorausberechenbarkeit eines Systems aufhebt. Legen wir - wie in der Abbildung angedeutet - eine Kugel auf die Spitze einer Erhebung. Falls die Kugel eine ideale Form hat, verharrt sie im Zustand der Ruhe, solange keine Schwankungen die Situation stören. Man nennt einen solchen Zustand ein labiles Gleichgewicht, labil, weil bereits kleinste Ungenauigkeiten oder Störungen dazu führen, daß die Kugel hinabrollt. Da es zunächst völlig offen ist, in welcher Richtung die Kugel schließlich hinabrollt, wird dieser Zustand auch symmetrisch genannt. Nun sind ja zufällige Schwankungen, Ungenauigkeiten nie auszuschalten. Also wird die Kugel mit Sicherheit hinabrollen, und zwar in einer bestimmten Richtung. Es liegt Symmetriebrechung durch ein Zufallereignis vor. Es läßt sich vorher aber keine Prognose stellen, in welcher Richtung die Kugel sich bewegen wird, da ja die Richtungen gleich (bzw. im allgemeinen ähnlich) wahrscheinlich sind. Der Vorgang ist nicht vorausberechenbar! Dieses Beispiel enthält bereits die wesentlichen Charakteristika eines nichtberechenbaren Systems. Die Situation wird noch extremer, wenn in einem Prozeß mehrere Symmetriebrechungen hintereinander ablaufen. Betrachten wir z. B. ein System viermaliger Symmetriebrechung, wobei jede Symmetrie dem System zwei gleichwertige Möglichkeiten der weiteren Entwicklung eröffnet. Wie man sofort nachrechnen kann, bestehen 16 verschiedene Möglichkeiten, d. h. die Wahrscheinlichkeit des Zustandes, der schließlich erreicht wird, ist nur ein Sechzehntel. Es gibt anfangs 15 andere verschiedene aber gleich-wahrscheinliche Möglichkeiten. Halten wir fest: Eine einigermaßen sichere Prognose ist nicht möglich. Zwar läßt sich der gesamte, schließlich realisierte Prozeß nachträglich verstehen, aber nicht vorausberechnen.

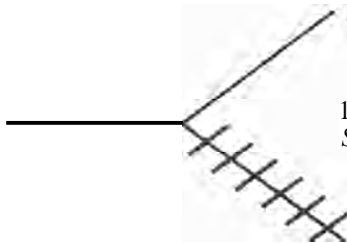


Formal:



2 gleichwertige  
Möglichkeiten:  
*Symmetrie*

*zufällige Schwankung*



l ist realisiert:  
*Symmetriebrechung*

In ganz ähnlicher Weise wirkt sich der Zufall in solchen Systemen aus, für welche deterministische mathematische Modelle existieren mit chaotischem Lösungsverhalten, welche die im System vorhandenen Wechselbeziehungen in sehr guter Näherung berücksichtigen. Chaotisches Verhalten bedeutet ja, daß kleinste, minimale Änderungen eines Zustandes zu großen und globalen Veränderungen im Verhalten des Systems führen. Wenn wir nun den Einfluß zufälliger kleiner Schwankungen mitberücksichtigen, so liegt hier eine der Symmetriebrechung völlig analoge Situation vor. Sofern in dieser Weise das System dauernd durch den Zufall

beeinflusst wird, ist die Konsequenz, daß Systeme, deren deterministische mathematische Modelle ein chaotisches Verhalten aufweisen, einem Prozeß dauernder Symmetriebrechung unterliegen. Die Vorausberechenbarkeit ist damit auch bei größtem Rechenaufwand und größtmöglich gesteigerter Rechengenauigkeit nicht mehr gegeben, da ja der Einfluß des Zufalls grundsätzlich nicht wegzudiskutieren ist.

Man kann sicher sein, daß in der Regel durch zufällige Schwankungen die Berechenbarkeit von Systemen, welche zum Chaos neigen, zerstört wird. Ich möchte aber etwas einschränkend darauf hinweisen, daß die Forschung zu diesem Problemkreis noch ganz am Anfang steht. Die »Eigenschaften« des Chaos sind bisher in systematischer Weise noch nicht verstanden. Ebenso weiß man fast noch nichts darüber, wie Zufallsprozesse im einzelnen in das chaotische Geschehen eingreifen. Im Regelfall werden die Auswirkungen sicher so sein, wie oben beschrieben. Dennoch möchte ich nicht ausschließen, daß spezielle Zufallsprozesse dämpfend auf das Chaos wirken.

## IV. Konsequenzen

Bevor ich versuche, die Konsequenzen aus den bisherigen Ausführungen zu ziehen, die folgende Bemerkung:

Die Methode der Mathematisierung ist offenbar weit über den naturwissenschaftlichen Bereich hinaus anwendbar, z. B. auch auf soziologische, ökonomische oder politische Systeme. Mit anderen Worten: die für derartige Systeme relevanten Charakteristika lassen sich auf mathematische Relationen abbilden. Allerdings bin ich mir nicht im klaren, wo die Grenzen der Mathematisierung in diesem Sinne wirklich liegen. Jedenfalls sind nicht-mathematisierbare Prozesse auch nicht berechenbar. Für sie läßt sich damit die Nicht-Berechenbarkeit sofort folgern.

Wenn wir aber für Prozesse oder Systeme die Möglichkeit der Mathematisierung akzeptieren, dann müssen wir für sie auch all die Konsequenzen akzeptieren, welche sich aus dem bisher Gesagten ergeben. Die zwei wesentlichen Punkte möchte ich noch einmal wiederholen:

1. Chaos ist die Regel.

Nach den bisherigen Erfahrungen aus dem Studium nichtlinearer mathematischer Modelle scheint chaotisches Lösungsverhalten mit all seinen Konsequenzen wie regellose Abhängigkeit von den Anfangsbedingungen oder exponentielle Fehlerfortpflanzung eher die Regel als die Ausnahme zu sein.

2. Zufall und Chaos zerstören die Berechenbarkeit.

Da zufällige Schwankungen, welche sich z. B. als Fehler in den Anfangsbedingungen auswirken, prinzipiell immer auftreten, ist die Konsequenz,

daß für diese Systeme Vorausberechenbarkeit in der Regel nicht gegeben ist. Die Schwankungen schaukeln sich in nicht vorausberechenbarer Weise auf und zerstören die Brauchbarkeit von Prognosen.

Ich will nun noch einige Beispiele angeben für Prozesse und Systeme, bei welchen Berechenbarkeit nicht gegeben ist:

#### 1. Die Umkehr des Erdmagnetfeldes

Die Umkehrungen und Veränderungen des Magnetfeldes der Erde scheinen in völlig unsystematischer Weise zu erfolgen. Computerberechnungen zu einfachen mathematischen Modellen weisen eindeutig auf chaotisches Verhalten hin. Es ist nicht prognostizierbar, ob innerhalb der nächsten Jahrtausende das Erdmagnetfeld umpolen oder noch einige hunderttausend Jahre relativ stabil bleiben wird.

#### 2. Wetterprognosen

Langfristige Wettervorhersagen sind unmöglich. Bereits einfache Gleichungen zu Strömungen von Flüssigkeiten und Gasen zeigen Turbulenzen, d. h. chaotisches Verhalten. An diesen grundsätzlichen Fakten kann auch der Einsatz von Beobachtungssatelliten und Großrechnern nicht wesentlich etwas ändern.

#### 3. Biologische Evolution

Die Evolution läßt sich als ein dauernder Prozeß der Symmetriebrechung betrachten. Zufällige Schwankungen wirken entscheidend dabei mit, ob und welche Mutationen der Erbanlage eine kritische Populationsgröße erreichen, oberhalb derer über das weitere Schicksal durch Selektionsdruck entschieden wird. Die Evolution ist nicht vorausberechenbar. Das schließt nicht aus, daß sie durch mathematische Modelle verstehbar und nachträglich vollziehbar ist.

#### 4. Bevölkerungswachstum, ökonomische Systeme, Weltmodelle, geschichtliche Prozesse.

Es scheint mir sicher, daß auch mittels großer Rechenanlagen für derartige Systeme nur in beschränktem Umfang Prognosen gestellt werden können. Dies liegt nicht nur an der Vielzahl möglicher Fehlerquellen, sondern auch am chaotischen Lösungsverhalten der entsprechenden mathematischen Modelle.

Fassen wir also zusammen: Der Erfolg der exakten Naturwissenschaften, vor allem der Physik, zeigt, daß in vielen Situationen der Wirklichkeit Berechenbarkeit tatsächlich gegeben ist. Allerdings scheinen diese Situationen Ausnahmesituationen zu sein. Im allgemeinen Fall wirken viele Untersysteme und Einflüsse zusammen. Auch dann können Zustände der Ordnung entstehen, insbesondere wenn Systeme offen sind und ständiger Energiedurchsatz diese Ordnung aufrecht erhält. Diese synergetischen Strukturbildungsprozesse sind Voraussetzung für das Leben, für das relative, teilweise oder zeitweise Funktionieren menschlicher Gesellschaften, Wirtschaftssysteme usw.

Oft jedoch scheint die Tendenz zum Chaos vorherrschend. Berechenbarkeit ist dann die Ausnahme. Sichere Prognosen über zukünftige Entwicklungen sind meist nicht möglich. Es scheint mir sogar so, daß in vielen Fällen die nicht-mathematische Beschreibung von Systemen durch die normale Sprache gleichwertig oder besser »funktioniert« als die mathematische Formulierung. Die mathematische Methode verliert damit nicht ihren Sinn, soweit es um Berechnungen über kurze Zeiträume, Kurzzeitprognosen oder Zustandsanalysen eines Systems geht. Und Nichtberechenbarkeit bedeutet nicht, daß Einflüsse bestimmter Faktoren nicht sehr genau auch in ihren Konsequenzen abgeschätzt werden können: Auch wenn z. B. die Entwicklung komplexer Öko-Systeme nicht vorausberechenbar ist, so ist ihre Zerstörung durch Vergiftung mit bestimmten Schadstoffen doch oft sehr wohl genau prognostizierbar. Wir sollten aber allzu sichere Prognosen über die Zukunft, vor allem auch wenn sie sich auf den Einsatz von Großrechnern berufen, mit einer gewissen Skepsis betrachten. Der potenzierten Wirkung kleinster Fehler auf das Endergebnis von Rechnungen in mathematischen Modellen mit Chaos läßt sich auch durch Steigerungen der Rechengenauigkeiten nur beschränkt begegnen.

## Literaturverzeichnis

- Hermes, H.: Aufzählbarkeit, Entscheidbarkeit, Berechenbarkeit (Heidelberger Taschenbücher 87, Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg-New York, 1978).
- Haken, H.: Synergetics. An Introduction (Second enlarged edition, Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg-New York, 1977 and 1978).
- Haken, H.: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken (DVA, Stuttgart, 1981).
- Graham, R.: Ein Stück unberechenbarer Natur: Die Turbulenz (Bild der Wissenschaft, 4, 1981, 68-82).
- Decker, U. /H. Thomas: Unberechenbares Spiel der Natur: Die Chaos-Theorie (Bild der Wissenschaft, 1, 1983, 62-75, 131-134).
- May, R.M.: Simple mathematical models with very complicated dynamics, Nature 261 (1976), 459-467.
- Feigenbaum, M.J.: J. Stat. Phys. 19 (1978), 25-52. J. Stat. Phys. 21(1979), 669-706.
- Grossmann, S./S. Thoma: Z. Naturforschung 32a (1977), 1353-1363.



---

Bruno Fritsch

## Prognosen als Instrument der internationalen Entwicklungs- und Ökologiepolitik

Was kann die wissenschaftliche Prognostik in Anbetracht der zunehmenden Komplexität ökologischer und gesellschaftlicher Entwicklungen noch leisten? Wie weit können wir mit Hilfe der heute verfügbaren Prognosemethoden zukünftige Entwicklungen beherrschbarer, damit auch steuerbarer gestalten? Es sei im folgenden versucht, diese Fragen am Beispiel der Entwicklungsplanung sowie der Umweltproblematik zu beantworten. Wie wir sehen werden, haben die in diesen beiden Bereichen gesammelten Erfahrungen wichtige Implikationen auch für die Existenzbedingungen freiheitlicher, offener Gesellschaften.

Im Falle der Entwicklungsplanung stellen wir heute, rund 35 Jahre nach ihrer weltweiten Ausbreitung fest, daß die Ergebnisse weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind. Teilweise liegt dies an den zu hohen Erwartungen, die wir in den frühen fünfziger Jahren hatten: die makroökonomischen Zusammenhänge schienen klar, die der Entwicklungsplanung zugrundeliegenden Modelle standen zur Verfügung und der Rechenaufwand für die Spezifizierung der Größenordnungen für zentrale makroökonomische Größen hielt sich selbst für die damals vergleichsweise noch bescheidene Rechen- und Speicherkapazität der Computer in Grenzen. Kannte man die restriktiven Randbedingungen - Kapital, Devisen, ausgebildete Arbeitskräfte, evtl. Ressourcen etc. - und hatte man eine Vorstellung von der Größe der marginalen Sparquote, des Kapitalkoeffizienten, des Bevölkerungswachstums, der Preis- bzw. Einkommenselastizität der Importe und der Ausfuhren, konnte man mit relativ wenig Aufwand errechnen, welche Zielvorgaben in welchem Zeitraum z. B. in bezug auf die Steigerungsrate des Pro-Kopfeinkommens mit welchen Instrumenten erreichbar sind. Auch die optimale Kombination der Instrumentalvariablen ließ sich im Prinzip errechnen. Die Entwicklungsplanung erschien auf diese Weise im Kontext der fünfziger Jahre, wohl auch noch bis etwa Mitte der sechziger Jahre, als ein unentbehrliches Instrument, mit dessen Hilfe eine optimale Allokation knapper Faktoren und damit ein möglichst schneller Einstieg in ein selbsttragendes Wirtschaftswachstum (take off) erzielt werden konnte. Es überrascht deshalb nicht, daß fast alle Entwicklungsländer bereits in den sechziger Jahren über nationale Entwicklungs-

pläne sowie über mehr oder weniger umfangreiche Planungsadministratio-  
nen verfügten. Da die durchschnittliche Länge einer Planungsperiode 4-5  
Jahre dauert und rund hundert Entwicklungsländer seit mehr als zwei Jahr-  
zehnten Entwicklungsplanung praktizieren, können wir heute auf ein  
Erfahrungsmaterial zurückblicken, das 600-700 durchgeführte Entwick-  
lungspläne umfaßt. Unter Berücksichtigung der nicht durchgeführten bzw.  
vorzeitig abgebrochenen Entwicklungspläne sind es über 800. Waterston  
hat bereits 1964 eine Erfolgsanalyse dieser Pläne versucht und kam schon  
damals zu nicht gerade sehr ermutigenden Ergebnissen. Trotzdem sollte  
man die auch von den Fehlleistungen ausgehenden Lernimpulse nicht  
unterschätzen. Die uns durchaus geläufige Tatsache, daß es so etwas wie  
eine nationale Volkswirtschaft gibt, bedeutete für viele Politiker der Dritten  
Welt eine wichtige Erkenntnis, die es ihnen ermöglicht hat, Wege aus der  
Stammesvielfalt zu einer nationalen Identität zu finden und ökonomisch  
abzstützen. Insofern war die Entwicklungsplanung trotz der damit einher-  
gehenden Bürokratisierung eine wichtige Phase in der Entwicklung der  
Dritten Welt.

Heute sind die Grenzen dieser Methode deutlich sichtbar geworden.  
Umweltbelastung, Energiekrise, explosionsartiges Wachstum städtischer  
Agglomerationen, anhaltendes Bevölkerungswachstum, die Krise in den  
Industrienationen, weltweite Inflation und Arbeitslosigkeit sowie steigende  
Kontroll- und Rüstungskosten haben den Traum von einem schnellen,  
durch Entwicklungsplanung erreichbaren Anschluß an den Reichtum der  
Industrienationen endgültig zerstört. Man wäre schon zufrieden, wenn es in  
den kommenden Jahren gelänge, wenigstens die Grundbedürfnisse zu  
befriedigen.

Der wichtigste Beitrag, den die Prognostik zur Planung leisten kann,  
besteht also darin, die Grenzen der Entwicklungsplanung aufzuzeigen. Da,  
wie wir wissen, Planung und Prognose aufs engste zusammenhängen,  
impliziert eine solche Absicht zugleich auch eine Diskussion über die Mög-  
lichkeiten und Grenzen der Prognostik.

Wissenschaftliche Prognostik - hier zunächst begrenzt auf sozialwissen-  
schaftliche, insbesondere wirtschaftliche Phänomene - begann mit der  
Beobachtung von wiederkehrenden Krisen und Zyklen. Bereits im 19. Jahr-  
hundert hat C. Juglar (1862) für Frankreich einen sieben- bis elfjährigen  
Zyklus nachgewiesen (Juglar-Zyklus). J. Kitchin (1923) hat einen Zyklus  
von 3 1/2 Jahren identifiziert, während der heute wieder intensiv diskutierten  
Theorie der langen Wellen der sog. Kondratieff-Zyklus von einer Länge von  
40 Jahren zugrunde liegt (N. D. Kondratieff, 1926).

Die empirische Auswertung und Absicherung dieser Theorien zwecks  
genauerer Vorhersage der zu erwartenden Konjunktorentwicklung führte  
im Anschluß an die im Dezember 1929 gegründete >Econometric Society(  
>



sowohl zu einer wesentlichen Verfeinerung der statistischen Methoden als auch zur Entwicklung immer realistischerer und damit auch komplizierterer Modelle. Die heute in den Vereinigten Staaten und in Europa verfügbaren ökonometrischen Modelle weisen Hunderte von Gleichungen auf und können nur noch mit Hilfe des Einsatzes relativ großer Rechner gehandhabt werden. Die Prognosequalität hat jedoch mit der zunehmenden Komplexität der Modelle sowie mit den Fortschritten der Datenanalyse keinesfalls Schritt gehalten. Ein Vergleich von elf ökonometrischen Prognosemodellen (J. Cicarelli und J. Narayan, 1980) hat gezeigt, daß für die turbulenten siebziger Jahre nur wenige Modelle richtige Voraussagen geliefert haben. G. Kirchgässner (1983) hat, wie viele andere Ökonometriker vor ihm auch (vgl. Literaturverzeichnis), die Gründe dafür untersucht. Einfachere Modelle liefern heute z.T. bessere Prognoseresultate als komplizierte.

Die abnehmende »Grenzergiebigkeit von Prognoseleistungen« ökonomischer Modelle ist jedoch nicht nur modellendogen zu erklären, sondern hat ihre Ursache in der mangelnden Realitätsbezogenheit der Modelle selbst: zum einen antizipieren die Wirtschaftssubjekte die von wirtschaftspolitischen Maßnahmen auf ihre Disposition ausgehenden Wirkungen; zum andern interagiert das System »Wirtschaft« mit anderen Systemen, z. B. mit solchen der Umwelt, der Technik, der Wissenschaft. Der erste Problembereich umfaßt das Phänomen der sog. »rationalen Erwartungen« und führt schließlich zur Theorie der politisch-ökonomischen Zyklen - einer Theorie, die auf J. Akerman (1947) zurückgeht und heute im deutschen Sprachraum durch die Untersuchungen von B. S. Frey und F. Schneider (1978) wesentlich bereichert wurde.

Der zweite Problembereich, das Ineinandergreifen von Systemen unterschiedlicher Struktur und Lebensdauer, wirft eine Reihe von ganz neuen Fragen auf, die erst in jüngster Zeit mit Hilfe von komplexen Simulationsmodellen angegangen wurden. Seit dem letzten Weltkrieg hat sich die Bevölkerung mehr als verdoppelt, das Sozialprodukt und der Energieverbrauch vervierfacht. Dadurch sind globale Interaktionen von technisch-mechanischen, physikalisch-chemischen, biologischen und ökologischen Systemen entstanden, die auf vielfältige, heute noch nicht bis ins einzelne abgeklärte Weise auf das ökonomische System einwirken und seinerseits von ihm beeinflußt werden.

Wir wollen im folgenden einige Systemcharakteristika sowie die Art der Verschränkung von Systemen etwas näher erläutern, weil daran die Grenzen der Prognosefähigkeit globaler Prozesse deutlich werden.

Jedes System hat die Tendenz, sich von der unwahrscheinlichen Konstellation der Elemente zur wahrscheinlicheren, dem Zufall überlassenen Anordnung hin zu bewegen (zunehmende Entropie). Die tägliche Erfahrung bestätigt diesen fundamentalen Sachverhalt: ein sehr ausgeklügel-

tes, hochgezüchtetes Auto oder Flugzeug ist in der Tat störungsanfälliger als ein einfacheres, erprobtes; andererseits kann Komplexität ein System widerstandsfähiger (sogar ultrastabil) machen. Durch Reparaturen wird den Zerfallserscheinungen technischer Systeme so weit entgegengewirkt, daß sie funktionsfähig bleiben. Innerhalb bestimmter Grenzen ist das immer möglich. Ein Auto kann auch ohne Auspuffoder Stoßdämpfer fahren, aber nicht ohne Zündung und nur für sehr kurze Zeit ohne Kühlung. Man nennt diese Bandbreite, worin das Funktionieren eines (nicht nur technischen) Systems noch möglich ist, den Ergodizitätsbereich.

Auch biologische Systeme unterliegen dem Alterungsprozeß, er ist aber ungleich komplizierter als die im Vergleich dazu relativ einfache Zerfallstendenz technischer Systeme. Wie K. W. Deutsch und ich (1980) gezeigt haben, entwickeln sich biologische Systeme auf mikroskopischer Ebene nach dem Prinzip der *strukturbewahrenden* Selbstorganisation. Auf der makroskopischen Ebene sind biologische Systeme evolutiv, d. h. sie evolvieren nach dem Prinzip der *strukturverändernden* Selbstorganisation (auch dissipative Selbstorganisation genannt). Auf mikroskopischer Ebene tendieren biologische Systeme (z. B. ein Insekt) auf einen Gleichgewichtszustand hin. Wird dieser von außen her in einem über die jeweils unmittelbar vorhandene Anpassungsfähigkeit hinausgehenden Maße gestört, z. B. durch Insektizide, stirbt das Individuum. Da aber auf makroskopischer Ebene - also für die jeweilige Spezies - die Möglichkeit der genetischen Anpassung besteht, gelangt ein für offene, ungleichgewichtige Systeme typischer Prozeß der strukturverändernden Selbstorganisation in Gang, der es schließlich einer Art gestattet zu überleben, obwohl auf mikroskopischer Ebene viele Individuen gestorben sind.

Wir stellen also fest, daß - soweit unsere Kenntnis heute reicht - auch die meisten biologischen Systeme eine begrenzte Lebenszeit haben, doch sind die den Alterungsvorgang bestimmenden Prozesse komplizierter als bei technischen Systemen. Dort war es in erster Linie die über bestimmte Schwellenwerte verlaufende Entropiezunahme, d. h. eine Bewegung in Richtung auf wahrscheinlichere Zustandsweisen hin. Bei biologischen Systemen wirkt dieses Gesetz der Entropiezunahme auch - wir werden alle zu Staub -, aber die Wirkung dieses Gesetzes wird durch komplizierte Anpassungsprozesse »gestört«. Sie werden auf der mikroskopischen Ebene des Individuums durch andere Mechanismen bewirkt als auf der makroskopischen Ebene der Spezies.

Die lebenserhaltenden Anpassungs- und Überlebensprozesse sind in der Regel wirkungsvoller und auch komplexer. Das Chamäleon kann zwar seine Farbe der Umwelt anpassen und dadurch unmittelbaren Gefahren entgehen, doch es kann seine Gene nicht verändern. Anders die Spezies; sie kann sich wandeln in Abhängigkeit von Umwelteinflüssen. Fische ent-

wickeln im Evolutionsprozeß zusätzlich zu den Kiemen auch noch Lungen, wenn sie durch Umwelteinflüsse dazu gezwungen werden, zeitweise auf dem Land zu leben; umgekehrt können Säugetiere, wie z. B. die Meeressäuger, über lange Evolutionszeiträume eine Morphogenese durchlaufen, die sie äußerlich von Fischen kaum unterscheiden läßt. Als Korrelat dazu kann sich nun eine Spezies in ökologischen Nischen über Jahrtausende halten; das ist, wie man weiß, besonders bei Fischarten, wie z. B. beim Haifisch, der Fall. In den Ölschiefern des schwäbischen Jura wurden neben Dinosauriern auch Skelette von Haifischen gefunden, die mit den heute lebenden Haifischen weitgehend identisch sind. Wir dürfen also vermuten, daß sich wahrscheinlich heute jede Spezies ändern muß, aber wir können nicht mit Sicherheit voraussagen, ob und wann sie aussterben wird.

In gesellschaftlichen Systemen wird eine genaue Identifizierung der ihre Lebenszeit bestimmenden Faktoren außerordentlich schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Zwei grundsätzlich andersgeartete Situationen sind zu unterscheiden: einmal gesellschaftliche Systeme, deren konstitutive Elemente, also die Individuen, kein reflektierendes Bewußtsein auf ihre individuelle und auf die gesellschaftliche Situation besitzen. Schon auf dieser Stufe kommen Mechanismen ins Spiel, die wir erst zu verstehen beginnen. Ein Pionier auf diesem Gebiet ist Edward O. Wilson (1976), dessen Soziobiologie ebensoviel Aufsehen erregt wie Kontroversen ausgelöst hat. In Gesellschaftssystemen, in welchen das reflektierende Bewußtsein der Individuen in vermehrtem Maße bestimmend für die Gestaltung des sozialen Umfeldes wird, wie das bei höheren Primaten und in besonders hohem Maße beim Menschen der Fall ist, wird ein Grad von Komplexität erreicht, von dessen wissenschaftlicher Aufarbeitung wir trotz aller Bemühungen der Soziologie und der Politikwissenschaft noch weit entfernt sind. Wie lange leben Kulturen? Wodurch finden sie - wie z. B. die Teotihuacankultur - ihr plötzliches Ende? Welche Rolle kommt den Institutionen zu? Wie schnell lernen Institutionen? Stimmt es, daß Hochreligionen und die sie stützenden kirchlichen Organisationen eine Lebensdauer von rund 2000 Jahren haben?

Einer der Gründe dafür, daß es heute noch schwieriger geworden ist, eine einigermaßen vollständige, exakte und gleichzeitig empirisch validierbare Gesellschaftstheorie zu erarbeiten, liegt darin, daß die moderne Technokultur einen relativ hohen und in zunehmendem Maße global werdenden Material- und Energiedurchsatz aufweist. Sie steht in einer Wechselwirkung mit dem globalen Ökosystem, deren Prozesse noch nicht vollständig abgeklärt sind. Kulturen mit einem niedrigeren Material- und Energiedurchsatz, wie z. B. Nomadenkulturen, waren von den Randbedingungen des lokalen bzw. regionalen Ökosystems zwar unmittelbarer und stärker eingeschränkt, als es die moderne Technokultur heute ist, doch diese Wechselwirkungen

wurden im Laufe der Generationen erkannt und fanden ihren Niederschlag in einer dieser engen Begrenzung entsprechenden Tradition und Ethik. Wegen der Komplexität ökologisch-sozialer Systeme befanden sich solche Gesellschaften kaum jemals im Optimum, sondern allenfalls in dessen Nähe. Daß sich die negativen Auswirkungen dieser Suboptimalität nicht sofort in Form größerer Katastrophen manifestierten, ist weniger auf die geringe Abweichung von der optimalen Lösung, als vielmehr auf den niedrigen Energie- und Materialdurchsatz dieser »primitiven« Gesellschaften zurückzuführen. In der modernen energieintensiven und sich rasch wandelnden Technokultur ist Optimalität nicht mehr ohne weiteres möglich - und dennoch brauchen wir heute eine aus der Totalität der Wechselwirkungen zwischen globalem Ökosystem, den technischen, biologischen und gesellschaftlichen Subsystemen wissenschaftlich abgeleitete Ethik dringender denn je; zuviel steht auf dem Spiel.

Wie die Forschungen auf dem Gebiet der theoretischen Ökologie, insbesondere der Prozeßstruktur ökologischer Systeme gezeigt haben (C. S. Holling, 1976), weisen solche Systeme auch ohne äußere Einflüsse durch den Menschen bestimmte Eigenschaften auf, die sie von technischen oder biologischen Systemen unterscheiden. Außer den auch in anderen Systemen vorkommenden Nichtlinearitäten und Diskontinuitäten stellen wir bei solchen Systemen typischerweise ein Verzögerungsverhalten fest. In der Fachsprache nennt man das Hysterese. Diese Systemeigenschaft ist besonders dann bedeutsam, wenn das gesellschaftlich-politische System einer energieintensiven Technokultur mit dem Ökosystem in eine intensive Wechselwirkung gelangt. Nehmen wir ein typisches Beispiel: in einen See werden phosphathaltige Stoffe sowie andere organische und anorganische Substanzen hineingeleitet. Oft werden solche Umweltverschmutzungen ausschließlich mit der Industrie in Verbindung gebracht, doch gerade bei Gewässerverschmutzungen durch phosphathaltige Substanzen stehen Landwirtschaft (Dünger) und die Haushalte (Waschmittel) als Hauptverursacher im Vordergrund. Zunächst passiert dem See nicht viel, und alle Verursacher, die Grund zum Zweckoptimismus haben, können den Politikern einreden, daß der See eben doch alles ganz gut verkraftet, und gesetzliche Schutzmaßnahmen deshalb nicht erforderlich seien. Wenn wir die Geschichte des Umweltschutzes betrachten, können wir leicht sehen, daß solche Situationen besonders anfangs und Mitte der sechziger Jahre an der Tagesordnung waren. - Plötzlich aber »kippt« der See um. Der für das Leben der Fische und anderer Lebewesen erforderliche Sauerstoff wird durch den plötzlich einsetzenden Verrottungsprozeß der wuchernden Pflanzen (meistens Algen) gebunden, das verrottete Pflanzmaterial setzt sich am Seegrund ab, und der Sauerstoffhaushalt des Sees bricht zusammen. Damit sind die Voraussetzungen für ein differenziertes Gleichgewicht

von Tier und Pflanze im Wasser nicht mehr gegeben. Die an der Oberfläche des Wassers sichtbar werdenden Bläschen stammen nicht mehr von Fischen, sondern allenfalls von dem sich bildenden Methangas. Noch ist der See zwar vorhanden, doch gegenüber dem vorangegangenen Zustand verkörpert er jetzt ein ganz anders funktionierendes System; ein System, das der Mensch von seinem Standpunkt als unangenehm, ja störend empfindet: er kann im See nicht mehr schwimmen, der See stinkt und er hat auch seine Farbe verändert. Die Natur kümmert das wenig. Im übrigen muß es solche Eutrophierungen auch ohne Zutun des Menschen schon vor vielen Jahr-millionen gegeben haben, denn sonst hätten wir heute weder Erdöl- noch Kohlevorkommen.

Die vom Menschen verursachten, auf die Umwelt einwirkenden Störungen schlagen also nicht sofort, sondern mit einer Verzögerung von Jahrzehnten auf ihn zurück und verändern seine Lebensverhältnisse meistens in einer unerwünschten Weise. Die drohende Zerstörung unserer Wälder durch den sauren Regen ist das jüngste Beispiel in der Kette von nicht vorhergesehenen, potentiell katastrophalen ökologischen Rückkoppelungen. Es scheint, daß wir noch weit davon entfernt sind, die komplexen Wechselwirkungen von energieintensiver Technokultur und globalem Ökosystem zu steuern oder gar im Sinne eines optimalen Kontrollsystems auf ein - noch zu definierendes - soziobiologisches Evolutionsoptimum hin auszurichten, und es ist keineswegs sicher, ob es jemals dazu kommen wird.

Eine ökologieorientierte Wirtschaftspolitik hat mindestens mit fünf Schwierigkeiten zu kämpfen:

1. Viele Ökosysteme entwickeln sich nach ihren eigenen Gesetzen und sind gegenüber lenkenden Eingriffen des Menschen resilient.
2. Ökosysteme weisen fast immer ein Verzögerungsverhalten auf: sie sind innerhalb eines bestimmten Störungsbereichs ultrastabil und »kippen« plötzlich in einen anderen Systemzustand um.
3. Daraus folgt die Schwierigkeit, den Zustand eines Ökosystems rechtzeitig und zutreffend zu erkennen.
4. Es ist oft schwierig zu unterscheiden, welche Prozesse und Veränderungen von Ökosystemem autonom sind und welche auf menschliche Einwirkungen zurückzuführen sind.
5. Daraus folgt schließlich die Schwierigkeit, rechtzeitig zu handeln und Verantwortlichkeiten festzulegen.

Die Industrieländer verfügen über ein technisch-wissenschaftlich und ökonomisch unvergleichlich größeres Potential, die aus diesen neuen Synergismen entstehenden Probleme entweder zu lösen oder auf die schwächeren Länder - eben die Entwicklungsländer - abzuwälzen. Werden sie es tun? Werden die dadurch entstehenden Konflikte den dringend erforderlichen Wiederaufbau einer neuen Weltwirtschaftsordnung verhindern?

Werden die Entwicklungsländer unter dem Druck ihrer Schulden ein Insolvenzkartell bilden? Wie groß ist die Gefahr einer weiteren Militarisierung links- wie rechtslastiger Regierungen in den Entwicklungsländern? Müssen wir weiterhin mit Gewalttätigkeiten von Sekten rechnen? Wann werden die Megaagglomerationen (Mexico City, Calcutta, Lagos, Kairo etc.) zerfallen, und unter welchen **Begleiterscheinungen**? **Wie** werden die Industriestaaten ihr Arbeitslosigkeitsproblem bewältigen? Erlahmen tatsächlich die Wachstumskräfte in den Industriestaaten? Man könnte noch weitere Fragen dieser Art stellen. Die wissenschaftliche Prognostik kann in ihrer bisherigen Form, d. h. mit Hilfe von ökonometrischen Modellen, darauf sicher keine Antwort geben. Dies soll kein Vorwurf an die Modelle sein; sie sind dafür aus naheliegenden Gründen nicht geeignet. Simulationsmodelle, Weltmodelle, heuristische Analogien und - vielleicht am wichtigsten von allem - historische Analysen können uns vielleicht im Sinne des »Groping in the Dark« (Donella Meadows et al., 1982) ein kleines Stück weiterhelfen.

Zum Schluß sei das wichtigste in zehn Punkten zusammengefaßt:

1. Die von uns erfahrene Welt ist weder vollständig determiniert noch total unbestimmt. Wäre sie vollständig determiniert, bedürften wir keiner Prognosen. Wäre sie total unbestimmt, könnten wir die Konsequenzen alternativer Entscheidungen nicht abschätzen; rationales Handeln wäre nicht möglich. Die reale Welt befindet sich zwischen diesen beiden Extremen. Deshalb sind Prognosen für rationale Entscheidungen und damit für die Planung notwendig.
2. Prognosen sind möglich und nützlich. Entscheidungsträger (Firmen, Regierungen, Einzelne), die sich der wissenschaftlich abgestützten Prognostik bedienen, erreichen ihre Zielvorhaben mit größerer Wahrscheinlichkeit als solche, die sich auf Intuition verlassen. Dabei ist zu beachten, daß Prognosen oft ganz falsch, jedoch nur selten ganz richtig sind.
3. Ökonometrische Modelle können innerhalb bestimmter Grenzen nützliche Prognosen liefern. Bei Verwendung von Zeitreihen werden diese Grenzen durch die positive Autokorrelation der Restglieder bestimmt. Um Kausalbeziehungen von Scheinbeziehungen zu unterscheiden, bedarf es in ökonometrischen Modellen einer theoretisch begründeten Auswahl von Variablen, einer dem Problem angemessenen funktionalen Spezifikation, einer theoretisch begründeten Aussage über die Lagstruktur der Variablen sowie über die Struktur der Residuen. Es hat sich gezeigt, daß einfache ökonometrische Modelle oft bessere Vorhersagen erbringen als komplizierte Modelle.
4. Es erweist sich oft als vorteilhaft, ökonometrische Modelle mit Simulationsmodellen zu kombinieren. Simulationsmodelle bieten die Möglichkeit, den Einfluß unterschiedlicher plausibler Parameterwerte auf das Zeitverhalten wichtiger Variablen abzubilden, ohne daß die Parameter aus

Schätzgleichungen abgeleitet werden müßten. Die so erhaltenen Modell-Läufe sind keine Prognosen, sondern Szenarien. Aus der Wechselwirkung von ökonometrischen Prognosen und Simulationen können bessere Prognosen entstehen. Allgemein gilt: so viel als möglich ökonometrisch schätzen und so viel als notwendig simulieren.

5. Weltmodelle stellen eine neue Klasse von Modellen dar, die der Prognostik neue Möglichkeiten eröffnen. Sie stellen erhöhte Anforderungen an das Problem der Komplexitätsreduktion (Exploratory Data Analysis), ermöglichen aber auch die Modellierung von politischen Variablen und damit im begrenzten Rahmen die Prognose von Konfliktsituationen.

6. Für alle Modellarten gilt das Prinzip der »requisite accuracy« (Mahalanobis). Die erforderliche Genauigkeit einer Prognose und damit auch des ihr zugrundeliegenden Modells muß in Beziehung stehen zu den Opportunitätskosten des Fehlentscheidungsrisikos. Beispiel: um zu entscheiden, ob ich einen Schirm tatsächlich brauchen werde oder nicht, müßte ich eine sehr genaue - heute gar noch nicht mögliche - Wetterprognose haben. Die zusätzlichen Kosten einer erhöhten Prognosesicherheit stünden aber in keinem Verhältnis zu den Kosten (und Mühen), sich durch die Mitnahme eines Schirms gegen den Regen zu schützen. Ganz anders stellt sich dieses Verhältnis im Falle der Sicherheitsvorkehrungen z. B. im Luftverkehr dar.

7. In der sozialwissenschaftlichen Prognostik finden wir häufig folgendes Paradox: wissenschaftlich begründete Prognosen treten nur dann ein, wenn keine »Gegenreaktion« von seiten der Entscheidungsträger hervorgerufen wird. Dies impliziert oft (nicht immer), daß man solche Prognosen nicht ernst nimmt. Richten sich die Entscheidungsträger (z. B. die Wirtschaftssubjekte) auf die Prognose jedoch ein, entsteht ein neues Problem: das der rationalen Erwartungen. Unter diesen Umständen können die bisherigen Prognosemethoden nicht mehr uneingeschränkt eingesetzt werden. Umgekehrt können wenig fundierte und im Grund sogar falsche Prognosen dadurch »richtig« werden, daß sie Verhaltensweisen auslösen, die den vorausgesagten Zustand herbeiführen. Wir sprechen dann von selbstbestätigenden Prognosen (self-fulfilling prophecy). Beispiel: Kurssturz an der Börse oder Inflation.

B. Eine weitere Grenze in bezug auf die Verlässlichkeit von Prognosen ergibt sich aus dem Ineinandergreifen von Systemen unterschiedlicher Struktur und Lebensdauer. Daraus entstehen neue Synergismen, über die wir noch zu wenig wissen. In dem Maße, als dieses Ineinandergreifen durch den heute zu beobachtenden Prozeß der Globalisierung intensiviert wird, nimmt der Wissensbedarf in diesem Bereich zu.

9. Ein wichtiger Teilaspekt dieses Ineinandergreifens ist das Verhältnis der schnellen Variablen (state variables) eines Systems zu den langsamen Variablen (Parametern) eines anderen. Beispiel: 'Wie wirken sich die CO2-

Immissionen des Systems Wirtschaft (schnelle Variablen) auf die Parameter des Systems »Klima« aus? Sowohl die Morphogenese zweier Systeme zu einem neuen, übergeordneten System als auch der Topos dieses neuen »Hypersystems« sind unbekannt. Aus diesem Grund können wir plötzliche Umbrüche - Diskontinuitäten - im Zeitverhalten bestimmter Variablen (z. B. das Umkippen eines eutrophierten Sees) nicht genau voraussagen. Die Katastrophentheorie bietet zwar ein sehr verlockendes Instrumentarium zur Behandlung dieser Phänomene und zur mathematischen Konzeptionalisierung einer Theorie, sie eignet sich jedoch aus Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, nicht für eine empirische, auf Prozeßkontrolle hin zielende Operationalisierung. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt stehen uns zunächst nur rechnergestützte Simulationsexperimente für die Erlangung zusätzlicher Orientierungen zur Verfügung.

10. Weitgehend im Dunkeln tappen wir in unserem Prognosebemühen, wenn wir wissen möchten, wie groß die Eintrittswahrscheinlichkeit von Ergebnissen der Grundlagenforschung ist und wovon sie abhängt, über welche Prozesse sich diese Ergebnisse in Innovationen umsetzen und wie die Innovationen auf dem Wege über ihre wirtschaftliche (oder auch militärische) Nutzung die Rahmenbedingungen des gesellschaftlichen Lebens verändern. Beispiel: Transistor - Mikroelektronik - Arbeitswelt.

Prognosen sind ein Teil unseres Orientierungsbemühens. Sie veranlassen uns, Teile der Realität in Modellen abzubilden und die Validität dieser Modelle zu überprüfen, empirische Evidenz gegen kontextuale Evidenz abzuwägen, unser Prognoseinstrumentarium ständig zu verbessern und neue Methoden auszuprobieren. Dabei lernen wir, daß die Metrik unserer Modelle nicht notwendigerweise mit derjenigen anderer Gedankenmodelle übereinstimmen muß, die in anderen Kulturen und zu anderen Zeiten entstanden sind. Hier stoßen wir an Grenzen, die jenseits der Kalkülrationalität von Prognosen im engeren Sinne liegen. Die Übertragung von westlichen Planungskonzepten in Entwicklungsländer erscheint deshalb heute in einem anderen Licht, als vor zwanzig Jahren.

Die angedeuteten Grenzen der wissenschaftlichen Prognostik legen die Beachtung des Prinzips der »requisite tolerance« nahe: niemand ist im Besitz der vollständigen Information über zukünftiges. Wer Wissen darüber in Anspruch nimmt und anderen aufzwingt, setzt die Bedingungen einer humanen Gesellschaft aufs Spiel: die Prognose vom Kommen der klassenlosen Gesellschaft, vom Absterben des Staates, ebenso wie die Prognose von der auf alle Länder dieser Welt sich ausbreitenden Weltrevolution degenieret in der Hand von Diktatoren zur Ideologie. Ideologien dulden keine Kompromisse, sie tendieren zu sog. »Ecklösungen«, und diese sind nichts anderes als Vorboten von »Endlösungen«. Was dies bedeuten kann, haben wir erlebt.



---

## Literaturverzeichnis

- Akerman, J., Political Economic Cycles. KYKLOS 1, 1947.
- Borchardt, K., Produktions- und Verwertungsmöglichkeiten von Langfristprognosen in historischer Perspektive. In: Allgemeines Statistisches Archiv, 63. Band, 1979, S. 1-25.
- Boulding, KE., The Next 100 Years? in: Science, Vol. 209, No. 4452, July 1980.
- Breitenecker, M., Griimm, H.-R., Economic Evolutions and their Resilience: A Model. International Institute for Applied Systems Analysis (HASA), RR-81-5, April 1981, Laxenburg, Austria.
- Bruckmann, G. (Hrsg.), Langfristige Prognosen. PhysicsVerlag, Würzburg-Wien, 1977.
- Dantzig, G.B., The Role of Models in Determining Policy for Transition to a More Resilient Technological Society. International Institute for Applied Systems Analysis (IIASA), Laxenburg, Austria 1979.
- Deutsch, K.W., Grundsatzentscheide in der Weltpolitik. Internationales Institut für Vergleichende Gesellschaftsforschung (IIVG) des Wissenschaftszentrums Berlin 1979 (a) Reprint 79-2.
- Deutsch, K.W., Functions and Transformations of the State:•Notes Toward a General Theory. In: Veröffentlichungsreihe des Internationalen Instituts für Vergleichende Gesellschaftsforschung (IIVG), Wissenschaftszentrum Berlin, IIVG/pre 80-119, September 1980.
- Deutsch, K.W., Fritsch, B., Zur Theorie der Vereinfachung: Reduktion von Komplexität in der Datenverarbeitung für Weltmodelle. Athenäum-Verlag Königstein, 1980.
- Deutsch, K.W., Platt, J.R., Senghaas, D., Major Advances in Social Science Since 1900: An Analysis of Conditions and Effects of Creativity. Communication 273 Mental Health Research Institute, University of Michigan, Ann Arbor, May 1980.
- Deutsch, KW, Platt, J.R., Senghaas, D., Conditions Favoring Major Advances in Social Science, in: Science, Vol. 171, Nr. 3970, 5. Feb. 1981, p. 450-1459.
- Eberwein, W.-D., Ursachen internationaler Konflikte: Auf der Suche nach Prädiktoren für Vorhersagen. Internationales Institut für Vergleichende Gesellschaftsforschung, Wissenschaftszentrum Berlin, IIVG/pre 80-110,1980.
- Frey, B.S., Schneider, F., An Empirical Study of Politico-Economic Interaction in the United States, in: Review of Economics and Statistics, Vol. 60, 1978.
- Fritsch, B., Möglichkeiten und Grenzen der Zukunftsforschung, in: Die Herausforderungen der 80er Jahre, Verlag Rüegger, Diessenhofen 1981.
- Fritsch, B., Kirchgässner, G., Conditions Favouring Major Advances in Social Sciences. Some Observations About Economics. Arbeitspapiere des Instituts für Wirtschaftsordnung, ETH-Zürich, Nr. 37, Oktober 1982.
- Honing, C. S., Resilience and Stability of Ecosystems, in: Erich Jantsch u. Waddington (eds.), Evolution and Consciousness: Human Systems in Transition. Reading, Addison-Wesley, Mass., London, Amsterdam 1976.
- Juglar, C., Les Crises Commerciales et Leur Retour Périodique en France, en Angleterre et aux Etats Unis. Paris 1862.

- Kaletzki, M., Political Aspects of Full Employment. *Political Quarterly* 1943.
- Kirchgässner, G., Sind die Erwartungen der Wirtschaftssubjekte »rational«? Eine empirische Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland, in: *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 118, Heft 2, 1982.
- Kirchgässner, G., Ökonometrie: Datenanalyse oder Theorienüberprüfung? Antrittsvorlesung an der Universität Konstanz, Februar 1983.
- Kitchin, J., Cycles and Trends in Economic Factors. *Review of Economics and Statistics*, 1923.
- Kondratieff, N. D., Die langen Wellen der Konjunktur. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 1926, Engl.: *The Long Waves in Economic Life*. *Review of Economic Statistics*, 1935.
- Lucas, R.E. Jr., Sargent, Th.J., *Rational Expectations and Econometric Practice*. George Allen & Unwin, London 1981.
- Marchetti, C., Recession 1983. Ten More Years to Go? *International Institute for Applied Systems Analysis (IIASA)*, Working Paper, December 1982.
- Meadows, Donella, H., Richardson, J., Bruckmann, G., *Groping in the Dark: The First Decade of Global Modeling*. Wiley, Chichester 1982.
- Morgenstern, O., *On the Accuracy of Economic Observations*. 2nd ed. Princeton, N.J., Princeton University Press 1963.
- Radnitzky, G., Die Evolution der Erkenntnisfähigkeit, des Wissens und der Institutionen, in: R. Riedl, F. Kreuzer (Hrsg.), *Evolution und Menschenbild*. Hoffmann u. Campe, Hamburg 1983.
- Shackle, G.L.S., *Decision, Order, and Time in Human Affairs*. Cambridge University Press 1961.
- Stegmüller, W., *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Band I: Erklärung, Begründung, Kausalität. 2. Aufl., Springer-Verlag Berlin, Heidelberg, New York, 1983.
- Tinbergen, J., *Statistical Testing of Business Cycle Theories*. Geneva 1939.
- Wagar, W. W., H. G. Wells and the Genesis of Future Studies, in: *World Future Society Bulletin*, January/February 1983.
- Watanabe, S., *Knowing and Guessing*. John Wiley & Sons Inc. New York, London 1969.
- Waterston, A., *Development Planning. Lessons from Experience*. World Bank, Washington 1964.
- Wilson, E.O., *Sociobiology*. Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1976.

### Studien und Modellanalysen zur Weltlage

- Blueprint for Survival, in: *The Ecologist*, Vol. 2, No. 1, January 1972.
- Brandt, W., North-South: A Programme for Survival. The Report of the Independent Commission on International Development Issues under the Chairmanship of Willy Brandt, Pan Books London and Sydney 1980.
- Brandt, W., *Common Crisis, North-South Cooperation for World Recovery*, Pan Books Ltd., London 1983.

- Bremer, St. A., The GLOBUS Project: Overview and Update. International Institute for Comparative Social Research, Science Center Berlin, IIVG/dp 81-109, March 1981.
- Deutsch, K., Fritsch, B., Jaguaribe, H., Markovits, A.S., Problems of World Modeling, Political and Social Implications. Ballinger, Cambridge, Mass. 1977.
- Erwin, L. et al., Goals for Mankind. Dutton, New York 1977. Studie an den Club of Rome.
- Gabor, D. et al., Beyond the Age of Waste. Pergamon Press, Oxford 1978. Studie an den Club of Rome.
- Gervin, R., Die Welt-Energieperspektive. DVA Stuttgart 1980.
- The Global 2000 Report to the President. A Report prepared by the Council on Environmental Quality and the Department of States, Study Director: Gerald O. Barney, Washington 1980.
- Guernier, M., Third World: Three Quarters of the World. Pergamon France, Paris 1981. Studie an den Club of Rome.
- Herrera, A.D., Scolnik, H.D., et al., Grenzen des Elends; Das Bariloche Modell. S. Fischer-Verlag, Frankfurt/Main 1977.
- Hughes, B.B., World Modeling. Lexington Books, Lexington Mass., Toronto 1980.
- IASA, Energy in a Finite World. A Global Energy Systems Analysis. Programleader Wolf Häfele, Laxenburg, Austria 1980.
- Interfutures, Facing the Future. OECD, Paris 1979.
- Papst Johannes Paul II., Enzyklika, Redemptor hominis, März 1979.
- Kahn, H., Wiener, A.J., Der Weg ins Jahr 2000. Bericht der Kommission für das Jahr 2000. Perspektiven, Prognosen, Modelle. München, Wien, Basel 1967.
- Leontief, W. et al., The Future of the World Economy. A United Nations Study, New York 1977.
- Meadows, D.L. et al., The Limits to Growth. Universe Books or New American Library, New York 1972. Studie an den Club of Rome.
- Mendlovitz, S. H., On the Creation of a Just World Order. The Free Press, New York 1975.
- Mesarovic, M., Pestel, E., Menschheit am Wendepunkt. Der zweite Bericht an den Club of Rome. DVA, Stuttgart 1974.
- Pearson, L.B. (Chairman), Partners in Development. Report of the Commission on International Development, New York 1969.
- Tinbergen, J. (Coordinator), RIO, Reshaping the International Order. A Report to the Club of Rome. E.P. Dutton & Co. New York 1976.
- Weltbank, Welt-Entwicklungsbericht 1978, Washington 1978; Weltentwicklungsbericht 1980, Washington 1980; Weltentwicklungsbericht 1982, Washington 1982.



---

Raymond Geuss

## Liberalismus, Präferenz, Glück

Einer alten abendländischen Tradition gemäß sind sich alle Menschen insofern gleich, als sie das gleiche »Wesen« haben und gleichmäßig danach streben, dieses »Wesen« zu verwirklichen. Ob ein gegebener einzelner Mensch es weiß oder nicht, prägt dieses Streben sein ganzes Handeln und Wollen und legt eine ganz bestimmte Lebensweise fest als die für ihn objektiv richtige, d. h. als die einzige Lebensweise, innerhalb deren dieses Streben sein Ziel erreichen kann. Sein Wesen und die diesem Wesen angemessene Lebensweise sind dem Menschen Gegenstand einer möglichen Erkenntnis in dem strengen Sinne von »Erkenntnis«: Wer eine andere als die objektiv vorgegebene Lebensweise für richtig hält, hat nicht etwa nur eine abweichende Meinung, sondern befindet sich im Irrtum. Das objektiv richtige Leben ist auch das einzige, das »glücklich« genannt zu werden verdient, denn der Mensch ist in dem Maße glücklich, in dem es ihm gelingt das, was er wirklich erreichen will, zu erreichen; die ihm von seinem Wesen vorgeschriebene Lebensweise ist, aber, *ex hypothesi* das was er eigentlich immer verwirklichen will (auch wenn er das nicht weiß). Also hat auch der Unwissende ein objektives Interesse daran, notfalls dazu gezwungen zu werden, »richtig« zu leben.

In den letzten paar hundert Jahren hat diese traditionelle Auffassung zunehmend an Plausibilität verloren und ist Zielscheibe einer zweifachen Kritik geworden. Erstens wird behauptet, es gäbe kein »Wesen« des Menschen in dem traditionellen Sinne und folglich auch keine allen Menschen objektiv vorgeschriebene, allein richtige Lebensweise. Insbesondere könne niemand *a priori* wissen, was andere Menschen »wirklich« wollen, was für ein Leben sie »wirklich« anstreben.

Die zweite Art von Kritik ist anti-paternalistisch: Auch wenn wir in einem Ausnahmefall in der Tat besser wüßten, was ein bestimmter Mensch wirklich will, als er es selber weiß, sollten wir ihm die letzte Handlungsentscheidung überlassen, denn nur ein von dem Betroffenen selbst frei gewähltes Leben kann wahrhaft gut und glücklich sein. Die Autonomie des menschlichen Subjektes soll also jetzt Grundlage der Ethik werden.

Da es sich so gut wie immer lohnt, ganz extreme Positionen zu studieren, fangen wir mit der Analyse einer Position an, die so extrem ist, daß sie fast eine Parodie des anti-paternalistischen Ansatzes darstellt. Anhänger dieser Position, die ich »revealed preference-Liberalismus« nennen werde, argumentieren wie folgt: Der einzelne Mensch ist der letzte Richter über sein

eigenes Glück und darf nicht bevormundet werden. Er führt ein gutes und glückliches Leben, sofern er seine eigenen wirklichen Wünsche und Präferenzen befriedigen kann, und seine wirklichen Präferenzen sind die, die in seinem faktischen Verhalten in Wahlsituationen »in Erscheinung treten«, d. h. die, die sein faktisches Handeln bestimmen. »Otto will wirklich lieber Kaffee trinken als Tee« *hegt* einfach »In Situationen, wo er die Wahl hat, bestellt Otto faktisch Kaffee und nicht Tee.«

Möglicherweise ist dieses Modell der »revealed preferences« für gewisse rein ökonomische Zwecke vollkommen brauchbar, aber es scheint sich recht wenig dazu zu eignen, den letzten Rahmen für eine ernsthafte Diskussion des »guten« menschlichen Lebens im ganzen abzugeben, hat es doch keinen Platz für Lernprozesse, für Täuschung (bzw. Selbsttäuschung), für Unterschiede in der objektiven Dringlichkeit der Befriedigung von gegebenen Präferenzen, usw. Das Subjekt, das in diesem Modell zur Darstellung kommt, ist eine bloße Ansammlung von weiter nicht differenzierten Präferenzen; sein Glück ist die momentane, zufällige Befriedigung von ebenso zufälligen Impulsen; seine Freiheit ist nicht Autonomie, sondern Willkür.

Ein normaler, erwachsener Mensch ist aber ein kompliziertes System von miteinander verflochtenen Präferenzen verschiedener Sorte, »Präferenz« in dem üblich gewordenen, sehr weiten Sinne verstanden. Ich habe nicht nur *bloße* Präferenzen, sondern auch begründete Präferenzen. Vielleicht habe ich keinen nicht-trivialen, bzw. nicht-zirkulären Grund für meine Vorliebe für Tee, aber für andere meiner Präferenzen gibt es durchaus angebbare Gründe, z. B. für die Präferenz, daß nicht weiter aufgerüstet wird. Viele von meinen Präferenzen beziehen sich auf Zustände der Außenwelt - mir ist das Klima von East Anglia lieber als das von Texas oder Italien; andere beziehen sich auf mich selbst, auf meinen Charakter, auf meine Persönlichkeitseigenschaften - ich würde z. B. vielleicht gerne in meinem Umgang mit anderen Menschen weniger nachgiebig sein. Ich kann auch sogenannte »Präferenzen zweiter Stufe« haben, Präferenzen, die meine eigenen gegebenen Präferenzen zu ihrem Gegenstand haben. So kann ich eine effektive Präferenz »erster Stufe« haben - »effektiv« in dem Sinne, daß sie mich zum Handeln bewegt - die ich lieber nicht hätte. »Auf der ersten Stufe« hat der willensschwache Kettenraucher eine ganz eindeutige Präferenz, die auch effektiv ist - wenn man ihm eine Zigarette anbietet, zündet er sie sofort an - aber es braucht nicht bloß Selbsttäuschung oder Heuchelei zu sein, wenn derselbe Kettenraucher behauptet, daß er (»auf der zweiten Stufe«) den Wunsch zu rauchen lieber nicht hätte.

Von den »Präferenzen zweiter Stufe« muß man Befriedigungspräferenzen unterscheiden. Aus der Tatsache, daß ich einen bestimmten Wunsch oder eine bestimmte Präferenz lieber nicht *direkt* befriedigen möchte, folgt

keineswegs, daß ich den Wunsch aus der Welt schaffen möchte, wie in dem Falle des Kettenrauchers, der vielleicht gern das Bedürfnis zu rauchen lieber überhaupt nicht empfinden würde. Möglicherweise lege ich sogar großen Wert darauf, den Wunsch nur indirekt, symbolisch, oder sublimiert zu befriedigen, und würde sowohl direkte Befriedigung als auch vollständige Ausrottung als eine Verarmung meines Lebens auffassen.

Schließlich kann ich Präferenzen haben, die sich auf die Umstände der Erwerbung, bzw. der Bildung meiner Präferenzstruktur beziehen. So habe ich z.B. einige ganz ausgesprochen starke negative Erwerbungspräferenzen:

a) ich will meine Präferenzen erster Stufe nicht unter Bedingungen der unvollständigen relevanten Information oder des (relevanten) Irrtums erwerben

und

b) ich will meine Präferenzstruktur nicht unter Bedingungen der Entbehrung, der Unfreiheit, oder des Zwanges bilden.

Warum ich überhaupt Erwerbungspräferenzen habe, und warum ich die habe, die ich eben habe, sind komplizierte Fragen. Wenn ich wüßte, welche menschliche Präferenzstruktur die »richtige« ist, würde ich wohl auch wissen, welche ich am liebsten haben möchte, nämlich die, die richtig ist. Wenn ich z.B. eine soziologische, oder biologische, oder psychologische Theorie hätte, die nur eine ganz bestimmte Sorte von Präferenzstrukturen als »gesund« (also, als »richtig«) gelten ließe, könnte ich empirische Gründe für bestimmte Erwerbungspräferenzen haben: Ich möchte meine Präferenzen unter den-und-den Umständen bilden, weil ich meine, daß ich unter den-und-den Umständen die beste Chance habe, die (*ex hypothesi*) von mir bevorzugte (d. h. die »gesunde«) Präferenzstruktur zu erwerben. In solchen Fällen hat man ein Argument in zwei Schritten: 1) Da diese Präferenzen die richtigen sind, sind sie auch die, die ich am liebsten haben möchte, 2) Da ich diese Präferenzen haben möchte, möchte ich meine Präferenzen unter den-und-den Bedingungen bilden. Die Präferenzen zweiter Stufe (»Diese Präferenzen möchte ich haben«) schreiben in dem zweiten Schritt, zusammen mit der (empirischen) Theorie der Präferenzbildung, einfach die Erwerbungspräferenzen vor. In derartigen Fällen werde ich sagen, daß die Erwerbungspräferenzen von den Präferenzen zweiter Stufe »abhängig« sind.

Der philosophische Liberalismus kehrt dieses Verhältnis zwischen Präferenzen zweiter Stufe und Erwerbungspräferenzen um. Von vornherein fest stehen gewisse Erwerbungspräferenzen - man will die Präferenzstruktur unter Bedingungen der Freiheit und der vollständigen Information bil-

den; »richtig« (und auf der zweiten Stufe gutzuheißen) sind einfach die Präferenzen, die unter diesen Umständen entstehen, welche immer sie auch sind. In solchen Fällen werde ich sagen, daß die Präferenzen zweiter Stufe von den Erwerbungspräferenzen »abhängig« sind.

Nichts schließt aus, daß ein Mensch voneinander unabhängige Erwerbungspräferenzen und Präferenzen zweiter Stufe hat. In solchen Fällen können allerdings leicht empirische Unverträglichkeiten zwischen den Erwerbungspräferenzen und den Präferenzen zweiter Stufe auftreten. Der anti-autoritäre Gräzist will z.B., daß seine Zöglinge »spontan und ungezwungen« eine Liebe zur griechischen Grammatik entwickeln.

Vermutlich meint der Liberale, der gegen bestimmte Agenten geltend macht, daß sie ihre Präferenzen nicht autonom gebildet haben, damit an ihnen eine Art »innere Kritik« zu üben; er nimmt an, daß die Kritisierten selbst seine liberalen Erwerbungspräferenzen teilen, d.h. daß auch sie ihre Präferenzstruktur gern autonom gebildet hätten, und daß der Nachweis, daß das nicht der Fall gewesen ist, ihnen guten Grund gibt, die fraglichen Präferenzen zu ändern.

Aber selbst wenn die kritisierten Agenten die »richtigen« Erwerbungspräferenzen haben - was gar keine Selbstverständlichkeit ist - folgt daraus noch nicht automatisch, daß die liberale Kritik ihre beabsichtigte Wirkung haben wird. Vielleicht habe ich meine Vorliebe für Tee, weil ich bei meiner irischen Großmutter aufgewachsen bin, wo es immer nur Tee und nie Kaffee gab. Das waren sicherlich keine Umstände der Freiheit in dem hier in Betracht kommenden Sinne: Ich hatte gerade *nicht* als gut und vielseitig informierter, autonomer Konsument eine gleichwertige Gelegenheit, Tee und Kaffee auszuprobieren und eine freie Wahl zwischen beiden zu treffen. Trotzdem gibt mir diese Einsicht in die Unfreiheit des faktischen Zusammenhangs, innerhalb dessen ich meine Vorliebe für Tee erworben habe, noch lange keinen Grund, diese Präferenz in irgendeiner Weise zu ändern. Wie immer ich sie auch erworben habe, jetzt ist *sie* meine Präferenz, und insofern sie mich jetzt zufriedenstellt und keinem anderen schadet, kann ich ihren Ursprung für belanglos halten.

Daraufhin kann aber der liberale Kritiker mit einer differenzierteren Fassung seiner These aufwarten: Nicht der *tatsächliche* Ursprung der Präferenzstruktur ist maßgebend, sondern ihr *möglicher* Ursprung. Meine Vorliebe für Tee habe ich zwar faktisch unter Bedingungen der Unfreiheit erworben, aber die Unfreiheit war keineswegs *nötig*, um diese Präferenz zu produzieren. Was ich für Präferenzen unter Bedingungen der vollkommenen Freiheit erworben hätte, ist vielleicht objektiv unbestimmt - vielleicht wäre es eine Präferenz für Tee, vielleicht für Kaffee, vielleicht hätte ich da überhaupt keine eindeutige Präferenz - aber die Freiheit schließt die Erwerbung einer Präferenz für Tee nicht aus. Diese Präferenz verfällt also nicht der Kritik, denn sie »hätte frei erworben werden können.«



Die genaue Bedeutung dieser Redewendung »X hätte frei erworben werden können« ist ziemlich unklar, aber setzen wir den Fall, daß es Präferenzstrukturen gibt, für deren Erwerbung Unfreiheit notwendig ist. Die liberale These lautet jetzt, daß die Träger derartiger Präferenzen sich vernünftigerweise durch den Nachweis, daß ihre Präferenzstruktur *wesentlich* in Unfreiheit wurzelt, betroffen fühlen müssen.

Die Beispiele, die dem Liberalen hier vorschweben, sind etwa Fälle von Perversion. Es wird davon ausgegangen, daß wir über ein Gesetzeswissen verfügen, nach dem kein Mensch mit einer irgendwie normalen, auch nur relativ freien Entwicklungsgeschichte z.B. eine feste sadistische Präferenzstruktur entwickeln wird. Vielmehr wird ein Kind einen sadistischen Charakter nur dann entwickeln, wenn es durch traumatische Erlebnisse (also durch Zwang) daran gehindert wird, auf andere Art und Weise mit seinen aggressiven Regungen fertig zu werden.

Grundlegende Aspekte der Persönlichkeit können natürlich nicht von heute auf morgen verändert werden, und der liberale Kritiker erwartet auch nicht etwa, daß der Sadist sich sofort eine ganz neue Präferenzstruktur zulegt, sondern nur, daß er seine Einstellung zu seinen gegebenen Präferenzen ändert, daß er die Stichhaltigkeit der Kritik an seiner Präferenzstruktur zugibt, seine sadistischen Impulse nicht mehr an seinen Mitarbeitern ausläßt, seine sadistischen Präferenzen nicht mehr billigt und weiter kultiviert, sondern, sofern er kann, gegen sie ankämpft, usw. Die Kritik soll den Sadisten also dazu bringen, seine Präferenzen zweiter Stufe zu ändern.

Auch diese verbesserte Form der liberalen Kritik braucht aber nicht unbedingt »zwingend« zu sein. Von den Existentialisten können wir die triviale Erkenntnis übernehmen, daß der Mensch in eine Welt, eine Gesellschaft und eine Familie hineingeboren wird, die er nicht gewählt hat. So wird es normalerweise ganz grundlegende Elemente meiner Persönlichkeitsstruktur geben - Elemente, die mich als das empirische Subjekt das ich bin geradezu konstituieren - die ich nicht nur faktisch »nicht autonom« erworben habe, sondern die ich totsicher nicht erworben hätte, wäre ich vollkommen frei gewesen. Jetzt *bin* ich aber das, was ich unter jenen Bedingungen habe werden können.

Wenn das mein allgemeines Bild der *situation humaine* ist, könnte mich der spezifische Nachweis, daß ich diesen oder jenen Teil meiner Präferenzstruktur nicht autonom erworben hätte, kalt lassen - was wäre anders zu erwarten, da autonome Präferenzbildung eher eine sehr untypische Ausnahme ist? Ein positiver Grund, meine Einstellung zu meinen Präferenzen zu ändern, müßte sich auf gegenwärtige Eigenschaften oder mögliche zukünftige Effekte dieser Präferenzstruktur beziehen - etwa, daß sie langfristig schädlich ist - und nicht auf die mögliche Geschichte ihrer Bildung. Der »Ursprung« der Präferenzstruktur wäre natürlich ein derartiger Grund,

wenn man zusätzlich wüßte, daß Präferenzen, die nicht autonom erworben werden können, auch notwendigerweise wesentlich zwanghaft oder sonstwie unbefriedigend sein müssen, aber woher weiß man das?

Diese Spielart des Liberalismus setzt mit anderen Worten voraus, daß es so etwas wie »notwendigen Zwang« nicht geben kann, bzw. der Liberale muß bestreiten, daß es Präferenzzustände geben kann, die positiven Wert haben, den Träger in hohem Maße befriedigen, gesellschaftlich oder sonstwie notwendig sind, die aber nur durch Zwang produziert werden können.

Vielleicht kann der Sadist aber rückblickend feststellen: »Sadist wäre ich in der Tat nie geworden, wenn ich früher ganz frei gewesen wäre, und nur diesem früher an mir ausgeübten Zwang habe ich es zu verdanken, daß ich mich zu dieser so wertvollen und mich so sehr beglückenden sadistischen Persönlichkeitsstruktur habe durchringen können.«

Für diejenigen von uns, die keine Masochisten sind, wäre es ein sehr willkommenes Ergebnis, wenn es sich herausstellen sollte, daß Platon recht hat, und daß kein Sadist »wirklich« mit seinem Präferenzzustand zufrieden sein kann, daß also Aussagen wie die obige immer auf Selbsttäuschung beruhen müssen. Oder sollte man nicht lieber das Prinzip der inneren Kritik revidieren?

Die ganze bisherige Diskussion leidet natürlich sehr daran, daß die grobe Dichotomie »Zwang (= Unfreiheit)/Freiheit«, mit der operiert wird, vollkommen unzulänglich ist. »Zwang (= Unfreiheit)« umfaßt sowohl die Tatsache, daß meine Großmutter keinen Kaffee im Hause hatte, als auch systematische körperliche Mißhandlung. Es ist vielleicht kein Zufall, daß wir umgangssprachlich (zumindest im Englischen, aber, soweit ich informiert bin, auch im Deutschen) weder in dem ersten noch in dem zweiten Falle sagen würden: »Man hat das Kind gezwungen.« Gezwungen wozu? Meine Großmutter hat mich nicht dazu zwingen müssen, Tee zu trinken, und da mir nie eingefallen wäre, Kaffee zu verlangen, hat sie mich auch nie dazu gezwungen, auf Kaffee zu verzichten. Was den zweiten Fall angeht, werden verwahrloste Kinder oft gar nicht dazu gezwungen, irgend etwas zu tun oder zu unterlassen, sondern sind in ihrer Handlungsfreiheit sehr wenig eingeschränkt; da man sie normalerweise ignoriert, können sie tun, was sie wollen, nur werden sie ab und zu mal (wenn sie auffallen) geschlagen. Die Annahme, daß diese beiden Fälle in ein eindimensionales Spektrum eingeordnet werden müssen, das sich zwischen den zwei Extremen »absolute Freiheit« und »absolute Unfreiheit« erstreckt, verwischt Unterschiede, die man besser durch Analyse deutlich hervortreten lassen sollte.

Handlungsfreiheit selbst ist kein absoluter Wert - klug kann auch handeln wer sich, wie Odysseus vor der Insel der Sirenen, in seiner Handlungsfreiheit einschränken läßt - und die liberale Erwerbungspräferenz ist nur eine unter vielen, die es verdienen, ernst genommen zu werden. Ich will nicht nur

meine Präferenzstruktur autonom bilden, ich will sie vielleicht auch in einer Gesellschaft bilden, in der alle genug zu essen haben, in der Gleichheit und Gerechtigkeit herrschen, usw. Aus der Tatsache, daß Reflexion auf den möglichen autonomen Ursprung meiner Präferenzen kein Allheilmittel ist, folgt natürlich nicht, daß sie überhaupt keinen Wert hat, denn in einzelnen Fällen kann sie sehr wohl Subjekte dazu bringen, ihre Einstellung zu ihrem Präferenzsystem begründet zu ändern; diese Art von Reflexion dürfte allerdings nur *ein* Element sein in einem komplizierten Prozeß, an dessen Ende vielleicht ein geläutertes Präferenzsystem steht.

Ein glückliches Leben unterscheidet sich vermutlich von einem bloß angenehmen Leben oder von einem Leben, in dem möglichst viele der gegebenen Präferenzen erster Stufe befriedigt werden. *Nur* dann führe ich ein glückliches Leben, wenn ich dieses Leben ohne Illusionen auch billigen oder gutheißen kann. »Ohne Illusionen« heißt sowohl, daß meine Präferenzen objektiv nicht auf Irrtum oder Ignoranz beruhen, als auch, daß meine Billigung dieses Lebens keiner Illusionen bedarf. Meine Billigung meines eigenen Lebens ist aber in höchstem Maße »ohne Illusionen«, wenn die effektiven Präferenzen, die dieses Leben leiten, den Vergleich mit anderen möglichen Präferenzstrukturen nicht zu scheuen brauchen, d.h. wenn ich als Subjekt bereit bin, auch dann zu meiner effektiven Präferenzstruktur zu stehen, wenn ich weiß, unter welchen Bedingungen ich sie erworben habe, *und* welche *andere* Präferenzstruktur ich möglicherweise unter günstigeren Bedingungen erworben hätte. Das setzt aber eine gewisse minimale Verträglichkeit zwischen den verschiedenen Elementen meiner gesamten Präferenzstruktur voraus - zwischen Präferenzen erster Stufe und Präferenzen zweiter Stufe, zwischen Erwerbungspräferenzen und Präferenzen zweiter Stufe, usw. In der Herstellung einer solchen Kohärenz der Präferenzstruktur kann die Reflexion eine wichtige Rolle spielen.

Mein eigenes Leben werde ich nicht ausschließlich aufgrund einer positiven Einstellung zu meinen effektiven Präferenzen gutheißen, sondern ich werde sicherlich auch die Art und das Ausmaß der **Befriedigung** dieser Präferenzen mit in Betracht ziehen wollen. Das Ausmaß der Befriedigung wird allerdings zum großen Teil von externen Faktoren abhängen, die sich meiner Verfügung entziehen; Priamos' Schicksal ist immer eine offene Möglichkeit.

Der Liberalismus hat insofern recht, als verschiedene Menschen auf verschiedene Art und Weise glücklich werden können. Auch hier kann Reflexion manchmal von Nutzen sein: Unter gewissen Umständen können sich Menschen durch Reflexion klar werden, welcher Art von Glück sie fähig sind. Daß der Kleinbürger aber durch seine regelmäßigen, reichhaltigen Mahlzeiten im Prinzip ebenso glücklich werden kann, wie der Künstler durch seine Kunst, der Aktivist durch seine politische Tätigkeit oder der

Wissenschaftler durch seine Wissenschaft, impliziert natürlich nicht, daß jede mögliche Lebensweise (oder jedes glückliche Leben) den gleichen Wert hat.

Das hier Aufgezeichnete geht auf Diskussionen mit zahlreichen Freunden und Kollegen in Cambridge, Heidelberg, Yale, und im Philosophischen Kreis der FU Berlin zurück. Allen Teilnehmern an diesen Diskussionen möchte ich hiermit danken.

Cambridge, England

August 1983

## Literaturverzeichnis

- Berlin, I. *Two Concepts of Liberty* (Oxford, 1958)  
 Dewey, J. *Human Nature and Conduct* (NYC, 1923)  
 Ders., *The Quest for Certainty* (NYC, 1929)  
 Elster, J. *Sour Grapes* (Cambridge, 1983)  
 Ders., *Ulysses and the Sirens* (Cambridge, 1979)  
 Frankfurt, H. »Freedom of the Will and the Concept of a Person« *Journal of Philosophy*, 1971  
 MacCallum, G. »Positive and Negative Freedom« in *Philosophy, Politics, and Society: Fourth series* ed. Laslett, Runciman, Skinner (Oxford, 1972)  
 Mill, J. S. *On Liberty* (London, 1849)  
 Nozick, R. »Coercion« in *Philosophy, Politics, and Society: Fourth Series* ed. Laslett, Runciman, Skinner (Oxford, 1972)  
 Sandel, M. *Liberalism and the Limits of Justice* (Cambridge, 1982)  
 Sartre, J.-P. *L'être et le néant* (Paris, 1943)  
 Scanlon, T. »Preference and Urgency« *Journal of Philosophy*, 1975  
 Sen, A. »Choice, Orderings, and Morality« in *Practical Reason* ed. Körner (Oxford, 1974)  
 Stigler, G. und Becker, G. »De gustibus non est disputandum« in *American Economic Review*, 1977  
 Taylor, C. »What's wrong with negative liberty« in *The Idea of Freedom* ed. Ryan (Oxford, 1979)  
 Tugendhat, E. »Antike und moderne Ethik« in *Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften*, 1981.  
 von Weizsäcker, C. »Adaptive Preferences« (unpublished)

---

György Konrad

## Vom Staatssozialismus zum demokratischen Sozialismus

Eine mitteleuropäische Strategie

Die Besonderheit unserer Lage besteht darin, daß unsere Welt historisch und gesellschaftlich multipolar ist, militärisch jedoch bipolar. Die Frage ist, welche Wirklichkeit wirklicher ist: die historische oder die militärische?

Es gibt eine Kultur des bipolaren Spiels: den ideologischen Krieg, die Vermutung, daß die andere Seite Böses im Schild führt. Wenn die andere Seite böswillig ist, dann kann man mit ihr keinen Vertrag schließen, dann begreift sie nur die Position der Stärke. Keiner der Beteiligten ist unschuldig daran, daß die militärische Mentalität zunehmend die zivile Mentalität beherrscht. Beide Seiten lassen sich von der eigenen Mythologie, die der anderen Seite dämonische Absichten zuschreibt, verblenden. Das Argumentationssystem für die wechselseitige Aufrüstung besteht im ideologischen Krieg zwischen dem sowjetischen und dem atlantischen Block.

Gemessen an dem sozialistischen Internationalismus und an der atlantischen Treue ist die Aussicht auf eine Vernichtung unseres Erdteils von untergeordneter Bedeutung.

Es ist notwendig, daß wir in unseren Theorien jene gefährlichen Tendenzen erkennen, die einen dritten Weltkrieg moralisch-patriotisch rechtfertigen können. In Ost und West ist etwas nicht in Ordnung mit dem politischen Denken. Die politische Regelung kann nur im nachhinein auf die intellektuelle Regelung folgen. Tragikomödie der Mißverständnisse: vermutlich begreifen die Russen ebensowenig, warum die Amerikaner vor ihnen Angst haben, wie die Amerikaner nicht begreifen, warum die Russen vor ihnen Angst haben. Würden wir gründlich unter die Lupe nehmen, welche nicht-ideologischen Interessenkonflikte unserer Tage die russische und die amerikanische Nation voneinander trennen, so wären wir über die Geringfügigkeit des Trennenden überrascht. Sie wohnen weit voneinander, Land besitzen sie reichlich, es besteht keine traditionelle Antipathie, wodurch ein Keil zwischen sie getrieben werden könnte. Die einen führen Sozialismus und internationale Arbeiterklasse im Munde, die anderen die Demokratie und Gott. Doch mich dünkt, daß weder Sozialismus noch die internationale Arbeiterklasse, weder die Demokratie noch Gott von den Führern der Supermächte eine massenvernichtende Rüstungseskalation verlangen.

Die Diskussion um Marktwirtschaft und Planwirtschaft, um Mehrparteiensystem und Einparteiensystem kann nicht durch Atomwaffen entschieden werden. Die Politik ist nur aus sich selbst heraus zu verstehen. Es besteht keinerlei geschichtliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche, kulturelle Notwendigkeit für die politischen Eliten, sich für die eine oder die andere Strategie zu entscheiden. Was die Politiker tun, das tun sie deshalb, weil sie es tun wollen. Sie haben keinen anderen Grund. Wenn sie es nicht tun wollten, würden sie es nicht tun. Dann würden sie abdanken und wären nicht länger Politiker. Wenn die Politiker Krieg machen, dann geschieht es deshalb, weil die Politiker Krieg machen wollen.

Die Block-Intellektuellen, die die bipolare Block-Logik rechtfertigen, sind nicht weniger unschuldig an der Block-Konfrontation als die Block-Politiker. Der ideologische Krieg ist der einzige Krieg, gegen den Argumente Aussicht auf Erfolg haben, eine Chance zum Ausbau intellektueller Mediationen zwischen Moskau und Washington. Aus der Existenz von Ideologien folgt die Konkurrenz zwischen den Ideologien, doch folgt daraus nicht, daß die Konkurrenz nebenbei auch nuklear sein muß. In Wahrheit finden die Scharmützel auch heute nicht zwischen den Ideologien statt, nicht zwischen den Systemen, nicht zwischen Kapitalismus und Kommunismus.

Wer den Arbeitern des ideologischen Kriegs glaubt, daß zwei Systeme, zwei Ideologien miteinander ringen, der läßt sich übertölpeln von der aktuellen säkularisierten Metaphysik unserer Zivilisation. Amerikaner und Russen - zwei politische Klassen - schleichen im Ring umeinander herum. Jeder der beiden Weltmeister im Schwergewicht möchte zeigen, daß er der Stärkere ist auf der Welt.

Auf den sowjetisch-amerikanischen Konflikt kann man keine ideologische Dichotomie aufbauen, wie Kapitalismus versus Staatssozialismus, Demokratie versus Totalitarismus, Marktwirtschaft versus Planwirtschaft. Grundlegender ist die nationalstaatliche Strategie, die eine politische Klasse einer Nation entwickelt und als nationales Interesse deklariert.

Wegen der damals verhängnisvollen und heute unbegreiflich scheinenden deutsch-französischen Rivalität mußte Europa zwei Weltkriege erleiden. Der Prestigekampf zweier europäischer Mittelmächte lieferte unseren Erdteil an zwei mächtige Nationalstaaten außerhalb Europas aus. Ohne die deutsch-französische Rivalität kein Erster Weltkrieg, ohne den Ersten Weltkrieg kein Hitler! Ohne Hitler kein Jalta.

Wer soll in Europa die Vorherrschaft innehaben? Die Antwort auf diese Frage steht von vornherein fest: Niemand soll in Europa die Vorherrschaft ausüben. Jedem Volk ist die Selbstbestimmung zuzubilligen.

Es ist total sinnlos wegen der dummen Frage zu sterben, wer in der Welt die Vorherrschaft innehaben soll, Rußland oder Amerika. Niemand hat das

Recht oder die Berufung zur Führung der Welt. In Wahrheit gibt es nicht einmal eine Chance dafür.

Beide Sup ermächte sind daran interessiert, ihren nationalen Egoismus durch irgendeine universelle, internationale oder Mehrheitslegitimation zu rechtfertigen. Wahrscheinlich gefallen sich sowohl die Repräsentanten der russischen als auch der amerikanischen Machtelite in der Illusion, zur Führung der Welt berufen zu sein.

In Budapest ist es ziemlich klar, der Marxismus-Leninismus wird gebraucht, um zu erklären, warum die sowjetischen Truppen - allmächtig vierzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges - immer noch hier sind.

Die Sowjetunion kann sich in Osteuropa nicht beliebt machen, die Vereinigten Staaten nicht in Lateinamerika. Die amerikanische Elite ist noch empfindlicher als die russische, wenn es darum geht, die Versuchung der globalen Macht als Moral einer globalen Verantwortung zu artikulieren. Globale Verantwortung trägt Amerika gegenüber der Demokratie, eventuell auch Gott gegenüber. Gott und die Demokratie, das ist Amerikas Marxismus-Leninismus. Die Führer einer Weltmacht brauchen nicht nur die Weltmacht, sondern auch die angenehme Überzeugung, daß sie die denkbar edelsten Ideen vertreten.

Unsere autonomen Bestrebungen werden von Amerika insofern unterstützt, als sie sich - im Fall des Erfolgs wie des Zusammenbruchs gleichermaßen - zur Schwächung zentrifugaler Tendenzen des amerikanischen Raums ausnutzen lassen.

Ob ich die Position eines ungarischen Dissidenten gegen die Position beispielsweise eines türkischen, eines südkoreanischen oder eines lateinamerikanischen Dissidenten eintauschen sollte, das würde ich mir reiflich überlegen.

Die Chancen für eine osteuropäische Demokratie und der stabile Frieden in Europa sind miteinander verbunden. Frieden in Europa wird es nur dann geben, Atomrüstung in Europa wird es nur dann *nicht* geben, wenn es keinen Eisernen Vorhang gibt, wenn es keine gemeinsame sowjetisch-amerikanische militärische Demarkationslinie gibt, wenn es auf dem Territorium der europäischen Länder weder sowjetische noch amerikanische Truppen gibt, wenn also auch die Völker Europas aufgrund eines internationalen Vertrags ihre Selbstbestimmung zurückgewinnen. Der gegenwärtige europäische Status quo ist die Festschreibung des Ausnahmezustandes einer Nachkriegsbesatzung.

Gegenwärtig besitzt niemand eine umfassende Friedensstrategie, niemand verfügt über eine Philosophie, wie sich das System der internationalen Beziehungen entwickeln soll. Weder der Westen, noch der Osten vermochte dem jeweils anderen ein annehmbares geschichtsphilosophisches

und geopolitisches Angebot zu unterbreiten. Es lohnt nur ein globaler Vorschlag, die Teilvorschläge gehen in gegenseitigen Verdächtigungen unter. Der Westen ist nicht stark genug, um die in fremden Ländern stationierten sowjetischen Truppen zur Heimkehr zu zwingen. Es erhebt sich die Frage, wenn der Westen tatsächlich die Heimkehr der Russen wünscht, sie dazu aber nicht zwingen kann, ob er ihnen dann nicht sinnvollerweise ein für beide Parteien vorteilhaftes geschäftliches Angebot machen sollte. Man könnte zum Beispiel einen gegenseitigen und ausgeglichenen Truppenrückzug (z. B. in allen west- und osteuropäischen Ländern) vorschlagen.

Es ist merkwürdig, daß der Westen, dessen Wesen eine sinnvolle Kornpromißsuche entspricht, der Sowjetunion noch keinen konkreten und umfassenden Vorschlag unterbreitet hat. Nicht nur der Regierung, sondern auch der Gesellschaft. Einen vernünftigen Vorschlag, dessen Annahme auch für die Machtelite lohnend und vorteilhaft ist. Einen Vorschlag, der den Frieden nicht mit einer Demütigung der russischen Elite verbindet. Man muß den Russen Ruhe anbieten, damit sie ihre Wirtschaft und ihre Verwaltungsverhältnisse in Sicherheit reformieren können.

Das gegenseitige Festhalten an Jalta ist keine Perspektivstrategie, sondern lediglich die Konservierung des Bestehenden, die auf längere Zeit unmöglich ist. Die gegenwärtige Lage ist unnatürlich und beunruhigend. Aus dem Eisernen Vorhang folgt die Angst beider Parteien, daß die jeweils andere Seite einen Durchbruch vorhaben könnte. So ist es das Bemühen beider Parteien, die jeweils andere Seite mit militärischer Überlegenheit daran zu hindern. Dazu muß es eine Alternative geben.

Technisch-quantitative Abkommen führen nicht zum Frieden. Wir haben allen Grund, eine allgemeine Regelung der Rahmenbedingungen zu fordern. Die europäische Integration kann nur durch die Transzendenz einer gemeinsamen europäischen Aktion einen schöpferischen Schwung bekommen. Auch gibt es für das Leben der Westeuropäer keine Sicherheit, solange die Osteuropäer eine Besatzungsmacht im Land haben.

Was erwarten wir vom Westen? Initiative und schöpferische Friedensvorschläge, die zum Abriß des Eisernen Vorhangs führen. Ein großer Teil der Westeuropäer bewegt sich auch von selbst auf die Neutralität zu. Doch bevor Westeuropa ohne jegliche Bedingung neutral wird, könnte es im Tausch dafür die Neutralisation Osteuropas verlangen. Wenn die europäischen Staaten gegenseitig und auf Vertragsbasis die beiden Militärblöcke verlassen und den Eisernen Vorhang beseitigen, wird eine fundamentale Friedensgarantie gegeben sein.

Ich halte Westeuropas Glück für ebenso unsicher wie unser Unglück. In Friedenszeiten sind die westeuropäischen Regierungen viel unabhängiger als die osteuropäischen Regierungen. Im Konfliktfall ist die Lage die gleiche: Die Autonomie befindet sich auf der Nullstufe.



Die inneren Schwächen Ungarns und die Besetzung des Landes führten zu einem Syndrom der eingeschränkten Unabhängigkeit. So sind wir weder als Nation noch als Gesellschaft mündig. Durch die Großmacht-Vormundschaft wird nicht nur unser Bündnisstatus festgelegt, sondern auch unser gesellschaftlicher Rahmen. Fundamentaler Gradmesser für unsere Bündnistreue ist die Beibehaltung der politischen Struktur sowjetischen Typs und des autoritären Einparteiensystems. Das heißt eine Rollenverteilung, worin der Parteienstaat immer nur beschließt, während der Bevölkerung, den sogenannten werktätigen Massen, nichts anderes übrigbleibt, als die Beschlüsse durchzuführen. Das Einparteiensystem birgt die Möglichkeit des wirtschaftlichen Verfalls in sich. Wenn an der Spitze eines solchen Staates aufgeblasene und charakterlich schlechte Leute stehen, haben sie die Möglichkeit, ihre törichten Ideen zu verwirklichen, ohne auf andere hören zu müssen, niemand kann sie an der Verschwendung von Milliarden hindern. Im Gegenteil, die Durchführung der unvernünftigen Entscheidung unterliegt der Parteidisziplin. Annähernd drei Viertel der Führungskader in den Unternehmen und Instituten sind Parteimitglieder, obwohl von den Einwohnern über achtzehn nur jeder zehnte Mitglied der Partei ist. Wenn die politische Zuverlässigkeit Vorrang vor der Begabung hat, wenn überwiegend nur Parteimitglieder Führungspositionen einnehmen können, dann ist im neu scheinenden Staatssozialismus das oberste Gebot der antifeudalen Revolution - die Rechtsgleichheit der Bürger - noch nicht garantiert. Da dieser Zustand permanent das Rechtsempfinden der parteilosen neun Zehntel verletzt, kann die Herrschaft des einen Zehntels über die neun Zehntel nur mittels Zensur, durch eine starre Hierarchie und durch einen überall auf der Lauer liegenden, aufgeblähten Polizeiapparat aufrechterhalten werden. Von Lateinamerika bis Osteuropa birgt die an das Einparteiensystem gebundene Regierungsform strukturell die gegen sie gerichtete Möglichkeit einer demokratischen gesellschaftlichen Bewegung in sich.

In der Politik entmündigte Staatsbürger können auch in der Wirtschaft nicht mündig sein. Die Untertanen des paternalistischen Staates sind träge und nachlässig. Sie haben nicht einmal vor sich selbst Achtung. Warum sollten sie Achtung vor ihrer Arbeit haben? Wenn die Gesellschaft gegenüber dem Staat den Preis für die Arbeitskraft nicht durch gesetzliche Mittel in die Höhe treiben kann, dann wird sie es durch ungesetzliche tun. Auf Zwang reagiert das Volk mit langsamer Arbeit, mit Geschäftigkeit. Die menschlichen Schwächen, durch die die Leistung der sozialistischen Wirtschaft anhaltend vermindert wird, sind die Formen des Volkswiderstands, sie sind stärker als behördliche Strenge. Selbst wenn im Politbüro und in der Plankommission lauter Genies säßen, könnten dadurch die demokratischen Rechte der Arbeitnehmer nicht ersetzt werden. Wer an der Ent-

scheidungsverantwortung nicht teilhaben kann, der hat auch nicht an der Durchführungsverantwortung teil.

Mitten in Europa ist Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ohne Demokratisierung auch kein Wirtschaftsgleichgewicht möglich. Von einem Reformdenken, das nur an den zentralen Regulativen herumbasteln würde, jedoch allein schon beim Gedanken an eine kompensierende Gegenmacht erschrickt, haben wir nicht zuviel zu erwarten.

Durch den zentralisierten politisch-ökonomischen Mechanismus wird die Arbeitsproduktivität der ihm untergeordneten Gesellschaft gemindert; durch diesen Mechanismus wird die nationale Arbeit abgewertet, eine chronische Wirtschaftskrise erzielt. Die zentralisierte Planwirtschaft reproduziert vor allem die erweiterte zentralisierte Planwirtschaft und weniger das Volksvermögen. Wenn die Wirtschaftsreform »da oben« steckenbleibt, wird sie »da unten« vom Volk gemacht, wie es ihm nur irgend möglich ist. Das ist die zweite Wirtschaft. Sie bleibt, ergänzt und unterstützt die erste, die offizielle, die geplante Wirtschaft.

Man kann den Arbeitnehmern alles mögliche wegnehmen, eines jedoch nicht, nämlich ihre Arbeitskraft. Die Arbeitnehmer können sich nicht nur übereignen, sondern auch zurückhalten. Die Gesellschaft hat so viel Verstand, daß die Staatsführung nicht klüger sein wollen sollte. Jeder hat ein geringes Entscheidungsrecht, und das verkauft er. Hier macht ein jeder Geschäfte, selbst derjenige, der dies im Westen nicht tun würde. Vom Monopol der Zentrale fällt auch für den kleinen Mann auf der Straße etwas ab, und der hat gelernt, daß sich jedes kleine Vorrecht verwerten läßt. Anstelle der bürgerlichen Marktwirtschaft - Markt der unscheinbaren Monopole der Staatsbeamten. Im Umkreis der Paschas der zentralen Umverteilung blüht die Bakschischkultur. Wo alles dem Staat gehört, gehört dem Staat gar nichts mehr. Wo der Staat allmächtig ist, dort ist der Staat ohnmächtig.

Es ist eine totalitäre und eine patriarchalische Variante eines solchen Systems vorstellbar, ein strenger und ein nachsichtiger Stil, Isolation und Offenheit. Auf abweichende Meinungen können sofort Repressionen folgen, doch es kann auch eine Zeitlang Toleranz geübt werden.

In den Untertypen kann es Unterschiede geben, doch die existentiell wichtigen Funktionsprinzipien des Haupttyps können auf die Dauer nicht ohne direkte oder indirekte Strafaktionen der »Reichszentrale« in Zweifel gezogen werden. Neutralität, Mehrparteiensystem und Selbstverwaltung - die drei spontan aufkommenden Ansprüche der Völker Ost-Mitteleuropas - sind mit der Struktur des Reichs unvereinbar. Es hat sich erwiesen, daß die drei Forderungen zusammengehören. Die eine zieht die andere nach sich.

In der staatssozialistischen Gesellschaft ist in den Menschen der Anspruch auf Selbstverwaltung erwacht. Wenn auch nicht in den zentralen Organen, so doch wenigstens am Arbeitsplatz und am Wohnort. Die Selbstverwaltung ist heute in Osteuropa tatsächlich die Frage aller Fragen. Von wem erhalten die Führer die Ermächtigung? Von oben, vom Machtzentrum? Oder von gewählten Körperschaften der von ihm unabhängigen Arbeitnehmer? Statt des zentral ernannten staatlichen Chefs wollen die Arbeiter Osteuropas keinen privatkapitalistischen Chef. In der ungarischen Revolution von 1956 bezeugten die Arbeiterräte die Notwendigkeit der Demokratie auf allen Ebenen. Im Parlament gleichermaßen wie in den Fabriken. Die polnischen Arbeiter verzichteten auf das Parlament, jedoch nicht auf die Fabriken. Die Arbeitnehmer interessieren sich wenigstens ebensowenig dafür, wer in welcher Weise in der Regierung entscheidet. Das ist verständlich. Die Demokratie, die dort ist, wo auch wir sind, läßt sich eher wahrnehmen, als die andere Demokratie da oben, wo wir nicht sind. Die Demokratie der einfachen Bürger ist interessanter als die Demokratie der Berufspolitiker. Wenn die Staatsbürger aktiv werden können, geben sie sich nicht damit zufrieden, nur einmal alle vier Jahre zu entscheiden, und auch dann nur darüber, welche Partei die Minister ernennen soll. Wenn es nur eine parlamentarische Demokratie gibt, jedoch keine Selbstverwaltung, dann agiert nur die politische Klasse auf der Bühne.

In der unmittelbaren, selbstverwalteten Demokratie agiert interessanterweise auch das Publikum. Heute aber hat es bereits den Anschein, daß die legale Selbstverwaltung im Einparteienstaat eine Massenorganisation der Partei sein wird; sonst wird es keine Selbstverwaltung geben.

Keine einzige Ebene der gesellschaftlichen Selbstbestimmung läßt sich von der jeweils anderen Ebene durch eine scharfe Trennlinie isolieren. Wenn sich die Gesellschaft eines Randstaates von irgendeiner wesentlichen Komponente des sowjetischen Modells freimachen wollte, erfolgte immer die militärische Vergeltung. Die Loyalität gegenüber der Sowjetunion und gegenüber dem lokalen Politbüro ist ein *conditio sine qua non* des Systems. Die Vorstellung, wir könnten Moskau betrügen, ist ein Selbstbetrug. Demokratie und Unabhängigkeit sind für uns Ungarn hier und jetzt ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Grundstruktur der politischen und wirtschaftlichen Macht ist nicht in dem Maß zu reformieren, daß tatsächlich vom Machtzentrum unabhängig bleibende Entscheidungszentren entstehen. Eine substantielle Reform bestünde darin, daß die Unabhängigkeit der neuen legalen Entscheidungszentren per Gesetz und Verfassungsgericht garantiert würde. Unseren Wunschbildern können wir uns kontinuierlich, mit bescheidenen Schritten, nähern, allerdings ohne ihnen tatsächlich nahezukommen.

Die harte Struktur bleibt, doch die weiche Struktur ist reformfähig. Im Vergleich zur institutionellen Ordnung der Machtausübung sind Geist und Stil der Machtausübung flexibel und variabel. Ist die Amtsträgerschicht menschlich, ist auch die autoritäre Herrschaft erträglich. Für alle, die die Struktur verantwortlich machen, heißt das Befreiung von der Verantwortung.

Es ist sehr wichtig, welche Menschen über uns Macht ausüben. Ich habe den Eindruck, daß sich die politische Führung Ungarns über Moskau keine Illusionen macht, daß sie weiß, mit wem sie es zu tun hat. Illusionslosigkeit und zuverlässige Loyalität können miteinander in Einklang gebracht werden. Darum ist diese Führung in der Lage, die Wünsche der ungarischen Gesellschaft und der russischen Elite in ein relatives Gleichgewicht zu bringen. Die ostmitteleuropäischen Führer sind nationale Politiker, sofern sie eine Mittlerrolle spielen, sofern sie zugleich im Sinne von lokalen Interessen und von Interessen des Reichs entscheiden können, so daß die lokalen Interessen geringfügig, jedoch nicht gar zu provokatorisch, gewahrt werden.

Hoffnungen auf radikale strukturelle Veränderungen sind ungerechtfertigt. Wir können höchstens die bedächtige Bereitschaft der aufgeklärten patriarchalischen Autorität zu stufenweisen liberalen Reformen erreichen. Für uns ist die liberal-konservative Abart des Kommunismus das geringste Übel, das wir in Ungarn um uns herum und in uns wahrnehmen können.

Gibt es für uns eine Alternative zum resignierten Karrieredenken der Staatsmenschen? Wettkampf der Resignationen. Wer kann seine Sehnsüchte so leicht zu Grabe tragen, und wieviel Argumente hat er dafür, daß dies für ihn sogar günstig ist? Leidenschaftliches Denken wird durch Klatsch aus dem öffentlichen Leben verdrängt. Die Zuschauer finden sich mit den schwerfälligen Spielregeln ab, die moralisierende Beschimpfung der Spieler ist genüßlicher. Vorsichtige Menschen forschen sich gegenseitig mit niedergeschlagenen Augen aus und zwinkern sich ihre Hintergedanken zu. Kluge Leute halten es für ratsam, sich weniger klug zu zeigen, und das scheint ihnen immer leichter zu gelingen. Sie wännen, die Macht sei ein allwissender Dämon, der alle schwarzen Punkte registriert, und die katastrophale Vergeltung sei nur aufgeschoben und nicht aufgehoben. In den Augen des Untertanen ist der Staat die ganze Welt, während er selbst nur ein Pünktchen ist. Das Pünktchen versucht, eins zu werden mit der Welt.

Die Schmähungen hinter dem Rücken der Chefs sind der Zement der Diktatur. Die goldenen Jahre des guten Tons: Andeutungen machen, in Rätseln sprechen, etwas zu verstehen geben. Etwas ohne Umschweife auszusprechen zeugt von ungeschliffenem Verhalten. Erfolgt ein solcher Fauxpas in einer guten Gesellschaft, verstummen die anderen und wechseln das Thema. Nur wer vermutlich ebenfalls in schlechter Gesellschaft verkehrt,

lächelt. Die Duplizität der öffentlichen und vertraulichen Meinung diszipliniert uns auch zu Hause, dort in der Leitung sitzt der Dritte. Was sich außerhalb des Kopfes befindet, ist bereits Öffentlichkeit, lügen ist angebracht. Methodologie des Durchkommens und sich-Versteckthaltens, Wohnungsbunker, Fettsucht, Herzbeschwerden, täglich zwei Päckchen Zigaretten, nur zwischen den Zeilen leben.

Wenn es keine Verfassung gibt, die auch den Staat bindet, und wenn es über der Exekutivgewalt kein Verfassungsgericht gibt, dann wird die Herrschaft des Stärkeren über den Schwächeren durch nichts gebremst. Die ganze Gesellschaft ist eine Gesellschaft von staatsabhängigen, zensierten Staatsmenschen. Die Zensur ist auch dort präsent, wo gar nicht von Politik die Rede ist. Das Hauptwerk der Zensur ist die erfolgreiche Behinderung der Lust am Denken. Ein Leben unter den Bedingungen der Zensur ist kein allzu großes Vergnügen. Es bringt Gesichter hervor, die vor Angst und übermäßigem Angepaßtsein langweilig geworden sind. Dies sei nicht erlaubt, jenes nicht ratsam, etwas anderes nicht zeitgemäß. Ich denke selbst dann an die Zensur, wenn ich nicht an sie denken will. Die Zensur füllt mein Leben selbst dann aus, wenn ich mich gegen sie entscheide.

Die Zivilisation des Staatsmenschen ist eine dauerhafte historische Wirklichkeit, sie besitzt bereits eine lange Vergangenheit und wir haben wenig Grund zur Vermutung, daß sie bald verschwinden wird. Diese Zivilisation reproduziert sich ständig in ihrem Subjekt, ihrem Hauptwerk neu: im Staatsmenschen, dessen Wesen Selbstzensur ist. Die Zensur ist die Wirklichkeit, die Zensur ist das Wesen der Wirklichkeit. Die Zensur ist keine ferne Behörde. Die Zensur, das sind wir selbst. Auch wenn wir sie hassen, prahlen wir doch zugleich mit ihr: wir finden unsere Unterdrückung interessant. Wir sind resigniert und angepaßt, wir sind Tagträumer und Komplizen. Ist es denn sicher, daß die Wahrheit immer gut und die Lüge immer schlecht ist? Die Wahrheit blüht erst in der streitbaren Liaison mit der Lüge.

Weshalb sollten wir uns dem Stärkeren vollkommen ausliefern? Wenn der Staatsbeamte überheblich ist, wird er vielleicht die amtsüblichen Spielregeln verletzen. Über ihn wird Quarantäne verhängt, er wird ein nervöser Privatier, der sein Ausgeschlossensein eher als Verstümmelung denn als seinen natürlichen Lebensrahmen empfinden wird, er verspürt von Zeit zu Zeit Heimweh nach der verlassenen staatlichen Wirklichkeit, weil sie *die Wirklichkeit* ist.

Die zentrale Staatslenkung ist kein Dämon, sondern eine Kulturform, die mit Hilfe auch der liberalen Reformer flexibel und zunehmend differenzierter geworden ist. Im konsolidierten Staatssozialismus ist ein gemäßigtes Freidenkertum möglich. Wenn ein Text dem Geist des Staates nicht allzu sehr entgegensteht, wird er herausgegeben werden. Der Staatsmensch

braucht heute keine Angst vor Säuberungen zu haben, das bürokratische Schicksal ist nicht länger irrational. Gemäßigte geistige Schwankungen eines Staatsmenschen werden von der Zentrale sanft gemaßregelt. Dem Deliquenten wird ein Rückweg in die Hierarchie gestattet, wenn auch in einer etwas niedrigeren Position.

Der Staatsintellektuelle genießt so eine ziemlich große Sicherheit und es zeugt von seiner ästhetischen Eleganz, wenn er vorsichtig wie ein konfuzianischer Mandarin formuliert, würdevoll abwägt, was er sagt und weise ein gut Teil von dem, was er weiß, verschweigt: ist es doch niemals vornehm oder gar notwendig, alles auf einmal auszusprechen. Dafür wird er entschädigt- ihm gehört die ganze Staatswelt mit den vielen internen Intrigen, mit den Aufregungen darüber, wer wohl aufsteigen und wessen Stern untergehen wird. Unsere Aufgabe ist es, so zu tun, als gäbe es keine Zensur. Weshalb sollte der Staatsmensch sich schämen? Weil er kühl sein Inkognito wahr? Darin besteht sogar die Schönheit seines Überlebens.

»Ihr seid die Züricher Bankiers Osteuropas!« entfuhr es im Herbst 1980 einem französischen Journalisten in Warschau, als ich sagte, wir seien sympathisierende Zuschauer des polnischen Dramas, weil mit unseren Reflexen vorläufig schwer ein lebensnäherer Kommunismus als der ungarische, als diese um größere Kompetenz bemühte konservative-liberale-autoritäre Herrschaft vorstellbar sei. Wir Ungarn haben eigentlich deshalb kein KOR und keine Solidarität gemacht, weil wir kaum glaubten, daß die kommunistische Macht mit den aus der gesellschaftlichen Selbstbestimmung hervorgehenden demokratischen Institutionen vereinbar sei. Bescheidene Illumination in einem jeweils anderen Land, dann wieder Verdunkelung. Kampf und Ausgleich sind gleichermaßen Selbstverwirklichung; wenn der Kampf nicht geht, kommt der Ausgleich. Doch sollte der Ausgleich tatsächlich nur ein notwendiges Übel sein in Ermangelung eines Besseren? Der ausgleichsbereite Mensch empfindet in unserer Kultur gegenüber den kampfbereiten Menschen immer weniger Scham. Das ungarische Volk hat mit den Türken, Deutschen und Russen nicht nur im Kampf zusammen gelebt, es kennt den Eroberer auch von unten, am Boden liegend ihn erobernd.

Die Sprache der Politik ist in dieser Gegend langweilig und ärmlich; unsere Selbstverwirklichung ist um so farbenfroher, je mehr sie sich von der Politik distanziert. Empfindsam-humorvolle Lebensweisheit, ahnungsvolle Klugheit, Scherz, komplizenhaftes Augenzwinkern, das ist unsere Artikulationsweise - ich weiß, was ich weiß, du weißt auch, was du weißt. Aus größerer Entfernung betrachtet, entdeckte ich in meinen regierungsfreundlichen und oppositionellen Bekannten ziemlich viel Ähnlichkeiten; es fällt auf, sie sind Budapester. Sie können ein noch so mürrisches Gesicht schneiden, ihr versteckter Humor ist ein gewürzter Budapester Zynismus.

Was ist das, worauf die Zuhausegebliebenen nicht verzichten können und woran sich die Weggegangenen sehnsuchtsvoll zurückerinnern? Was ist das, was für uns am heimischen Leben tatsächlich gut ist? Was ist das, was uns eigentlich an uns gefällt? Vielleicht sind es unsere Lebensklugheit, unsere Verschmitztheit, unsere Gaunereien, unsere spitzfindige Einfalt, unsere Schelmereien. In uns finden sich Spuren des Eroberers und des Eroberten. Finnougrier, Wolgabulgaren, Chasaren, Slawen, Petschenegen, Kumanen, Tataren, Walachen, Türken, Deutsche, Juden, Serben, Slowaken, Russen, Griechen, Zigeuner. Was ist ein Ungar? Eine Donaumischung, die kollektive Lebensfähigkeit miteinander verschmolzener Völker.

Lebenstüchtig ist, wer sich von seinen Niederlagen wieder erholt und sich das eigene Mißgeschick zunutze zu machen versteht. Mischbewußtsein von Adeligen und Leibeigenen, von Hoffärtigen und Sanftmütigen. Inmitten von hochmütigen Herren und kopfnickendem Gesinde formiert sich hier in der Larve des Staatsmenschen der selbstbewußte Bürger. Die selbstbewußte Mitte hat sich noch nicht entfaltet.

Die mitteleuropäische Strategie ist ein empfindsames Etwas. Wir müssen die demokratischen politischen Institutionen entbehren, also werden wir sie entbehren. Wir müssen den freundschaftlichen Zusammenkünften keinen Namen geben; das ist nicht wichtig. Wenn wir keinen gemeinsamen Namen haben, kann man uns nicht verbieten. Wir haben keine Solidarität, trotzdem können wir unaufhebbar solidarisch sein. Die Freundschaft kann nicht illegalisiert werden. Unsere Organisationen sind Sympathienetze, wir besitzen keine Zentralen und Führer, wir sind schwer zu fassen. Wir sind ein schlaues und vorsichtiges Wild, wir machen es dem Jäger nicht leicht, uns abzuschießen. Innerhalb des sowjetischen Blocks hat sich die Wirksamkeit der ungarischen Elite als die erfolgreichste, also auch als die intelligenteste erwiesen. Was die Menschen in der einen Form nicht ausdrücken dürfen, das drücken sie in einer anderen Form aus.

Ich glaube, die wettbewerbsmäßig meßbare Leistung gelingt Ungarn nicht wirklich. In den Weltstatistiken des technischen Erfolgs werden wir kaum jemals an der Spitze stehen. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet kommen wir vielleicht besser voran als verschiedene andere osteuropäische Länder, doch mit unseren auf dem Markt verwertbaren Arbeiten stehen wir mittelmäßig da. Mit den weniger faßbaren Dingen, die wir vielleicht als Lebenskunst bezeichnen können, steht das Land besser da, mit der Pflege der häuslichen Umgebung, mit dem angenehmen Zeitvertreib, mit den herzlichen Umgangsformen. Mit manchen Lebensweisheiten und Ansichten in der Beurteilung von Dingen, die andere für fatal wichtig halten. Mit einem gesunden heidnischen Zynismus gegenüber den Strebermanieren.

Bei Sonnenuntergang mit Freunden im schön gepflegten Garten gemütlich bei einem Glas Wein zusammensitzen, ist ebensoviel wert wie auf

überfüllten achtspurigen Autobahnen dahinzurasen. Eine von unten kommende volkstümliche Mittelklasse befindet sich oben, sie will nichts Unmögliches, aber sie will einiges. Die Kader von heute wären die Großbauern, Handwerker und Kaufleute von gestern gewesen, die Aktivisten und Kleinunternehmer, die sich in den verschiedenen Systemen nach oben kämpfen würden. Unter den emporstrebenden Arbeitern und Bauern stiegen die Tüchtigen, die Schlaunen, die Beharrlichen auf, die sich für die verschiedenen Kanäle der Mobilität entschieden, für die Kanäle, über die sie als Politikader, als Fachkader oder aber als Unternehmer (meist mit den staatlichen Organen verflochten) in die staatliche Mittelklasse aufstiegen. Eine Agrar- und Industriegesellschaft umgab das militante sowjetische Modernisierungsmodell mit eigener familiärer Atmosphäre und Beweglichkeit. Die Angehörigen der gegenwärtigen ungarischen Führungsschicht sind keine fanatischen Ideologen, keine marxistisch-leninistischen Weltrevolutionäre, sondern die Erben der bürgerlichen Entwicklung in Ungarn. Der Charakter der ostmitteleuropäischen Führungsschicht wird durch die volkstümliche Intelligenz der ersten Generation bestimmt. Die Angehörigen dieser Führungsschicht sind zu linksch, um einen schillernden Luxus zu entfalten, alles Besondere betrachten sie mit dem Widerstreben des kleinen Mannes. Für ihr Verhalten ist eher die Bauernschläue charakteristisch als der Herrendünkel.

Die Sicherheit des Staates hält diese Schicht für besser als die Unsicherheit des Wettbewerbs. Die abenteuerliche Waghalsigkeit gehört nicht zu ihrer Erziehung. Wenn es für den Aufstieg günstiger ist, sich anzupassen als sich zu unterscheiden, dann heißt die Devise, ohne die geringste Scham dabei zu empfinden, braves Sich-Anpassen. Die Straßen sind voll von Bauern in städtischer Kleidung. Sie haben noch das Linkische und die Wärme der Herkunft an sich. Dörfliche Städte, familiäres Staatsdorf. Jeder kennt jeden. Eher Gemeinschaft als Gesellschaft. Die Klugen geben sich ein bißchen dümmer als sie sind, um es sich in ihrem Nest behaglich zu machen. Diese volkstümliche Intelligenz - ob Dichter oder Politiker - gleicht sich durch ihre Herkunft. Deshalb können sie sich auch verständigen, ohne alles aussprechen zu müssen. Diese Führungsschicht ist nicht egoistischer und auch nicht dümmer als die Führungsschicht vor dem Krieg. Sie ist nicht so hochmütig, sie ist freundlicher, gehemmter und gesitteter. Die Einstellung auf den Staatssozialismus fällt ihr nicht sonderlich schwer. Durch ihn ist sie in den akademischen Mittelstand aufgestiegen.

Nachdem sie es sich nun heute oben bequem gemacht hat, erhebt diese Schicht allmählich Anspruch auf mehr Pluralismus, allerdings nicht überstürzt, damit sie nicht um ihre Sicherheit bangen muß. Die großen Begabungen unter ihnen haben es schwer, doch die Mittelmäßigen geraten mit der Zensur kaum in Konflikt. Im großen und ganzen läßt das System das Ausmaß an Abweichungen zu, dessen ein mittelmäßiger Geist fähig ist.



Die öffentliche Meinung des volkstümlichen Mittelstandes der ersten Generation ist nicht erwachsen, sie ist ziemlich autoritätsgläubig und befangen. Ihre Kritik ist eher moralischer als intellektueller Natur. Natürlich, wir wollen äußere Unabhängigkeit und innere Demokratie, im Rahmen der Möglichkeiten. Doch wie groß kann der Rahmen sein? Gerade so groß, wie er ist, oder viel größer? Es ist unsere Schuld, daß wir nicht klüger waren. Individuen können unabhängiger sein als ihr Staat. Wir können freier, gebildeter und scharfsichtiger sein, als wir es tatsächlich sind. Planen und kontrollieren, wohin und bis wohin wir gehen sollen, das ist Sache der Intelligenz. Nicht nur Sache der am offenen Reden gehinderten offiziellen Intelligenz, sondern auch der oppositionellen Minderheit, die sich auf das Abenteuer der offenen Rede einläßt, wodurch sie sich aus der Welt der Amtlichkeit und aus der stillschweigenden allgemeinen Übereinkunft ausschließt.

Vorankommen können wir auf dem »ungarischen Weg« nur, wenn wir mit verfeinerter Selbst- und Feldkenntnis klären, wo wir stehen und welche Schwierigkeiten auf uns warten. Unsere gesamte Gesellschaft schreitet auf ein und demselben Weg voran. Regierungstreue und Oppositionelle gleichermaßen. Oft habe ich das Empfinden, daß sich auch die Führer nur vorantasten auf dem Weg. Sie freuen sich, wenn sie mit Ach und Krach über die Schwierigkeiten des heutigen Tags hinwegkommen.

Die Regierung könnte auch empfindliche Schläge verteilen, doch sie macht das schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Die eventuell von außen kommende Ermunterung zur Strenge überhört sie. Sie verhält sich so, wie der sanfte Lehrer, der im tobenden Klassenzimmer beim Anblick des Direktors die Stimme erhebt. Die Kinder wissen, daß sie keine allzu große Angst haben müssen. Sie wissen, daß der Direktor wieder gehen wird. Er hat genügend andere Dinge zu tun, und sie bleiben mit dem weichen Lehrer zurück, der Ordnung fordert, jedoch an der Knute keinen Gefallen findet. Es läßt sich erreichen, daß das Land möglichst wenig unter der Tatsache zu leiden hat, daß wir mit Zustimmung der westlichen Großmächte auf der östlichen Seite des Eisernen Vorhangs geblieben sind.

Statt der heute hier vorhandenen Regierung etwas grundlegend anderes zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ob etwas anderes wünschenswert wäre? Ich jedenfalls nehme zur Kenntnis, daß sich ein ungarischer Weg herausgebildet hat, ein ungarischer Regierungsstil innerhalb der Jalta-Struktur, den man heute schon als Kadarismus bezeichnen kann. Die Qualität des gesellschaftlichen Zustands wird durch den Namen eines Menschen verbürgt, der schon seit siebenundzwanzig Jahren an der Spitze der Macht steht. Er entging der Ermordung, er entging dem Sturz, er entging den Maßlosigkeiten des machtbesessenen Strebers. Er ließ Leuten unter sich Wirkungsmöglichkeiten, Leuten, die, ähnlich wie er, gemäßigte und

nüchterne, wenn auch nicht besonders schillernde Persönlichkeiten waren. Er verstand es, sich auf der Bühne einer Gesellschaft, die sich aufgrund ihrer intuitiven Automatismen gegen patriarchalische Fürsorge nicht sonderlich sträubt, väterlich zu geben.

Die ungarische Regierung will zwei Gefahren vermeiden: Moskaus Zorn und den Zorn der ungarischen Gesellschaft. Als Vermittler zwischen Moskau und den Ungarn will diese Regierung beide Partner befrieden. Es ist wünschenswert, daß sie sich der ungarischen Gesellschaft gefällig erweist, ohne Moskau dabei in Wut zu versetzen. Es ist nicht wünschenswert, daß uns die Reichszentrale für einen zu erstickenden Spannungsherd hält. Wenn wir ihre gereizte Wachsamkeit geweckt haben, wird der Druck nur verschärft werden. Es ist statthaft, daß von Zeit zu Zeit vom Hof des Kaisers das Gerücht die Runde macht, daß man dort schmollt. Wie sollte man auch feilschen ohne Interessen- und Meinungsverschiedenheiten? Es muß vermieden werden, daß wir zu einem der Hauptschauplätze der internationalen Publikationsorgane werden. Es liegt nicht in unserem Interesse, daß unsere inneren Auseinandersetzungen durch ein Heer von Korrespondenten zugespitzt werden. Wenn uns die Presse gar zu große Beachtung schenkt, dann gilt das Gespräch nicht mehr dem Objekt, nicht mehr dem Gegenspieler und nicht mehr unseren Freunden, sondern der sensationshungrigen internationalen öffentlichen Meinung. Das Spiel im Inneren ist am wichtigsten. Die meisten Ereignisse der Weltpolitik bergen heute die Möglichkeit für eine wochenlang, vielleicht sogar monatelang dauernde Show in sich. Wenn die Akteure eine schauspielerische Neigung besitzen, können sie vorübergehend in die Mythologie der Medien eindringen. Doch dieses theatralische Gespür für Wirklichkeit schadet dem gemäßigten und sicheren Fortschritt, unsere Sache wird dadurch allzu sehr in die Auseinandersetzung der zwei Machtblöcke hineingezogen, und die Handhabung der Konflikte wird um die ironische Komplizenschaft der nationalen Kontrahenten gebracht. Wir wissen nuanciert zwischen Kompromiß und Verrat zu unterscheiden. Unsere siebenbürgischen Fürsten, die zwischen der deutschen und der türkischen Übermacht in arge Bedrängnis geraten waren, verurteilen wir keineswegs wegen ihrer augenzwinkernden Schelmereien sowohl nach der einen wie auch nach der anderen Seite.

Die Weisheit einer Nation zeigt sich vor allem darin, wie sie dem Risiko begegnet. Sie muß um Mäßigung bemüht sein, um möglichst viele Vorteile bei möglichst wenig Risiken. Das Risiko besitzt keinen Eigenwert. Doch es kommt manchmal vor, daß man einen waghalsigen Schritt tun muß. Einen solchen Schritt können wir nur dann im geeigneten Moment und mit größtmöglicher Sicherheit unternehmen, wenn wir ansonsten auf dem Schachbrett bemüht sind, Risiken zu vermeiden.

Auf Sieg spielen. Für den Sieg möglichst wenig opfern, möglichst wenig

Blut und Leiden, möglichst viel Vernunft und Arbeit. Das kann mit Recht die neue Strategie einer Nation sein, deren Geschichte von so vielen Niederlagen gesäumt wird, weil wir entweder zu feige oder aber grundlos zu risikobereit waren. Wir sind keine Gewinner, doch die Vorstellung von der untergehenden Nation, diese bereits Fett ansetzende Trauerromantik, paßt nicht zu uns. Wir sind eine Gesellschaft, die sich der Reifeschwelle nähert, die anfängt, ihren Verstand zu benutzen und die anfängt, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen. Das sozialistische Reformdenken hat auch schon eine zwanzigjährige Vergangenheit.

Gleich auf welchem Flügel, wir gehören alle zur ungarischen Gruppe, zur sogenannten ungarischen Wirklichkeit. Wir schauspielern alle in ein und demselben Stück. Zehn Millionen Rollen und Philosophen auf unterschiedlichen Stufen der Tiefe, der Phantasie und des Erlebens. Die Inszenierung ist auch irgendwie zustande gekommen. Die Vorstellung ist nicht erstklassig, doch erträglich.

In Ungarn gibt es ebenso eine Zensur wie in den anderen kommunistischen Ländern. Die ungarische Zensur ist lediglich weniger beschränkt, sie ist großzügiger und nachgiebiger. Wir leben beinahe - allerdings nur beinahe - in einem Rechtsstaat. Eingeschränkte Offenheit, eingeschränkte Freiheit, jedoch keine totalitäre Unterdrückung. Daß der Staat total sei, ist bei uns in Ungarn meist von denen zu hören, die dadurch ihre vorsichtige Anpassung an die Zensur vor sich selbst entschuldigen. Wer versucht, die Gedankenfreiheit zu praktizieren und feststellt, daß das einen Preis hat, jedoch nicht lebensgefährlich ist, der hält die bloße Tatsache, daß er sich auf freiem Fuß befindet, für einen Beweis dafür, daß unsere Lebensumstände nicht der absolute Gegensatz der Demokratie sind.

Was ist 1983 in Ungarn erlaubt und was nicht? Man darf denken. Das freie Denken hat selten unangenehme Folgen, und wenn doch, dann lassen sie sich ohne größere Schäden überleben. Dieser eingeschränkte Pluralismus signalisiert nicht die Schwäche des Systems. Er kann sich erlauben, so manchen strukturellen Konflikt öffentlich zu untersuchen. Es wird nicht als Existenzvoraussetzung empfunden, daß die Wirklichkeit durch eine vorher abgesprochene Darstellung zu verdecken sei. Die Bereitschaft zu Gedankenaustausch nimmt gesamtgesellschaftlich zu. Wenn die zensurexterne Öffentlichkeit nicht nur mutig ist, sondern auch originale Werke hervorbringt, wird sich die Kunde davon auch bald bei der Nicht-Opposition verbreiten. Wir können gestreicher sein als zahlreich oder nur reich. In unserem Selbstverständnis und in der Voraussetzung der grundlegenden Lebensfragen bedeutet es keinen Nachteil, daß wir in einem kleinen Land leben. Wenn es einen Tätigkeitsbereich gibt, in dem ein unerwarteter Vorstoß und überraschendes Zurückbleiben möglich sind, dann im Bereich des geistig Schöpferischen. Wir sind untergetaucht und wieder aufgetaucht.

Beim Tunnelbau hören wir Stimmen von der anderen Seite. Wir haben uns durch die große Vereinfachung durchgeschlagen.

Die eingeschränkte institutionelle Demokratie, der Gesellschaftsvertrag, scheint in Osteuropa nicht möglich zu sein. Die Freundeskreise der unabhängigen Geister funktionieren weiter. Eine Niederlage erleidet nur der nicht, der sich mit allem abfindet. Ich glaube nicht an den Sieg, sondern an die Unnachgiebigkeit der Wenigen. Die alltägliche Zensur ist erträglich, aber unannehmbar. Wer versucht hat, etwas dagegen zu tun, der hat sich nicht geirrt. Allerdings gibt es unabhängige Charaktere, die die Freiheit mit unerschütterlicher Gelassenheit zu handhaben und durchzusetzen versuchen. Wenn die Zahl der widerstandsfähigen Unabhängigen wächst, bildet sich eine Antihaltung heraus. Unter ihrem Einfluß, dem Einfluß der Autonomie, erlebt der Staatsmensch die eigene Schizophrenie bewußt und verzichtet darauf, sich in seine freundliche Stumpfheit zurückzuziehen. Die Befreiungsbewegung von Zensur und Selbstzensur ist das osteuropäische Abenteuer. Es ist, als lebten wir hier in ziemlich finsterner Depression und mit einem äußerst romantischen Freiheitsdrang, als seien unsere Stimmungsumschwünge von Verzweiflung zur Hoffnung heftiger als anderswo. Die Freiheit besteht eher im Stil unserer Persönlichkeit, als in der Atmosphäre von Institutionen.

Die Menschen im Westen sind weniger auf die Probe gestellt und deshalb vielleicht auch anfälliger als die Osteuropäer. Tagtägliches Training im Freiheitsentzug härtet ab. Fortschritt, das ist der Zuwachs an Autonomien. Wir befinden uns auf dem Weg zu einer autonomen Kultur, die sich weder mit dem Namen eines bestimmten Menschen, noch einer bestimmten Bewegung bezeichnen läßt. Sie kann nicht in einem Manifest angekündigt werden, man kann sich nicht zu ihr bekehren lassen, weil sie keine berufene Kirche, keine Partei, kein Bündnis, kein Organ besitzt. Keiner kann ausgeschlossen werden, weil niemand in ihrem Namen sprechen kann.

Der Intellekt revoltiert gegen die Selbstzensur der Intellektuellen. Auch die Parallelkultur wird hauptsächlich von der Intelligenz gemacht. Wir sind eine komische Klasse, und je eigenartiger zu sein wir den Mut haben, desto besser geht es uns. Verzichtet ein Feudalherr auf Adelsprädikat und Grundbesitz, so ist er kein Herr mehr. Verzichtet ein Kapitalist auf sein Kapital, so ist er kein Kapitalist mehr. Verzichtet der Intellektuelle auf die Macht, so ist er wirklich ein Intellektueller. Wir werden in der Geschichte die erste herrschende Klasse sein, die umso stärker sein wird, je leistungsfähiger sie ihre Macht vertut. Die Entlarvung haben wir hinter uns, sie ist vorbei. Wir können uns mit unserem ganzen Wesen, auf religiöse Weise also, dieser schließlich und endlich sehr sanften Revolution verschreiben.

Unsere Gesellschaft erstarkt unter der jetzigen Regierung, die unabhängigen Menschen mehren sich. Mag doch die Regierung mit ihrer quasimonarchistischen Legitimation an der Spitze der Pyramide bleiben, wir möchten ein eigenes Leben führen dürfen unter dieser Regierung. Wir lernen es, die gute Seite unserer geopolitischen Zwangslage zu würdigen: Statt der Stärke und Zuverlässigkeit von außen und oben ehren wir die Stärke und Zuverlässigkeit von innen und unten. In Osteuropa werden modische Neuheiten weniger geschätzt als dauerhafte Werte und die beständige Wertschätzung von Menschen. Nicht die staatliche Anerkennung entscheidet darüber, ob jemand gut ist oder schlecht, sondern der unsichtbare Familienrat der Parallelkultur. Bei uns wird nicht der Erfolgsmensch für groß erachtet, sondern derjenige, der unbeugsam er selbst ist. Wenn wir mit der rohen Gewalt konfrontiert werden, weichen wir aus und fangen von vorne an. Die Gesellschaft hat eine Chance, stärker zu sein als der Staat, weil sie klüger und toleranter ist. Der unbewaffnete Intellekt ist axiomatisch weitblickender als die bewaffnete Gewalt. Früher oder später wird die demokratische Bewegung Osteuropas Erfolg haben.

Die Konfrontation der demokratischen Bewegung mit dem politischen Apparat des Staatssozialismus muß vermieden werden. Eine Konfrontation wäre aussichtslos. Es ist wünschenswert, daß die Frage, wer wen besiegt, zwischen Gesellschaft und Staat nicht aufgeworfen wird. Der politische Kampf kann in einen bewaffneten Kampf übergehen, worin die Zivilisten nicht siegen werden. Zwischen Bevölkerung und Regierung ist ein geregelter und gesetzeskräftiger Vertrag, ein ausgesprochener Gesellschaftsvertrag, in Osteuropa nicht möglich. Möglich ist nur ein stillschweigender Kompromiß. Das resultiert aus unserer außenpolitischen Lage. Die Zentralmacht und die demokratische Bewegung können die friedliche Koexistenz erlernen. Durch wechselseitige relative Toleranz, durch Rollenteilung zwischen verantwortlichen Patrioten. Ich spreche von einem Kompromiß und nicht von Unterwerfung. Wenn die Regierung eine verängstigte Unterwerfung wünscht, so wird sie sehen, daß sie allein nicht viel erreicht. Ohne die freiwillige Kooperation der Bevölkerung kann der Bankrott nur verzögert, die Krise jedoch nicht gemeistert werden.

Auf das Kompromißangebot der Gesellschaft kann die Regierung auf vielerlei Weise antworten, die symbolischste Antwort jedoch ist der Verzicht auf die Inhaftierung der demokratischen Oppositionellen. Ohne Amnestie kein Ausgleich. Wenn die Freunde politische Gefangene sind, dann befinden wir uns miteinander in innerer Emigration. Seine Hand kann man nur einer Regierung reichen, die zumindest praktisch auf dieses unsaubere Mittel verzichtet, die wegen Freidenkerei und wegen freier Meinungsäußerungen niemanden ins Gefängnis sperrt. Axiomatisch fängt hier die zivilisierte Machtausübung an. In Osteuropa ebenso wie jenseits der Pyrenäen oder in Lateinamerika.

Von der Demokratie sind wir in Ungarn noch weit entfernt. Solange wir in der Ordnung von Jalta leben, gibt es in Osteuropa keine Demokratie. Wir verzichten auf keine einzige unserer Freiheiten, wir verschieben nur ihre Verwirklichung, und wir pflegen Freiheiten, die in der Gegenwart und auch in unserem persönlichen Wirkungskreis erreichbar sind. Wir können ruhig zugeben, daß wir das Einparteiensystem und die militärische Blockzugehörigkeit nicht wollen. Doch wir können auch feststellen, daß wir notgedrungen noch eine geraume Zeit mit diesen Herrschaftsformen leben werden, weil wir von dem auf uns lastenden Block nur im Fall einer vereinbarten und wechselseitigen Auflösung beider Blöcke befreit werden könnten. Wir müssen uns auf den Umgang mit der Zeit verstehen.

Unsere langfristige Strategie heißt Vorbereitung auf eine stufenweise und kontraktliche Befreiung Osteuropas im Rahmen eines von Militärblöcken unabhängigen Europas. Die in naher Zukunft und die in ferner Zukunft erreichbaren Freiheiten sind Stationen ein und derselben nicht immer pfeilgeraden Straße. Wer wollte behaupten, daß man immer pfeilgerade vorwärtsschreiten müßte? Auf den Berg gehen wir auch einfacher in Serpentin. Wir brauchen nur Ausdauer und Geduld.

---

## Wolfgang Kraus

# Nihilismus – aktuell?

Man kann darüber staunen, daß heute von Nihilismus verhältnismäßig wenig gesprochen wird, während in der zweiten Hälfte des vergangenen und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der Nihilismus ein zentrales Thema war. Haben denn die Phänomene der Wertverneinung und Zerstörung ein Ende gefunden? Sind sie nicht vielmehr gefährlich geworden wie kaum je zuvor?

Vielleicht ist es aber so, daß der Nihilismus seit einigen Jahrzehnten vor allem deshalb nicht mehr als solcher auffällt, weil er sich zu wenig deutlich von anderem abhebt. Wir erkennen nur durch Kontraste, und es könnte sein, daß jene Kontraste, gegen die der Nihilismus sichtbar wird, fast verschwunden sind.

Zwischen manchen beunruhigenden Erscheinungen unserer Zeit gibt es Zusammenhänge, wenn man sie von einem bestimmten Gesichtspunkt aus betrachtet. Ist der Nihilismus Ursprung vieler jener Haltungen und Kräfte, die unsere Gegenwart und Zukunft bedrohen? Machen wir es uns nicht zu leicht, wenn wir als Nihilismus nur eine begrenzte historische **Bewegung** vor allem in Rußland finden wollen und sie als abgeschlossen bezeichnen?

Ich will versuchen, eine Definition des Nihilismus aufzustellen:

Nihilismus ist Verneinung in besonderem Ausmaß: er verneint die geltenden Werte, ohne daß er andere Werte kennt.

Woraus entsteht Nihilismus? Aus Zorn, Haß, Verzweiflung, Enttäuschung, Resignation, Gleichgültigkeit, Langeweile. Er ist die Haltung dessen, der das **Bestehende** ablehnt, aber keine Verbesserungen weiß oder ihr keine Möglichkeit zubilligt und dadurch in eine Phase der Zerstörung oder Selbstzerstörung gerät.

Die vielen Erscheinungen des Nihilismus entspringen zwei verschiedenen Grundvarianten: die eine ist aktiv, militant, extrovertiert, die andere passiv, gleichgültig, introvertiert. Hier gibt es zahlreiche Grade der Intensität und Mischung. Der aktive Nihilismus hat noch Vitalität, den Rest eines aus anderem Denken geretteten Vertrauens auf wirksame Bewegung, auf Veränderung, Mitteilung. Die passive Variante endet im Schweigen und in der Reduktion aller Lebensäußerungen.

Im Leben findet man keinen absoluten Nihilismus, nur relative Nihilismen. Selbstmord ist unter bestimmten Umständen absoluter Nihilismus, lautloses Absterben in äußerster Weltverneinung eine weitgehende Annäherung.

Nach der Enttäuschung durch politische Ideologien mit ihren Versprechungen des Paradieses auf Erden, ihren leuchtenden Illusionen eines tausendjährigen Reiches, nach der offenkundig gewordenen Unhaltbarkeit technischer und wissenschaftlicher Glücksutopien, die in Katastrophen zu enden drohen, nach dem Zusammenbruch von Staaten durch Kriege, Wirtschaftskrisen, Korruption, scheint heute bei erschreckend vielen die Ablehnung aller bestehenden Ordnung übriggeblieben zu sein. Im Westen enttäuscht viele die Demokratie, im Osten der Kommunismus, aus verschiedenen Gründen und mit unterschiedlichen Reaktionen. Hier wie dort wachsen Ratlosigkeit, Sinnlosigkeit, Verneinung.

Dabei überrascht die Beobachtung: der Nihilismus tritt zweifach, und zwar in Gegensatzpaaren auf. Der dialektische Vorgang beginnt im Bestehenden selbst: im Bürgertum, in der Beamtenschaft, in der Schicht der Besitzenden, der Funktionäre, wie einst in der Aristokratie, also bei jenen, die das Bestehende aufrechterhalten. Für sie wird, was sie vertreten, bald selbstverständlich, es entgleitet ihrer Bewußtheit, es erscheint ihnen in einer weiteren Phase als inhaltlos, sie verlieren das Gefühl der Verantwortung und ebenso die Freude an ihrer Aufgabe.

Folgende Vorstellung scheint mir eine brauchbare Denkmöglichkeit zu sein:

- *Nihilismus der Vateroder bürgerlicher Nihilismus*: tritt er auf, dann verlieren die Werte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Humanität, Liberalität und Ordnung weitgehend ihren Inhalt. Was übrigbleibt, sind Vulgärmaterialismus, bloße Gier nach Geld, Besitz, persönlicher Macht. Eine Scheinmoral wird aufrechterhalten, die kaum mehr ist als ein Paravent für gegenteiliges Verhalten. Erstarrung, Vereisung, Materialismus, Gleichgültigkeit, Langeweile sind die Folge.

*Nihilismus der Söhne und Töchteroder anarchischer Nihilismus* entsteht als Antwort darauf: die Werte der Väter, die oft in Wahrheit auch für die Väter leergeworden sind, bedeuten ihren Nachkommen, die in diesen Familien aufwachsen, meist nichts. Sie werden von der jungen Generation als bloß mühsam aufrechterhaltene Attrappen demaskiert, hinter denen eben das stattfindet, was diesen Werten widerspricht. In heftiger Emotion soll dann die gesamte Gesellschaftsform der Väter beseitigt werden.

- *Der beamtische Nihilismus* kommt auf, wenn über der Beachtung der Hierarchie, der Karriere, dem egozentrischen Nutzen, dem persönlichen Machtstreben die Aufgabe der Gemeinnützigkeit vergessen wird. Dann stirbt die eigentliche Wurzel des Beamtentums ab, der Sinn dieses Berufs geht verloren. Viele Beamten erkennen übrigens genau diese Gefahr, geben jedoch früh den Versuch auf, dem vorerst bequemem und erfolbringenden Versinken im Apparat zu widerstehen.



Dieser Tendenz entgegen macht sich ein *Individual-Nihilismus* bemerkbar, der die Beamtenmaschinerie zerschlagen will. Dann soll ohne Apparate ausgekommen werden und die Gesellschaft, die Kommunikation von den Individuen her unmittelbar selbst entstehen.

- *Materialistischer Nihilismus* leugnet alles, was nicht materiell erfassbar ist. Ihm kommt es nur auf Geld, Besitz, Konsum an, es gibt keine geistige Dimension, keine Mitmenschlichkeit, keine Sozialität. Dies kann zu einer Phase erstaunlicher Dynamik, zu großem wirtschaftlichen Erfolg führen, bis durch das Ausbleiben der menschlichen Befriedigung dieses Verhalten von innen her zu subjektivem Ruin und bald auch zu allgemeiner Gefährdung führt. Es kommt zu einer Art Verhungern im Reichtum.

Als Gegenbewegung kann man den *hedonistischen Nihilismus* beobachten, der sich radikal gegen materiellen Besitz, gegen Geld und wirtschaftlichen Erfolg stellt. Angestrebt wird der Lebensgenuß an sich: unmittelbare Annehmlichkeit, Essen, Trinken, Bequemlichkeit, sexuelle Vergnügen, ein *Carpe diem*, bei dem das epikuräische Niveau freilich nur äußerst selten erreicht wird. Wichtig ist hier das maximale Desengagement zugunsten des angenehmen Augenblicks, die strikte Egozentrik gegenüber dem Geschick der anderen.

- *Akademischer Nihilismus* macht aus Wissenschaft und Kunst leeren Formalismus. Die Erstarrung des Denkens durch Zwang zu festgelegten Schemata, das Ersticken lebendiger neuer Denkmöglichkeiten in Bergen von Wissensmaterial, die Tötung kreativen Gestaltens durch kanonische Regeln erlauben zwar mitunter virtuose Darbietungen, hinter deren Fassade aber das Nichts steht. Wissenschaft und Kunst sind voneinander verschieden, doch der akademische Nihilismus kann die eine wie die andere ruinieren.

Dem entgegen stehen in der Wissenschaft der *positivistische* und in der Kunst der *ästhetische Nihilismus*: der Positivismus konzentriert sich auf das konkret Erfassbare und lehnt alle Aussagen über Werte und Normen als sinnlos ab. So zerstört er zwar alle Schemata, darüber hinaus aber auch alle Werte und Normen. Die Folge ist totaler Wertrelativismus, der in den Nihilismus führt.

- Der *despotische Nihilismus* entspringt der Menschenverachtung der politisch Mächtigen. Despotismus allein kann zwar auch aus religiösem Glauben oder politischem Idealismus hervorgehen, der despotische Nihilismus hingegen herrscht aus Verachtung und Haß gegen die Menschheit, die nur härteste Reglementierung und Unterdrückung verdiene. Polizei, Geheimdienste, militaristische Ordnung auch im Frieden, ja sogar Kriege erscheinen dem Despotismus als gerechte Last und Züchtigung der Menschen. Der Menschenhaß der Despotie kann, wie wir wissen, welthistorische Auswirkung und eine schauerliche Dimension an Zynismus erreichen.

Der *resignative Nihilismus* ist oft die Folge: vor der absoluten Macht des

Despotismus erscheint alles hoffnungslos. Im schwärzesten Pessimismus, in der Überzeugung von absoluter Ausweglosigkeit verfällt man in totale Selbstaufgabe und wird zum passiven Partikel eines gigantischen Stroms, der irgendwo ins Ungewisse treibt. Mag dieses Verhalten auch noch so verständlich sein, das Sichfallenlassen bedeutet zumindest eine Annäherung an den Nihilismus, und bald versinkt in dieser Verneinung die Welt.

Natürlich gibt es noch andere Nihilismus-Paare als die hier von mir angeführten, diese Typologie ließe sich variieren. Die von mir genannten erscheinen mir als die wichtigsten. Aufschlußreich ist die Feststellung, daß die jeweiligen Gegensatz-Paare in ihrer Dialektik einen inneren Zusammenhang aufweisen, sie sind trotz ihrer oft leidenschaftlich ausgetragenen Gegensätze einander ähnlich. Sie haben, oft ohne es zu merken, Wesentliches gemeinsam.

Um die Besonderheit des heutigen Nihilismus zu erkennen, ist es unvermeidbar, sich ganz kurz mit seiner Geschichte zu beschäftigen.

Der »historische Nihilismus« zeigt drei Strömungen, die teilweise ineinander übergehen, aber doch ihre Eigenheit und auch gewisse geographische Hauptlinien aufweisen. Es handelt sich um den »philosophischen Nihilismus«, der starke Wurzeln in Deutschland hatte, um den »politisch-sozialen Nihilismus«, der vor allem in Rußland wirksam wurde und den »ästhetischen Nihilismus«, der besonders vielfältig in Frankreich und England zu beobachten war.

Alle diese Strömungen des »historischen Nihilismus« kamen in den meisten Kulturländern Europas in der zweiten Hälfte des vergangenen und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auf, doch gab es, wie gesagt, einige Schwerpunkte. Ihnen allen gemeinsam war die Auswirkung in der Politik, wobei die politische Stoßkraft des »politisch-sozialen Nihilismus« in Rußland am stärksten in die Geschichte eingriff.

Das Wort Nihilismus begann aufzuleben, als nach dem Einfluß der Französischen Revolution die Bestrebungen, sich von Religion, vom Glauben an Gott zu lösen, immer mehr an Bedeutung gewannen. Zuerst wurde die Bezeichnung Nihilismus in kritischer Bedeutung verwendet: der deutsche Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi nannte 1799 in einem offenen Sendschreiben an Fichte die Tendenzen zur Beseitigung der Religion Nihilismus. Wer sich selbst vergöttlichte, dem löse sich alles »allmählich auf in sein eigenes Nichts«. Für Franz Baader war Nihilismus der »für die Religion destruktive Mißbrauch von Intelligenz«, er sprach in diesem Zusammenhang von »Zerstörungstrieb«, von einer »Furie des Zerstörens« (1823).

Sprachlich bedeutet das lateinische Vokabel »nihil« auf deutsch »nichts«. Die Herkunft im Lateinischen stammt von »ni - hilum«, was heißt: »keine Faser, kein Haar«. Augustinus nannte die an »nichts« Glaubenden »nihili-

sti«, später wurden Ketzer, die »nichts« oder »falsch« glaubten, als »Nihilianista« bezeichnet.

Zu einem Schlagwort, das in der zivilisierten Welt Unruhe verbreitete, wurde der Begriff Nihilismus, als Turgenjew in seinem berühmten programmatischen Roman »Väter und Söhne« 1862 in der Gestalt des Medizinstudenten Basarow das Vorbild eines Nihilisten schuf. Hier wurde das Wort bereits von den »Nihilisten« selbst positiv verwendet und heroisiert. Die Definition des Nihilismus war in diesem Werk zwar unscharf, aber die bewegende Schilderung der Tragik des sympathischen Basarow war ungewein wirksam: »Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keinerlei Autorität beugt, der kein Prinzip auf Treu und Glauben hinnimmt, mag es so heilig sein, wie es will«, heißt es da. Auf den Einwand, daß es nicht nur notwendig sei zu verneinen, sondern auch aufzubauen, erwidert Basarow: »Gewiß, aber das ist nicht unsere Sache. Erst muß man Platz für den Neubau machen.«

Als einer der »Väter« die Frage stellt: »Aktion - Umsturz, wie wollen Sie umstürzen, wenn Sie nicht einmal wissen, weshalb Sie umstürzen wollen?« erhält er zur Antwort: »Wir stürzen um, weil wir eine Kraft sind ... Die Kraft legt keine Rechenschaft ab«. Die Nihilisten übernehmen hier also keinerlei Verantwortung.

Spricht Basarow mit seinem Freund Arkadij, erfährt man einiges über die Hintergründe: »Der Mensch ist ein seltsames Wesen. Wenn man so von der Seite und aus der Distanz das öde Leben betrachtet, das hier die »Väter« führen, fragt man sich wirklich: gibt es etwas Besseres? Du ißt, trinkst - und hast das Bewußtsein, es ganz vernünftig und richtig zu tun. Und doch ist es nichts wert - die Langeweile macht dich kaputt.«

Basarow sagt nachts einmal zu seinem Freund Arkadij: »Brüderchen ... ich brauche bequeme Idioten. Wirklich, es ist nicht Sache der Götter, Töpferarbeit zu machen«, worauf Arkadij betroffen sagt: »Wir sind also Götter? Das heißt: *du* bist ein Gott, und *ich* ein Idiot?«

Die Aktualität dieser Sätze kann verblüffen. Ihre Frische ist umso erstaunlicher, als seit dem Erscheinen des Romans 1862 gewaltige Umstürze, die russische Revolution und die weitgehende Verwandlung der gesamten Welt stattgefunden haben.

In der damaligen Bewegung der russischen Nihilisten gingen die Begriffe Nihilismus und Anarchismus ineinander über, und gerade ihr Oszillieren verstärkte die Anziehungskraft. Dostojewski allerdings erkannte in diesem mit allerlei unbestimmten Emotionen phantastisch erfüllten »sozialen Nihilismus« ein schreckliches Zentrum. In den »Dämonen« läßt er den Gouverneur Andrej Antonowitsch von Lembke ausrufen: »Brandstiftung! Das ist der Nihilismus! Wenn etwas brennt, so ist es der Nihilismus!«<sup>2</sup>

Friedrich Nietzsche ist fast schon der späte Zeuge eines fortgeschrittenen

Nihilismus, den er nicht nur mit Scharfblick schilderte, sondern zu dem er auch auf höchst widersprüchliche Weise beitrug. Der »philosophische Nihilismus«, dessen Schwerpunkt in Deutschland lag, entwickelte sich in merkwürdigen Schüben und Sprüngen weiter. In Nietzsches »Nachlaß der Achtzigerjahre« oder »Wille zur Macht« (posthum 1901/1906) heißt es: »Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: *die Herauf-half? des Nihilismus*. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden: denn die Notwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: einem Strom ähnlich, der das *Ende* will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen«.

Nietzsche erkannte: »Was bedeutet Nihilismus? - *Daß die obersten Werte sich entwerten*. Es fehlt das Ziel. Es fehlt die Antwort auf das »Wozu««. Und dann: »Der ganze *Idealismus* der bisherigen Menschheit ist im Begriff, in *Nihilismus* umzuschlagen - in den Glauben an die absolute Wertlosigkeit, das heißt Sinnlosigkeit«.

In seinem Werk »Zur Genealogie der Moral« 1887 schrieb er: »Hier eben liegt das Verhängnis Europas - mit der Furcht vor dem Menschen haben wir auch die Liebe zu ihm, die Ehrfurcht vor ihm, die Hoffnung auf ihn, ja den Willen zu ihm eingebüßt. Der Anblick des Menschen macht nunmehr müde - was ist heute Nihilismus, wenn er nicht *das ist?* ... Wir sind *des Menschen* müde ... «Nietzsches verhängnisvolles Bestreben war freilich, an Stelle des Menschen den Übermenschen herbeizuwünschen.

Wenn Nietzsche meinte: »Der Nihilismus steht vor der Tür: woher kommt uns dieser unheimlichste aller Gäste?«, so muß man sagen, daß er ihn zwar wie kaum jemand erkannte, daß er selbst aber durch seine Verkündung »Gott ist tot«, durch seine Zerstörung der Religion, durch die Prophetie des »Übermenschen«, durch die Verherrlichung der »blonden Bestie« eben diesem Nihilismus auf erschreckende Weise den Weg bereiten half.

Seit einiger Zeit gibt es Anzeichen eines neuen Nihilismus und einer neuen Dekadenz, auch wenn sie nicht so heißen und nur selten als solche wahrgenommen werden. Die verblüffende Aktualität der Zitate, die hier angeführt wurden, gibt Aufschluß.

Allerdings: die Weltgeschichte ist geduldig. Auch das kann man der Geschichte des Nihilismus - vor allem der des russischen »politisch-sozialen Nihilismus« - entnehmen. Die Romanfigur Basarow entstand 1862, Stawrogin, Peter Werchowenski, Kirillow und Schatow wurden 1871 geschaffen.

In Dostojewskis »Dämonen« ist zu lesen: »Noch nie war Europa so angefüllt von feindlichen Elemente wie in unserer Zeit: als wäre alles mit Dynamit unterlegt und warte nur auf den zündenden Funken«. 1875 schrieb Dostojewski in seinem Roman »Der Jüngling«: »Alle leben wir wie auf einer Poststation, und es ist, als müßten wir morgen schon hinaus aus Rußland; alle leben, als dächten sie: wenn's nur für uns noch langt«.

Bis 1917, also mehr als vier Jahrzehnte, dauerte es, bis die damalige russische Welt zusammenstürzte. Unzählige Alarmsignale von unüberhörbarer Intensität, Appelle von nicht zu übertreffender detaillierter Anschaulichkeit waren von jenen, die noch manches rechtzeitig hätten ändern können, nicht ernst genommen oder - viel zu spät ernst genommen worden.

Die heutigen Alarmsignale ähneln den damaligen, sie finden durch die Kenntnis der Geschichte eine schaurige Verstärkung. Sollte man sie nicht rechtzeitig beachten?

Worin liegen nun die Unterschiede zwischen dem »historischen Nihilismus« und dem »Nihilismus heute«, worin die Gemeinsamkeiten? Manchmal scheint der Nihilismus unserer Gegenwart wie eine Summe aller früheren Nihilismen, doch dieser Schein trügt: es fand eine Mutation statt, die erst zu jener überall gegenwärtigen und gleichzeitig so schwer faßbaren Bedrohung führte.

Man muß von einem »psychologisch-neurotischen Nihilismus«, von einem »pathologisch-destruktiven Nihilismus« sprechen, will man den Nihilismus von heute darstellen.

Wodurch kam diese Mutation des »historischen Nihilismus« zum »pathologisch-destruktiven Nihilismus« von heute zustande? Man könnte sagen: durch eine Verschmelzung von Nihilismus und Neurose, durch eine Art Kernfusion von Nihilismus und Neurose. Sie sind die Ursache jener explosiven Entwicklung, jener Pandemie, die heute in fast alle Verhältnisse und Probleme eingedrungen ist.

Der »historische Nihilismus« war verhängnisvoll genug, befand sich aber meist im Bereich der Normalität und einer einigermaßen rationalen Verständlichkeit. Neurosen sind Erkrankungen mit vor allem individueller Problematik. Die Verbindung der Neurose mit philosophischen, mit politisch-sozialen und ästhetischen Elementen bringt nun die ungeheure Gefahr.

Natürlich erscheinen in Anbetracht eines solchen Überfalls auf das Innerste des Menschen unzählige frühere Nihilismen als harmlose Etüden, als spielerische Vorformen, so dramatisch sie damals auch wirken mochten. Man wird heute einen Atheisten, bloß weil er Atheist ist, nicht mehr als Nihilisten bezeichnen. Was er im humanen Bereich denkt und tut, ist ausschlaggebend. Man wird einen Antiklerikalen nicht allein deshalb Nihilisten nennen, weil er die Kirche angreift. Einen Sozialrevolutionär aus Idea-

lismus, solange er irrationale Zerstörung vermeidet, wird man nicht zu den Nihilisten rechnen. Ein Selbstmörder, der sich aus Schrecken vor sicherem Krestod das Leben nimmt, wird heute nicht als Nihilist anzusehen sein.

Man ist in dieser Hinsicht vorsichtig mit dem Wort Nihilismus geworden. Man wurde allerdings nun wieder so vorsichtig, daß man es überhaupt verdrängte. Der Nihilismus vertiefte sich tatsächlich von einem noch in der Normalität verstehbaren Phänomen zu einem psychopathologischen Verhalten, das Menschengruppen, ganze Völker und unzählbare Einzelne erfaßt hat.

Hat man eine solche Beschreibung vor sich, dann ist auch die Feststellung nicht mehr überraschend, daß der Nihilismus oft nur einen Teil der Persönlichkeit beherrscht. Ein Mensch kann durchaus religiös sein, an Gott, an Werte glauben und dennoch im nächsten Augenblick gegen andere und gegen sich selbst so handeln, als lehne er dies alles zutiefst ab, als existiere es für ihn nicht.

Nihilismus als pathologische Erscheinung zeigt Widersprüche als Symptom: der Vorgang der Destruktion und Selbstdestruktion kann schubweise und unvermutet oder sogar regelmäßig innerhalb einer sonst ganz andersartigen Geisteshaltung auftreten. Er ist Irrationalismus in höchster Steigerung.

Das enorm anwachsende Auftreten von Neurosen, Alkoholismus, Drogensucht, Kriminalität erweist, daß Zeiterscheinungen wie Hektik, Streß, Vereinsamung durch die sozialen Veränderungen, wohl aber auch die lebenserhaltenden Leistungen der Medizin die allgemeine Disposition für psychische Defekte erweitert haben. Schon die eingetretene ungeheure Vermehrung der neurotischen Einzelerkrankungen, die in manchen Ländern fast ein Drittel der Bevölkerung befallen haben, beeinflußt die Zeitstimmung.

Daß die Dichte dieses Auftretens ein Klima gegenseitigen Aufschaukelns und weiterer allgemeiner neurotischer Inklinaton schafft, kann kaum bezweifelt werden. Der Aspekt einer »Zeitkrankheit« hat damit nichts Abstraktes mehr an sich, sondern entsteht einfach durch die erschreckende Anzahl von Neurosen und Psychosen, die den Alltag in den Berufen, in der Politik, der Wirtschaft und den Familien immer stärker bestimmen.

So kann individueller Selbsthaß, Selbstzerstörung, neurotisches Verhalten, wenn ein Teil der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens davon befallen ist, scheinbar ein ganzes Land ergreifen. Dann hört und liest man in den Reden der Politiker, in den Massenmedien, entnimmt aber auch den Entscheidungen mancher Staatsmänner und Wirtschaftsführer solche Tendenzen, oft ohne daß sie sich mit der großen Mehrheit der Bevölkerung in Übereinstimmung befinden. Obwohl die meisten Menschen des Landes

die Realität eines durchaus lebenswerten Lebens und seiner Möglichkeiten richtig erkennen, entsteht dann der Eindruck, das Ende sei unvermeidbar und die Öffentlichkeit wolle nichts anderes, als es möglichst bald auslösen.

Die Mutation des Nihilismus vom » historischen Nihilismus« zum Nihilismus von heute besteht aus eben dieser Verschmelzung von Nihilismus und Neurose, die zu bekämpfen so schwer ist, weil sie verlangt, nicht nur Verhältnisse, sondern Menschen zu ändern.

Nihilismus, so werden manche meinen, was sollen wir heute mit diesem Wort? Unter den vielen schweren Problemen, die es derzeit gibt, kommt doch Nihilismus nicht vor. Kürzlich hörte ich sagen: »Von den gegenwärtigen Themen stehen mir alle anderen näher als der Nihilismus«. Nun, daran ist zu erkennen, daß die Oberfläche stärker auffällt als das, was darunter liegt.

In der Mafia kennt man die schöne Praxis, daß sich mitunter erst einmal öffentlich begraben läßt, wer eine wirklich große Unternehmung beginnt. Man sollte darüber nachdenken, ob nicht in der Geschichte ähnliches geschehen kann.

Der Nihilismus steckt in den »vielen schweren Problemen«, zumindest in den meisten von ihnen, drin. Noch etwas anderes ist zu bedenken: wer tief im Nihilismus verfangen ist, meint oft, sich nichts anderes mehr als dessen Verdrängung leisten zu können.

Natürlich, der alte, naive, sozialutopische, der »historische« Nihilismus ist es nicht mehr, der uns heute am stärksten gefährdet. Das war nur ein Vorspiel. Erst jetzt zeigt sich der Nihilismus in seiner vollen Dimension und **Bedeutung**.

Warum hat aber gerade in jüngster Zeit eine solche Expansion und Explosion des Nihilismus stattgefunden? Warum kommt es erst seit kurzem zu dieser fast totalen Subversion durch den Nihilismus, die wegen Mangel an deutlichen Kontrasten oft gar nicht mehr wahrgenommen wird? Warum erweiterte sich die Epidemie zu einer Pandemie, die für die meisten zu einem alltäglichen Phänomen geworden ist?

Man kann sagen: das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts war das Zeitalter der Aufklärung, das 19. Jahrhundert war das Zeitalter des Optimismus, das 20. Jahrhundert ist das Zeitalter der Enttäuschung. Enttäuschung ist die Ursache des heutigen Nihilismus.

Die Enttäuschungen unseres Jahrhunderts waren und sind vielfältig:

- In der Politik: der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der die Hoffnungen auf einen dauernden Frieden durch Vernunft und die Solidarität der arbeitenden Klasse zerstörte. Das Auseinanderfallen in blutige Nationalismen anstelle der erwarteten Internationalität. Das Emporkommen Hitlers, der

Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, die Vernichtung halb Europas. Beide Weltkriege zusammen: 65 Millionen Tote.

- Im ideologischen Bereich: der Zusammenbruch der phantastischen Versprechungen und Erwartungen des Nationalsozialismus in der großen Katastrophe. Die Enthüllung von Stalins mörderischem Regime mit seinen Gulags, die desillusionierenden Tatsachen in den Staaten des »realen Sozialismus«. Statt des »Paradieses der Arbeiter« die Nomenklatura, keine Freiheit, ein gescheitertes Wirtschaftssystem.

- Im Problemkreis »befreite Kolonien«: als Irrtum erwies sich die Überzeugung, daß nach dem Abzug der »weißen Imperialisten« die Kolonien aufblühen würden. In der »Dritten Welt« herrschen weiterhin Despotie, Gewalt, Kriege, Hunger, Unfreiheit, Chaos, wenn auch meist verursacht durch andere gesellschaftliche Minderheiten.

- Säkularisierung im religiösen Bereich: weder die totale Säkularisierung noch die Entmythologisierung haben jene Hoffnungen erfüllt, die einst damit verbunden waren. Neue, schwerere Probleme haben die früheren abgelöst.

- Errungenschaften der Zivilisation: sie brachten wohl manches, doch die einstigen Erwartungen erfüllten sie nicht annähernd. Vor allem hatte man nicht mit ihren Gefahren gerechnet: die möglichen Katastrophen durch Umweltzerstörung und Atombombe.

- Außerdem: auch die Ausbreitung des Nihilismus gerät in das politische Kräftespiel zwischen westlichen Demokratien und östlichem Kommunismus. Die Regierung in Moskau steht nihilistischen Tendenzen im Westen, allen Erscheinungen, Strömungen, Bewegungen »westlicher Dekadenz«, solange sie eben im Westen auftreten, mit Sympathie gegenüber. Sie werden ideologisch offiziell abgelehnt, aber außerhalb des eigenen Bereichs durch getarnte Institutionen und Mittelsmänner oft sehr wirksam unterstützt. Dies ist nichts anderes als die raffiniert weiter entwickelte Diplomatie des alten Byzanz: die inneren Probleme und vor allem die Selbstzerstörung des Gegners zu fördern, wo und soweit es nur geht.

- Psychische Symptome: Das Zurückweichen der Religiosität, Wertbewußtsein, Sinngefühl läßt die relativen Nihilismen im politisch sozialen Bereich und in der privat psychologischen Problematik des Einzelnen (Neurosen, Alkoholismus, Drogen, Chaotik) zu voller Wirkung kommen. Dadurch wird die Gefahr aufs äußerste gesteigert - aber auch die Chance der Bewußtwerdung erhöht und, vielleicht, die Möglichkeit einer Änderung.

Zu besonders dramatischer Zuspitzung kam es unter Hitler und im Stalinismus: dort kontrastierten die Ankündigung des Paradieses, die geradezu eschatologischen Versprechungen und Erwartungen am heftigsten mit dem, was tatsächlich kam. Aber auch im Bereich der Demokratien gibt es merkbare Kontraste zwischen politischen Versprechungen und der Realität.



Wir Heutigen sind es, die für den jubelnden Fortschrittsenthusiasmus und politischen Messianismus früherer Generationen *bezahlen*.

Das Paradies auf Erden ist nicht entstanden, das die Revolutionäre, beredten Politiker und charismatischen Führer angekündigt hatten. Nur, über dieser Enttäuschung mißachtet man nun auch, was in langsamer Entwicklung immerhin doch *gewonnen* werden konnte. Vergleicht man mit der Vergangenheit, ist es nicht einmal so wenig. Aber wie sollen wir uns jetzt noch von emotionaler Hochstimmung, vom Glauben an eine immer lichtere Zukunft mitreißen lassen?

Die Enttäuschung, die Verbitterung, dieser Haß auf die Geschichte, auf die Illusionen der Vergangenheit und die Realität der Gegenwart, die nicht mehr bietet, als sie hat, sind der Ursprung jenes Nihilismus, der uns überflutet. Der Nihilismus ist die Kehrseite der Hoffnung auf das irdische Paradies. Wir sind auf der Kehrseite angelangt.

Die Gier, sich mit Gott zu verwechseln, verhindert jede realistische Beziehung zum Möglichen. Da das Mögliche nicht gelingt, wird das gottähnliche Gefühl nun nicht im Kreativen, sondern in der Zerstörung gesucht. Zerstörung und deren durch Reste von Gewissen und Kultur als Ablenkung nach innen bewirkte Selbstzerstörung ergeben eine furchtbare Mischung - den Nihilismus. Mißlingen, Selbsthaß, Gleichgewichtsverlust werden dann die Zeichen einer schleichenden Apokalypse, der, wenn keine Änderung eintritt, die dramatische Selbstvernichtung der Menschheit, die erstmals in der Geschichte absehbar ist, folgen kann.

Die Expansion des Nihilismus verrät, daß der Abschied vom Traum des Paradieses auf Erden bisher nicht geglückt ist, da dieser Traum als lähmende, zerstörende Depression bis heute nachwirkt. Wir befinden uns noch nicht einmal in der Phase der Ernüchterung. Sie wäre schon ein Schritt weiter.

Ein Thema wie dieses läßt sich nicht mit einem sieghaften Finale abschließen.

Die Antworten der Ärzte auf die Frage, wie man Krebs verhindern könne, sind vorsichtig und auch widersprüchlich, sie richten sich auf grundsätzliche Verstärkung der Widerstandsfähigkeit, auf Vermeidung von Giftzufuhr durch eine chemisch geschädigte Umwelt, Nahrung, Nikotin, Alkohol, von Streß und schwerer psychischer Belastung. Beschäftigt man sich mit der Vermeidung von Nihilismus, dann ist es angemessen, die Bescheidenheit solcher Auskünfte zu bedenken.

Der Bekämpfung akuter Krebsfälle durch Operation, Bestrahlung und chemische Therapie entspreche bei individuellen Ausbrüchen von nihilistischer Selbstdestruktion und Destruktion die psychiatrische Behandlung und der Schutz durch die Staatsgesetze. Bei kollektiven Phänomenen irrationaler Zerstörung wird man - das ist die Realität - mit möglichst sinnvoll

angewandten Gesetzen und möglichst eingehender Aufklärung auskommen müssen.

Soll hier nun ein praktisch anwendbares Ergebnis formuliert werden, so wird dies in gebotener Zurückhaltung nur fragmentarisch geschehen.

Der erste Hinweis: die Beschreibung der Symptome der relativen Nihilismen und der Versuch einer Aufdeckung ihrer Ursachen könnte zu einem für jeden Einzelnen nutzbringenden Erkennen führen. Inklinationen der Selbsterstörung und Zerstörung im eigenen Leben, in der unmittelbaren Umgebung und in allgemeinen Problemen sind vielleicht auf diese Weise für jeden besserauszumachen und im Frühstadium möglicherweise leichter abzuwenden.

Man denke an Drogensucht oder Alkoholismus: Worte nützen nur insoweit, als sie Inklinationen früh genug erkennen lassen und Information über die Folgen geben: nämlich über die qualvolle Destruktion nach anfänglicher Euphorie. Die bereits akuten Fälle sind allerdings nur selten zu mildern, noch seltener zu heilen, aber der Ausbruch solcher Entwicklungen kann durch Frühaufklärung des Einzelnen, durch Lektüre, Gespräche, durch Lehrer in den Schulen, an den Hochschulen, durch Massenmedien, durch andere Institutionen der Öffentlichkeit oft verhindert werden.

Das gleiche gilt für die relativen Nihilismen, die sich zu einer Sucht der Selbsterstörung und Zerstörung steigern können. Wer die Symptome und deren gefährliche Folgen kennt, wird manches dagegen tun - und auch rechtzeitig Hilfe in Anspruch nehmen.

Was noch kann außerhalb der ärztlichen Therapie hilfreich sein? Man sollte den konsequenten Ausbau von Selbsterkenntnis nicht unterschätzen. Es wäre Snobismus, über die Aufschrift am Tempel zu Delphi »Erkenne dich selbst« zu spotten. Man wird es zudem als Voraussetzung ansehen müssen, sich mit Werten zu beschäftigen, also sich klar darüber zu werden, nach welchen Werten und Zielen man eigentlich lebt, auch wenn man sich deren wahrscheinlich überhaupt nicht bewußt ist. Erst dann hat man die Möglichkeit, das eine und andere im eigenen Verhalten und an der Wegrichtung zu korrigieren.

Es wäre ein vollkommenes Mißverständnis der realen Möglichkeiten, würde man glauben, daß gegen Nihilismus gleichsam nur auf philosophischem Niveau erfolgreich vorgegangen werden könne. Sehr wirksame Mittel gegen ihn sind Hausverstand, Common sense, substantielle menschliche Beziehungen, Familie, sehr vieles andere im Bereich normalen vernünftigen Lebens, außerdem Humor, Witz, Lächerlichmachen der gefährlichen Absurditäten des Nihilismus. Durch Bloßstellung kann die Faszination des Nihilismus viel von ihrer Kraft verlieren.

Man sollte sich davor hüten, den Hinweis auf Religiosität als eine allzu leicht gesagte Simplizität zu bezeichnen: unsere Kultur stammt von dort,

und zwar nicht bloß das Unheil, das nur die Folge ihrer unvollkommenen Verwirklichung ist, sondern die Erlebnisinhalte von Glück, von Übereinstimmung mit sich selbst, von Harmonie, Schönheit, die Auffassung von Liebe, Freundschaft, Zusammenleben.

Die Möglichkeit eines »Humanismus ohne Gott«, einer Lebensmotivation ohne Gott, soll hier nicht bezweifelt werden, doch ist zu bedenken: in der Religion lag der Ursprung unserer Kultur, und alles, was Kultur ist - im Sinn der Verwirklichung humaner Werte - kann helfen. Kultur zeigt sich - leider oft anschaulicher als in der praktischen Realität - in Architektur, Musik, Dichtung, in Kirchenbauten, Glasfenstern, Gemälden, Plastiken, Chorwerken, Symphonien, in Epen, Lyrik, Theater. Sie enthalten im Gleichnis die Formeln dieser Werte, Formeln für die Proportionen eines möglichen Verhaltens in der Realität. Sich mit solchen Werken der Kultur, an denen wir oft gleichgültig vorüberlaufen, bewußt zu umgeben, sie auf sich einwirken zu lassen, um durch sie das Sensorium für Wahrnehmung und Entscheidung empfindlicher und sicherer zu machen, ist hilfreich.

Es soll aber nicht bloß der ästhetische Ausdruck von Religiosität beachtet werden, der freilich das Verständnis für Religion wecken kann. Die Europäer, Amerikaner und auch andere Völker sind - ob es uns paßt oder nicht - in der Tradition der christlichen Kultur herangewachsen, auch wenn dies oft nicht bewußt ist oder sogar radikal abgelehnt wird. Die Empfehlung ist nicht falsch, den Grundriß dieser Kultur einmal aus erster Hand vorzunehmen. Viele lasen als Kind Teile der Bibel und meinen, damit alles in religiöser Hinsicht an Bildung Erforderliche für immer absolviert zu haben. Die Bibel ist unerschöpflich und wird in verschiedenen Altersphasen anders erkannt werden: zumindest einmal sollte jeder als reifer Erwachsener das ganze Buch genau lesen und durchdenken. Das »Buch Hiob«, die »Psalmen«, das »Buch Jesaja« sind sehr zuständig für unser Thema, die Evangelien und die Paulusbriefe können uns klarmachen, wie sehr versäumt wurde, die christliche Kultur tatsächlich zu verwirklichen.

Wozu sich fernöstlichen Religionen, indischer Mystik oder verschiedensten Sekten zuwenden? Warum aus der christlichen Kultur fliehen? Unsere Fehler sind *hier* entstanden, und am Grundriß unserer eigenen Kultur können wir diese Fehler am deutlichsten erkennen. Dadurch sind aber auch jene Möglichkeiten zu erfahren, die wir realisieren konnten und die vielleicht helfen, die versäumten neuerlich vorzunehmen.

Zur Religion eine Stelle aus Sören Kierkegaards »Die Krankheit zum Tode«, die heute überaus aktuell wirkt: »Der Glaubende besitzt das ewig sichere Gegengift gegen Verzweiflung: Möglichkeit; denn bei Gott ist alles möglich in jedem Augenblick. Das ist die Gesundheit des Glaubens, die Widersprüche löst. Der Widerspruch ist hier, daß, menschlich gesprochen, der Untergang gewiß ist, und daß es dann noch Möglichkeit gibt. Gesundheit ist überhaupt, Widersprüche lösen zu können.«

Die Beziehung zum Tod hat auf die Entwicklung des Nihilismus großen Einfluß: es ist nicht dasselbe, ob an das Nichts nach dem Tod oder an ein Weiterleben, welcher Art immer, geglaubt wird. Gerade die Angst vor dem Nichts nach dem Tod geht oft in den Drang nach diesem Nichts über.

Allerdings kann man oft den Einwand hören: dem einen und anderen sei Religiosität eben nicht erfahrbar, es fehle die Gabe, glauben zu können. Der Ernst dieses Einwandes wiegt schwer. Vielleicht aber ist es möglich, ein Verlangen nach Glauben zu wecken, das sich - durchaus im Sinn einer positiven Mutation - in eine Fähigkeit zu glauben verwandeln kann. Ein Hinweis von Pascal, über den oft und lange nachzudenken lohnt: »Knie nieder, und du wirst glauben«.

Fruchtbar ist die Frage, was eigentlich das Gegenteil von Nihilismus sei. Meine Antwort lautet: Religiosität mit humaner Wertbezogenheit. Man könnte ein neues Wort wählen, das die tätige Orientierung auf humane Werte akzentuiert: »Valorismus« in religiöser Haltung. »Valorativ«, das wäre mehr als »konservativ«, mehr als wertbewahrend: nämlich wertaktivierend.

Es wäre übrigens ungerecht, in der Gegenwart *nur* die Negation, die Zerstörung und Selbstzerstörung sehen zu wollen. Sie ist das Thema dieses Aufsatzes - aber keineswegs das einzige Phänomen.

Jeder kann in seinem privaten Umkreis und auch im Weltgeschehen, dessen Zeitgenosse er ist, feststellen, wieviele Taten der Hilfe, der Vergebung getan werden, und zwar ohne daß viel Aufsehen entsteht. Gerade solche Taten haben es an sich, still stattzufinden. Sie werden allerdings deshalb auch allzu leicht übersehen, als selbstverständlich genommen und vergessen. Beobachtet man die Opportunismen und Aggressionen der Politik, so kann man wohl auch an der Geduld der Weltgeschichte kaum zweifeln. Dies zu beachten und sich dessen bewußt zu bleiben, ist aber wichtig, will man den relativen Nihilismen, die uns zu überschwemmen drohen, entgegenstehen, ohne Mut und Hoffnung zu verlieren.

## Anmerkungen

- 1 Alle Zitate in der Übersetzung von Werner Heider, Berlin 1925.
- 2 Alle Zitate in der Übersetzung von G. Röhl, Gütersloh o. D.

---

Christian Graf von Krockow

## Selbstzerstörung

### Deutsche Überlegungen über Teufel und Engel

Selbstzerstörung gehört zu den menschlichen Möglichkeiten. Sie ist ein humanes Privileg.

Es beruht auf doppelter Voraussetzung. Einerseits hat es damit zu tun, daß wir endlich, sterblich sind; das unterscheidet uns von Engeln und von Göttern. Andererseits haben wir - über die Tiere hinaus - nicht bloß Bewußtsein, sondern Selbst-Bewußtsein. In uns gefangen geraten wir hinter uns, als die Akteure, die sich zuschauen: in exzentrischer Positionalität, wie Helmuth Plessner dies benannt hat. So können und müssen wir uns selbst instrumentalisieren - und fragen, was wir uns und anderen bedeuten:

Wer saß nicht bang vor seines Herzens Vorhang?

Der schlug sich auf: die Szenerie war Abschied.

Leicht zu verstehen. Der bekannte Garten, und schwankte leise:  
dann erst kam der Tänzer.

Nicht *der*. Genug. Und wenn er auch so leicht tut,

er ist verkleidet, und er wird ein Bürger

und geht durch seine Küche in die Wohnung.

Im Bruch der Bedeutung nistet das buchstäbliche Umheimliche. Wieder mit Rilke zu reden:

Wir sind nicht einig. Sind nicht wie die Zug-

vögel verständigt. Überholt und spät,

so drängen wir uns plötzlich Winden auf

und fallen ein auf teilnahmslosem Teich.

Blühh und Verdorn ist uns zugleich bewußt.

Und irgendwo gehn Löwen noch und wissen,

solang sie herrlich sind, von keiner Ohnmacht.

Und:

Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein

und nichts als das und immer gegenüber.

Verzweiflung ergreift die doppelte Möglichkeit als das einzig noch Rettende: Der Sterblichkeit bewußt, instrumentalisiert sie den instrumentalisierten Körper, um ihn zu zerstören.

Die verschiedenen Kulturen haben auf Selbstzerstörung unterschiedlich reagiert. Römer und Japaner haben die Selbst-Tötung als einen Akt stolzer Selbst-Behauptung anerkannt. Das Christentum dagegen stempelte den

Selbstmörder zum Mörder, der der Strafe verfällt, zum mindesten in dem Sinne, daß ihm die geweihte Bestattung verweigert und er außerhalb der Friedhofsmauern verscharrt wird.

Abgründig beunruhigend wirkt es in jedem Falle, wenn ein Menschen seine Tat nicht nur gegen sich selbst richtet, sondern andere mit sich reißt. Wieder und wieder berichten die Zeitungen davon, daß jemand erst Frau und Kinder tötete, bevor er sich selbst umbrachte. Erst recht erregte der Massenselbstmord amerikanischer Sektenmitglieder in Guayana vor einigen Jahren weltweites Aufsehen. In diesem Vorgang deutet sich als Möglichkeit an, daß Menschen im Kollektiv zur Selbstzerstörung programmiert werden können, getrieben von Führern, an die sie zuvor sich verloren.

Diese Möglichkeit kombiniert und potenziert sich mit der Entwicklung technischer Instrumentarien. Zwar gab es immer schon Gefolgschafts- und Völkerkatastrophen, weil kranke Führer, vom Wahn befallene Eliten und Ideologien, wonach der heroische Untergang banalem Überleben vorzuziehen sei, die Katastrophe bereiteten. Doch sogar im schlimmsten Falle gab es Grenzen der Zerstörungsmacht; noch Goethes Mephisto mußte bekennen:

Was sich dem Nichts entgegenstellt,  
 Das Etwas, diese plumpe Welt,  
 So viel als ich schon unternommen,  
 Ich wußte nicht ihr beizukommen,  
 Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand -  
 Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!  
 Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut,  
 Dem ist schon gar nichts anzuhaben:  
 Wie viele hab' ich schon begraben,  
 Und immer zirkuliert ein neues, frisches Blut!

Inzwischen sieht es anders aus. Daß der Natur durchaus beizukommen ist, spricht sich herum. Wie viele Pflanzen- und Tierarten sind nicht schon ausgerottet worden, wie viele aufs höchste bedroht!

Und Menschen? Sie vermehren sich rapide, womöglich gerade damit zum Untergang programmiert. Bereits im Alltagsleben sind ganz neuartige Vernichtungsmöglichkeiten entstanden. Fachleute gehen davon aus, daß es sich in vielen Fällen scheinbar unerklärlicher Frontalzusammenstöße im Straßenverkehr um Akte der - sei es bewußten, sei es halb- oder vorbewußten - Selbstzerstörung handelt, bei denen die Verstümmelung und Tötung anderer, unbekannter Menschen in Kauf genommen wird. Ähnlich Gasexplosionen in Häusern und vieles mehr.

Doch wie erst in der politischen Dimension! Man stelle sich einmal vor, was geschehen wäre, wenn Hitler in der Endphase des Zweiten Weltkriegs über die Atombombe verfügt hätte. Es ist kaum anzunehmen, daß er gezö-

gert hätte, sie einzusetzen, auch - oder sogar gerade - gegen das eigene Volk, etwa beim letzten Kampf um Berlin. Ausdrücklich hat Hitler ja ausgesprochen, daß man auf die primitivsten Überlebensgrundlagen des Volkes keine Rücksicht zu nehmen brauche, das im Rassenkampf sich als das schwächere erwiesen habe; er hat die Zerstörung aller nur halbwegs wichtigen Verkehrs- und Industrieanlagen befohlen. Dieser Befehl konnte allerdings nichts Entscheidendes mehr ausrichten, selbst wenn er befolgt statt sabotiert worden wäre. Aber die Zündung der Atombombe durch fanatische Gefolgsleute hätte leicht sich bewerkstelligen lassen.

Der Gefolgsmann Goebbels hat wie in einer Vision künftiger Möglichkeiten das Nibelungen-Finale beschworen: Man werde, wenn man abtreten müsse, die Tür mit einem solchen Knall hinter sich zuschlagen, daß der Erdball erzittere. Welch ein Zufall, welche in geschichtlichen Dimensionen betrachtet winzige Spanne Zeit trennt diesen Traum der Selbstzerstörung von seiner Realisierbarkeit!

Der Blick in die Geschichte besagt, daß wir mit derlei für die Zukunft werden rechnen müssen. Es gab eben, mehr als einmal, die vom Wahn befallenen Machthaber und Gefolgschaften, die Untergangsträume und Selbstzerstörungstaten. Nach schlichter Wahrscheinlichkeitsrechnung wird es ähnliches auch in der Zukunft geben. Und die technischen Möglichkeiten schreiten fort und fort; die Zerstörungspotentiale werden immer gewaltiger - und preiswerter, erreichbarer, alltäglicher; längst haben Romane oder Filme sie in die Reichweite von ordinär Verrückten oder Gangstern gebracht. Science fiction aber wandelt sich zur science reality.

Was kann man tun? Die Frage läßt sich nur schwer und schwerlich knapp beantworten. Patentrezepte gibt es nicht, und wenn es sie gibt, taugen sie nichts.

Einigermaßen einfach läßt sich bloß sagen, was nicht getan werden kann: Eine Umkehr ist nicht möglich; kein Rückweg läßt sich bahnen in die vorgeblich gute und gesicherte Vorzeit. Kein alter Meister vermag die vom Zauberlehrling entfesselten Kräfte zu bannen. »We cannot unlearn«, hat ein Amerikaner den Sachverhalt so knapp wie prägnant formuliert; das Wissen, das einmal in der Welt ist, läßt sich einzig um den Preis der Weltkatastrophe wieder löschen.

Positiv bietet es sich an, von den Vorkehrungen auszugehen, die bereits praktiziert werden. Soweit aus amerikanischen Quellen bekannt wurde, beruhen sie im Umgang mit Atomwaffen darauf, daß niemals eine Einzelperson die Sprengköpfe scharf machen beziehungsweise die Raketen starten kann. Stets müssen mehrere Menschen zusammenwirken. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung besagt: Der einzelne, so sorgfältig er ausgesucht wird, mag irgendwann einmal der Faszination des Zerstörungsmittels erliegen, mit dem er sich konfrontiert sieht. Vielleicht wird dies über eine gewisse

Zeitspanne unter zehntausend **Beteiligten** einmal vorkommen. Muß jedoch nur eine zweite Person mitwirken, so vermindert sich die Wahrscheinlichkeit um den entsprechenden Faktor. Der einzelne, in dem der dunkle Drang übermächtig wird, dürfte überdies wohl einen anderen Weg in die Selbstzerstörung wählen, wenn ihm die Aussichtslosigkeit seines Vorhabens gegenwärtig ist.

Die Vorkehrung ist im Grunde nicht neu, sondern auch in anderen Bereichen geläufig, etwa bei der Tresortür, für die man nicht nur zwei Schlüssel braucht, sondern auch zwei Zahlenkombinationen, die keine Einzelperson gleichzeitig kennt. In der politischen Arena heißt das entsprechende Stichwort: Gewaltenteilung. In den berühmten »Federalist Papers« von 1787 / 88 wird die Mechanik der Aufteilung so begründet:

»Es mag ein schlechtes Licht auf die menschliche Natur werfen, daß solche Kniffe notwendig sein sollten, um Mißbräuche in der Regierung hintanzuhalten. Aber setzt nicht schon die Tatsache, daß Regierungen überhaupt nötig sind, die menschliche Natur in ein schlechtes Licht? Wenn die Menschen Engel wären, so bedürften sie keiner Regierung. Wenn Engel über die Menschen herrschten, dann wäre weder eine innere noch eine äußere Kontrolle der Regierung notwendig. Entwirft man jedoch den Plan einer Regierung, die von Menschen über Menschen ausgeübt werden soll, so liegt die große Schwierigkeit darin, daß man zuerst die Regierung instand setzen muß, die Regierten zu überwachen und im Zaum zu halten und dann die Regierung zwingen muß, sich selbst zu überwachen und im Zaum zu halten. Die Abhängigkeit vom Volk ist zweifellos das beste Mittel, um die Regierung im Zaum zu halten. Aber die Menschheit hat aus Erfahrung gelernt, daß zusätzliche Vorsichtsmaßnahmen notwendig sind.«

Das klingt anthropologisch präzise - und was daraus folgt einleuchtend:

»Die wichtigste Sicherung gegen die allmähliche Konzentration der Gewalten in einem Zweig (der Regierung) besteht darin, dafür zu sorgen, daß die Männer, welche die einzelnen Zweige verwalten, die notwendigen verfassungsmäßigen Mittel besitzen und ein persönliches Interesse daran haben, sich den Übergriffen der anderen Zweige zu widersetzen. In diesem wie in jedem anderen Falle müssen die Maßnahmen zur Verteidigung der voraussichtlichen Stärke des Angriffs entsprechen. Ehrgeiz muß durch Ehrgeiz unschädlich gemacht werden. Das persönliche Interesse muß mit den verfassungsmäßigen Rechten Hand in Hand gehen ... Die Methode, das Fehlen edlerer Motive durch die Förderung rivalisierender Interessen auszugleichen, kann durch alle menschlichen Angelegenheiten, seien sie privater oder öffentlicher Natur, verfolgt werden. Sie tritt besonders deutlich bei der Verteilung der Machtbefugnisse bei untergeordneten Stellen in Erscheinung, wobei stets das Ziel angestrebt wird, die verschiedenen Ämter so zu verteilen und einzurichten, daß deren Inhaber sich gegenseitig in



Schach halten. Dieses von der Vernunft eingegebene Vorgehen empfiehlt sich nicht minder bei der Verteilung der höchsten Gewalten im Staat.«'

Was aus der Weisheit menschheitlicher Erfahrung den amerikanischen Verfassungsvätern einst als Heilmittel erschien, verdient heute erst recht Beachtung. Denn es geht ja nicht mehr nur um die Bedrohung durch tyrannische Herrschaft, sondern mit dieser um die Gefahren absoluter Vernichtung. Und keineswegs automatisch wächst mit der Gefahr das Rettende auch. Darum kann die Mechanik der »checks and balances«, der Hemmungen und Gegengewichte, gar nicht sorgfältig genug entworfen, eingerichtet und gewartet werden.

Doch wird sie, auf die Ämter-Ebene beschränkt, zuverlässig genügen? Das ist die Frage. Das Problem liegt vielleicht weniger in dem Fehlen als vielmehr in der Existenz und der Stärke edlerer Motive. Paradox genug wäre wahrscheinlich alles einfacher, wenn unbedingt gelten würde, was Kant behauptet hat: daß das Problem der Staatserrichtung, so hart wie es auch klinge, selbst für ein Volk von Teufeln auflösbar sei - wenn sie nur Verstand hätten.' Denn die verständigen Teufel wollen unbedingt überleben.

Kant griff auf Thomas Hobbes zurück, der seine Staatskonstruktion auf zwei elementare Antriebskräfte gründete: auf den Willen zum Überleben und die Furcht vor dem gewaltsamen Tode. Die Kombination dieser Kräfte macht vorsichtig.: »Jedem Menschen, vorzüglich dem, der weit vorausschaut, ergeht es wie Prometheus. Denn wie Prometheus (das heißt übersetzt: der kluge Mann) an den Kaukasus - einen Berg von weiter Aussicht - geschmiedet war, wo ein Adler täglich das von seiner Leber verzehrte, was nachts nachwuchs: so nagt auch am Herzen des Menschen, der zu weit vorausschaut, in der Sorge um die Zukunft die Furcht vor dem Tode, vor der Armut und anderer Unbill, und es gibt keine Erholung von dieser Furcht als den Schlaf.«<sup>3</sup>

Aus Vor-Sicht verlassen die Nachfahren des Prometheus den »natürlichen« Zustand, der als ein mörderischer Kampf aller gegen alle sich darstellt. Und als verständige Teufel errichten sie den Staat, dem sie das Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit übereignen. Es bleibt dann nur noch - mit John Locke, gegen Hobbes -, die Gefahren des Gewaltmonopols durch Gewaltenteilung zu bannen.

Nebenher bemerkt: Die Friedenssicherung im »Gleichgewicht des Schreckens« zwischen Ost und West steht und fällt mit der Annahme, daß man es mit verständigen Teufeln zu tun hat: Der Gegner mag ein Bösewicht sein, dem alles Schlechte zuzutrauen ist. Doch er handelt rational im Sinne seiner Selbsterhaltung; er ist kein Amokläufer und Selbstmörder. Bisher hat diese Annahme sich als tragfähig erwiesen.

Aber der Zweifel bleibt und bohrt: Erweisen die Menschen sich immer

und zuverlässig als verständige Teufel? Gleichen sie manchmal nicht eher unverständigen Engeln: Wesen, die sich durchaus nicht furchtsam verständig verhalten, sondern heroisch und idealisch, für Heilsvorstellungen streitend, von denen sie glauben, daß ohne sie das Leben nicht lebenswert sei und daß es sich lohne, für ihre Verwirklichung alles Bestehende niederzureißen oder in ihrer Verteidigung unter seinen Trümmern sich begraben zu lassen? Und führt nicht genau dies zur Selbstzerstörung, weil es sich eben nicht um Engel, sondern um Menschen handelt? Auch dafür sprechen Zeugnisse der geschichtlichen Erfahrung.

»Wir wollen in unserem Lande den Egoismus durch die Moral ersetzen, die Ehre durch die Rechtschaffenheit, die Gewohnheiten durch die Prinzipien, die Schicklichkeit durch die Pflicht, den Zwang der Tradition durch die Herrschaft der Vernunft, die Geringschätzung des Unglücks durch die Geringschätzung des Lasters, die Frechheit durch das Selbstgefühl, die Eitelkeit durch die Seelengröße, den Geldhunger durch die edle Ruhmsucht, die sogenannte gute Gesellschaft durch gute Menschen, die Ränkesucht durch die Verdienstlichkeit, den Schöngeist durch die Genialität, den falschen Glanz durch die Wahrheit, die Langweiligkeit der Wollust durch den Zauber des wahren Glücks, die Kleinheit der großen Leute durch die Größe des Menschen, ein artiges, leichtfertiges, klägliches Volk durch ein großmütiges, glückliches Volk ... Mit einem Wort, wir wollen den Willen der Natur erfüllen, die Bestimmung des Menschen Wirklichkeit werden lassen, die Versprechungen der Philosophie einlösen, die Vorsehung von der langen Herrschaft des Verbrechens und der Tyrannei freisprechen.«

Ein berühmter Text. Er stammt aus der Rede Maximilian Robespierres vor dem französischen Konvent vom 5. Februar 1794.<sup>4</sup> Dabei folgt mit fugenloser Konsequenz aus der Tugend der Terror: »Der Terror ist nichts anderes als das schlagfertige, unerbittliche, unbeugsame Recht, er ist somit eine Emanation der Tugend; er ist weniger ein besonderes Prinzip als ein Produkt des allgemeinen Prinzips der Demokratie, das auf die besonderen Angelegenheiten des Vaterlandes angewendet wird.«

Wo es ums Gute oder Böse, ums Menschen- und Menschheitsheil oder ums Unheil schlechthin geht, da panzert ein Monopolbesitz der Tugend mit dem guten Gewissen. Da scheiden sich säuberlich Freund und Feind, die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis. Ein Idealismus des Selbstopfers mündet in die Selbstzerstörung, und Menschen werden eben deshalb zu Teufeln, weil sie Engel sein und den Garten Eden bereiten wollen. Wie Jules Monnerot an den Praktiken des Stalinismus es ablas: »Um mitten im Frieden die kriegerischen Aktionen, die konzentrationsähnlichen Praktiken, die Polizeitorturen und das Wiederauftauchen der Sklaverei zu entschuldigen, braucht man nichts geringeres als eine Verheißung des Paradieses. Auf

diese Weise kommt es zu einer unmittelbaren Verbindung zwischen Eschatologie und menschlicher Scheußlichkeit.«<sup>5</sup>

Die Dialektik von Idealismus und Selbsterstörung ist nicht zuletzt in der neueren deutschen Geschichte zur Wirkung gekommen. Diese Wirkungsgeschichte hat schon vorweg Heinrich Heine mit ahnungsvollem Schauer beschrieben: »Die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantsche Kritik, der Fichtsche Transzendentalidealismus oder gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen und erbarmungslos, mit Schwert und Beil, den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaneer auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte ... Doch noch schrecklicher als alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in die deutsche Revolution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identifizieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaneer mutvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann und daß in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden und die nicht kämpft, um zu zerstören noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen. Das Christentum - und das ist sein schönstes Verdienst - hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome.«<sup>6</sup>

Was tun? Wie kann man die Erfahrungen der Geschichte ihren Überlebenden fruchtbar machen?

Offensichtlich darf es nicht damit sein Bewenden haben, daß man auf den Zusammenhang von Idealismus und Selbstzerstörung verweist und Skepsis als buchstäblich lebensrettend anpreist. Menschen brauchen - in der Fragwürdigkeit ihres Daseins, in der Labilität ihres Selbst-Bewußtseins - Aufgaben, Ziele, Hoffnungen, etwas wie Sinn. Immer wieder gleichen sie höchst unverständigen Engeln, die das biologisch gesehen Überflüssige fasziniert: Wesen, die auf waghalsige Wetten und Wettkämpfe sich einlassen, die Berge besteigen, in Ozeane tauchen, Eiswüsten durchwandern, in den Weltraum fliegen, die Opern, Operetten, Ideologien produzieren und konsumieren, im »Buch der Rekorde« sich verewigt sehen möchten - und bei alledem sich auch noch wohl fühlen, obwohl doch nichts biologisch Notwendiges, Arterhaltendes daran erkennbar wird.

Andererseits halten Menschen es kaum aus, als verständige Teufel allein in der Fülle des Notwendigen sich häuslich einzurichten. Sie verzweifeln. Und Verzweiflung gebiert Rezeptverkäufer, Wahrsager, Buß- und Erwekungsprediger, Sinnsucher und -finder, Propheten, die von den falschen so schwer zu unterscheiden sind, kurz jene unverständigen Engel, die dann als die wahren Teufel sich erweisen.

Vielleicht hilft eine Erinnerung an die Weisheit der Gewaltenteilung weiter; vielleicht läßt sie sich, mutatis mutandis, auf die Probleme der Sinnvermittlung, des Selbstbewußtseins und - modisch ausgedrückt - der Identitätsfindung übertragen. Es gibt eine Herausforderung der Modernität, die grundsätzlich positiv gedeutet werden kann. Denn die Industriegesellschaft zeichnet sich aus durch eine offene Vielfalt der Anschauungen und Interessen, der Organisationen und Institutionen - das heißt für jeden einzelnen: durch eine Vielfalt von Zugehörigkeiten. Die Soziologie spricht von »Rollen«; es ist nicht eine, die wir lebenslang und schicksalhaft durch die Geburt schon vorbestimmt zu spielen haben, sondern die Vielfalt schafft Chancen der Wahl, der konkreten Freiheit. Wir gehören zu einer Familie, haben einen Freundeskreis ebenso wie einen Beruf, sind Mitglieder in Vereinen, in einer Gemeinde, Partei, Kirche und so fort. Jede dieser Zugehörigkeiten stellt Anforderungen, Zumutungen, fordert Hingabe, Treue, etwas wie Identifikation und damit auch Identität.

Nur, wohlgemerkt: Es handel sich um Teilidentitäten. Keine ist für sich das Ganze. Und Konflikte entstehen, widerstreitende Anforderungen, nicht selten sogar im Sinne widersprüchlicher Normen und Verhaltenserwartungen. Hoffnungen auf Idylle und Harmonie werden daher regelmäßig enttäuscht. Aber wie wir mit den Spannungen umgehen, sie in uns ausbalancieren, das formt erst unseren Charakter, schafft Biographie - und damit das Fundament einer Gesamtidentität, die aus den Teilidentitäten sich aufbaut und doch mehr meint als die Summe ihrer Teile. Ist die Chance der Vielfalt erst einmal verstanden und ergriffen worden, wird es möglich,

sie als bereichernd statt als ängstigend zu erfahren. Vielfalt relativiert - und schafft doch, eben damit, Sicherheit, weil unsere Existenz, unser Selbstbewußtsein nicht von einer Beziehung allein abhängt, sondern mehrfach sich begründet.

Die Flucht vor den Spannungen der Freiheit und Vielfalt in das Eine und Eindeutige liegt gleichwohl nahe. Nur bedeutet unter modernen Bedingungen die Einfalt, die alles auf eine Karte setzt, nicht etwa Stärke, sondern erstarrte Schwäche und dem Prinzip nach ein pathologisches Verhältnis. Im Alltagsbeispiel: Wer total in seiner Berufsrolle aufgeht, an ihr festklebt wie die Fliege am Leim, wer im Straßenverkehr, in Familie und Freundeskreis sich benimmt, als sei er sogar dort »immer im Dienst« als Beamter und Oberlehrer, der wird rasch zur Karikatur seiner selbst und sich wie anderen zur Last. Erst recht bezeichnet es ein pathologisches Verhältnis, wenn bestimmte Gruppen als radikal exklusive »Gemeinschaften« sich einigeln und gegen die Gesellschaft isolieren, wie sich das an manchen Sekten oder - extrem - an »terroristischen Vereinigungen« erkennen läßt.

Freilich gibt es noch im Pathologischen eine strenge Konsequenz. Weil die Realität der modernen Gesellschaft die exklusive »Gemeinschaft« mit Zerstörung bedroht, wird die radikale Abriegelung nicht nur Existenzbedingung, sondern als Feindseligkeit gegen das Bedrohende zugleich Rechtfertigung: Was »uns« zerstören will - also die Vielfalt - muß zerstört werden, damit »wir« überleben können. Dieser Zerstörungswunsch aber mündet, als idealistisches Selbstopfer für die Gemeinschaft glorifiziert, in die Selbsterstörung. Der Untergang erscheint am Ende als Triumph der einzig noch möglichen Selbstbehauptung.

Eben dies gilt auch politisch - und auch im Sinne unserer geschichtlichen Erfahrung. In der anhebenden Verhärtung, Verengung auf das Eine, das angeblich alles sein soll, ist zum mindesten als Gefahr der katastrophale Ausgang schon angelegt. Noch einmal Heinrich Heine: »Der Patriotismus des Deutschen besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegeltum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.«<sup>7</sup>

Das Ende wird dann bezeichnet durch die bewußt herbeigeführte Zerstörung jener Sicherung gegen Zerstörung und Selbststörung, welche die »Gewaltenteilung« geistiger Vielfalt aufrichtet: »Es gehört zur Genialität

eines großen Führers, selbst auseinanderliegende Gegner als nur zu einer Kategorie gehörend erscheinen zu lassen, weil die Erkenntnis verschiedener Feinde bei schwächlichen und unsicheren Charakteren nur zu leicht zum Anfang des Zweifels am eigenen Rechte führt. Sowie die schwankende Masse sich im Kampf gegen zu viele Feinde sieht, wird sich sofort die Objektivität einstellen und die Frage aufwerfen, ob wirklich alle anderen unrecht haben und nur das eigene Volk oder die eigene Bewegung allein sich im Recht befindet. Damit kommt aber auch schon die erste Lähmung der eigenen Kraft. Daher muß eine Vielzahl von innerlich verschiedenen Gegnern immer zusammengefaßt werden, so daß in der Einsicht der Masse der eigenen Anhänger der Kampf nur gegen einen Feind allein geführt wird. Dies stärkt den Glauben an das eigene Recht und steigert die Erbitterung gegen den Angreifer auf dasselbe.«

Der Text stammt von Adolf Hitler'; die konsequente Befolgung der demagogischen Maxime schuf Wortungeheuer wie »jüdisch-plutokratisch-bolschewistisch« - und ihre Umsetzung in die Tat: die »Endlösung«.

## Anmerkungen

- 1 Paper Nr. 51, von Alexander Hamilton oder James Madison.
- 2 Zum Ewigen Frieden. Erster Zusatz: Von der Garantie des ewigen Friedens.
- 3 Leviathan, Kap. 12.
- 4 Siehe von Robespierre: Habt ihr eine Revolution ohne die Revolution gewollt? - Reden, Leipzig o. J. (Reclams Univ.-Bibliothek 8370-74), S. 318ff.
- 5 Soziologie des Kommunismus, Köln u. Berlin 1952, S. 356.
- 6 Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1835, Drittes Buch.
- 7 Die romantische Schule, 1836, Erstes Buch.
- 8 Mein Kampf, 190./194. Aufl., München 1936, 5.129.

Stanislaw Lem

## Das Meisterwerk demaskiert\*

Ein Werk, das sich kraß von den bisherigen abhebt, ruft zunächst Urteile hervor, die einander sogar diametral widersprechen können, daß heißt: Es wird ungefähr so wahrgenommen wie eine komplizierte Gestalt in finsterner Nacht; die einen werden darin einen kauernenden Menschen sehen, andere eine Schar zusammengedrückter großer Vögel, vielleicht aber auch Dämonen oder Engel; die Spannweite der Urteile, die ein »Mutant« hervorruft, kann ebenso groß sein, in dem Sinne, daß verschiedene Rezipienten so sehr unterschiedliche »Dinge«, »Strukturen«, »Bedeutungen« und »Bezüge« an ihm wahrnehmen. Solche Schwankungen können sich durchaus lange halten. Erst danach kommt es zur Festigung des Urteils, und das heißt: zur Fixierung nicht unbedingt ausdrücklich und genau bezeichneter Rezeptionsweisen, als »richtig« geltender »Gesichtswinkel«, zur Verbreitung eines Repertoires von »angemessenen« Einordnungen des Textes. Autoritäten, die noch einige Jahre zuvor sich gegen ein Werk ausgesprochen, es also nicht entsprechend den Einordnungspraktiken rezipiert haben, die sich dann letztlich gegen alle konkurrierenden durchsetzten, verdecken diese ihre Irrtümer häufig aus »Prestigegründen« mit einem geflissentlichen Schweigen. Eine andere Frage ist, ob man tatsächlich von Irrtümern der Kenner sprechen kann. Eher ja, wenn diese Irrtümer darauf hinausliefen, das Werk in Bausch und Bogen zu diskreditieren, es total abzulehnen, wenn sie also von dem, was sich dann durchsetzte, nicht einmal so sehr durch ihre Lesart, sondern durch eine Behandlung des Werkes abwichen, die ganz einfach dessen Zerfall zur Folge hatte; und eher nein, wenn es dabei lediglich um nicht so geschickte, den Informationsgehalt des Textes nicht optimierende Lesarten ging

Alle derartigen Differenzierungen wären vollkommen vernünftig, wenn man sie an irgendwelchen Mustern der Vollkommenheit messen, wenn man nach Jahren irgendein Thermometer der Ästhetik in das Werk stecken oder zumindest annehmen könnte, daß alles, was sich, nachdem es die Zone der Vorgefachte um die Größe hinter sich gelassen hat, als makelloses Juwel in der Schatzkammer der Weltliteratur befindet, tatsächlich die Verkörper-

\* Ein Kapitel aus »Philosophie des Zufalls«, umgearbeitet zur ersten deutschen Ausgabe, Insel Verlag. Dieses Buch mit dem Untertitel »Literatur empirisch aufgefaßt« versucht, eine Theorie des literarischen Werkes mit naturwissenschaftlichen Methoden zu begründen.

rung einer stets fehlerfreien Vollkommenheit wäre. Dem ist jedoch durchaus nicht so; wenn das, was bei jedem anderen Werk und unter allen anders gelagerten Umständen als Mangel, Konstruktionsfehler, Weitschweifigkeit, Symptom der Inkohärenz des Autors, Fehltritt oder Bruch, also einfach als ein Mangel dieser oder jener Art erkannt und qualifiziert werden würde, positive Noten und eine von Wertschätzung und Anerkennung erfüllte Zustimmung findet, so liegt das allein an dem allgemeinen und endgültigen Einvernehmen zwischen Kennern und Publikum, durch das ein Werk zum Höhepunkt der Literatur erhoben wird. Dabei geht es durchaus nicht darum, daß die Apologeten innerlich unaufrichtig wären, daß sie dem Werk wider besseres Wissen Komplimente machten. Das anzunehmen wäre ein vollkommenes Mißverständnis. Die besagten Mängel, wie sie etwa in den unerträglichen historischen Abschnitten von »Krieg und Frieden« vorliegen oder in den berüchtigten Faulknerschen Perioden, die durch ihre nicht zu bremsende Weitschweifigkeit den Geist jedes normalen Lesers auf die Folter spannen (es geht nicht um den Stil Faulkners, sondern um dessen Auswüchse, dessen Elephantiasis), erlangen den gleichen positiven Wert, den für einen Verliebten jene körperlichen Merkmale seiner Angebeteten besitzen, die einem Fremden als Schönheitsfehler erscheinen. Den Großen nehmen wir ja alles ab, was sie zu bieten haben, und so werden ihre Fehler, ihre Wiederholungen unbemerkbar, ähnlich wie die Merkmale der Durchschnittlichkeit, die wir an den Menschen unserer Umgebung nicht Tag für Tag wahrnehmen. Doch auch mit diesen letzteren Vergleichen wird der Sachverhalt allzu sehr vereinfacht. Es geht nicht darum, daß jemand, von seinen Gefühlen angestiftet, aus Minuspunkten Pluspunkte macht, noch darum, daß Fehler nicht gesehen werden, sondern vielmehr um eine Art der Rezeption, die aus ihnen Vorzüge macht. Psychologische oder gar schlicht logische Inkonsequenzen, die wir im »Hamlet« vorfinden, würden wir, wenn wir sie in einem Stück entdeckten, das ein Bekannter von uns geschrieben hat, als gewöhnliche Mißgriffe betrachten, die auf mangelnde Konzentration, Nachlassen der Einfälle, Mangel an schriftstellerischem Fingerspitzengefühl zurückzuführen sind, Mißgriffe wie etwa der, daß der Geist des geliebten Vaters als »Ratte« bezeichnet wird, oder viele Verhaltensweisen des Helden, Mißgriffe, die Eliot am einfachsten, wenn auch am wenigsten schmeichelhaft für Shakespeare, damit erklärt, daß Shakespeare verschiedene, vor ihm entstandene Versionen des Dramas zusammengefaßt und dabei die von ihm vorgefundenen Varianten nicht radikal zu einer vollkommen homogenen Gestalt umgeschmolzen hat. Doch wer traut sich auszusprechen, daß der »Hamlet« nicht nur fatal aufgebaut ist, sondern offenkundige Widersprüche enthält? In ihnen sehen wir (auch ich, ich bekenne mich dazu) ein unergründliches Geheimnis; die Seele eines Menschen, der sich einmal mit hingebungsvoller Achtung an die Erscheinung



seines verstorbenen Vaters wendet und sich dann wieder (in ein und derselben Szene) über ihn lustig macht und ihn schmäht, erscheint uns als ein unfaßbares Rätsel, denn immerhin hat Shakespeare sie ja so dargestellt. So wird aus einem Buckel ein Schönheitsideal, werden aus Mißverständnissen oder Nachlässigkeiten Werte, aus Inkonsequenzen dämmerige Labyrinth voll Bedeutung. Erst in diesem Lichte erkennen wir, daß der Kenner, der die himmelstürmende künftige Karriere des Werkes nicht vorhersehen konnte und bereit war, ihm zahlreiche Fehler nachzusagen, sich hier und dort eine rachitische Konstruktion vorzuhalten, im Grunde recht gehabt haben mochte. Erst im Rückblick wurde sein Urteil zu einem Irrtum.

Die historische Überlieferung von Generation zu Generation stellt uns die nationale Klassik als ein geschlossenes System von Werken vor, von Schätzen, die vom Augenblick ihrer Entstehung an von purem Golde gegläntzt hätten. Erst wenn man in den Archiven herumstöbert, entdeckt man ketzerische Urteile von Zeitgenossen der Klassiker, und diese Urteile sind nicht immer ein Ergebnis treuherziger Beschränktheit.

In der Literaturwissenschaft ist ein irrationaler Faktor wirksam, der dem Verhältnis ähnelt, das die Menschen zu den Überresten Verstorbener haben, nur mit einem Pfeil in entgegengesetzter Richtung versehen. Bekanntlich darf man an die Überreste umso weniger rühren, je jüngeren Datums sie sind; öffnet man ein Grab, das erst ein Jahr alt ist, so entweicht man die Totenruhe, ist das Grab aber tausend Jahre alt, dann heißt es, man führe Ausgrabungsarbeiten durch. Umgekehrt in der Literatur: Greift man etwa als Verleger oder Lektor eines Buches in dessen Text ein, so ist das noch kein Verbrechen, doch tut man das gleiche mit einem Text von vor zweihundert Jahren, so begeht man ein Sakrileg. Je ferner die Vergangenheit, aus der Texte zu uns gelangen, umso mehr sind sie nicht nur unantastbar, sondern auch durch ihr bloßes Überdauern gleichsam auf eine Höhe spezieller Vollkommenheit erhoben. Man weiß, daß unter den Literaturwissenschaftlern häufig polemische Auseinandersetzungen geführt werden, bei denen es darum geht, die definitive Version irgendeines Gedichtfetzens festzulegen, der in den Papieren eines längst verstorbenen, großen Dichters gefunden wurde; dort, wo ein unleserlicher Krakel steht, fügt man verschiedene Wörter ein, und nicht selten zieht sich das Geplänkel um diese sogenannten »Lesarten« über Jahre hin - und dabei besteht doch schließlich auch die Möglichkeit, daß das Gedicht gerade deshalb nur in einer fragmentarischen Handschrift erhalten ist, weil der Verfasser nicht das richtige Wort fand und an dieser Stelle etwas Unpassendes einfügte. Dieses Argument würde sicherlich überzeugen, wenn es um einen zeitgenössischen Dichter ginge, aber es versagt gegenüber der »Größe«, so als beruhte diese auf ständiger kreativer Höchstleistung, die jedoch, was die Kenner im übrigen auch wissen, nur dann und wann von einem Künstler erreicht wird.

Die oben beschriebene merkwürdige Metamorphose, durch die uns die Schwächen berühmter Werke als deren Tiefen erscheinen und Spuren von Verkrüppelungen zu so etwas wie heiligen Stigmata werden, macht deutlich, wie sehr die sogenannte objektive Struktur des Werkes von einer bestimmten Rezeptionshaltung abhängt. Das gilt übrigens auch für die klassischen Werke, Werke also, die ohne Kenntnis der Konventionen, Relativismen und »veränderlichen Codes« der Gegenwart verfaßt wurden.

Die große Schwankungsbreite der Urteile, die wir beobachten, bevor das weitere Schicksal eines Werkes sich festigt, kann - und das ist zumindest teilweise voneinander unabhängig - an Schwierigkeiten der Informationsaufnahme (das heißt der Decodierung oder der »Einordnung«) oder an einem Widerstand gegen die von dem Werk statuierten Werte liegen. Es ist natürlich ebenso gut möglich, daß ein Werk, das bezüglich der Informationsaufnahme keinerlei Widerstand bietet, den als verehrungswürdig geltenden Werten widerspricht (zum Beispiel Naturalismus im Gegensatz zur Romantik), wie andererseits auch, daß erst seine »Dechiffrierung« entweder einen Widerspruch oben genannter Art oder umgekehrt eine Übereinstimmung mit den vorherrschenden Wertvorstellungen offenbart. Im letzteren Falle liegt ein typisches Beispiel eines sogenannten »rein formalen« Experiments vor. Wenn sowohl das Codierungsverfahren neu ist und zugleich die Inhalte eine neue Werthierarchie aufstellen, kommt es mit Sicherheit zu einer mehrdimensionalen Oszillation der kritischen Urteile. In diesem Falle wird auch deutlich, daß der Aufstieg eines Werkes statistischer Natur ist, ein stochastischer Prozeß, eine Markow-Kette, die mit den Zickzackbewegungen der Beurteilungen und Deutungen solange in dem diskontinuierlichen Feld der Bezüge, welches die nationale Kultur zum jeweiligen Zeitpunkt darstellt, umherirrt, bis sie schließlich auf einen eher stationären Zustand trifft (weil an dieser Stelle »Randbedingungen« zusammenkommen, welche die Situation des Werkes stabilisieren) oder auf einen sogenannten »Absorptionsschirm«, wo das Werk für eine gewisse Zeit in Unbeweglichkeit erstarrt. Erst eine Veränderung des bestimmenden Milieus kann dann bewirken, daß das Werk entweder in die Vergessenheit hinabgestoßen oder auf eine weitere Wanderschaft geschickt wird, was davon abhängt, ob es in seiner Struktur verwurzelte Lesarten aufweist, die auch der neuen geschichtlichen Situation gerecht werden.

Eine solche Beschreibung ist natürlich nicht befriedigend. Wir möchten wissen, ob der Filter für die Qualität von Werken, den der bloße Zeitablauf angeblich bietet, tatsächlich unfehlbar als ein ideal verlässlicher Selektor wirkt; wir möchten wissen, ob wir sagen dürfen, daß vorzügliche Werke ganz einfach diejenigen sind, die allgemein als vorzügliche Werke gelten; schließlich möchten wir wissen, ob es denkbar ist, daß es Werke gibt, die irgendwie wertvoll sind, aber dennoch dazu verdammt, verkannt zu werden. Kurz, wir

möchten besser verstehen, worauf die extreme Streuungsbreite der ersten Urteile beruht, jene Streuung, die dann später - aus geschichtlicher Perspektive - auf einen Punkt zusammenschrumpft, so daß der Eindruck entsteht, als gäbe es - *im Normalfall* - weder grundsätzliche noch begründete Zweifel bei der Auswahl und Beurteilung wertvoller Werke.

Wir sind nämlich nicht - auch wenn beim Leser ein anderer Eindruck entstanden sein mag - der Auffassung, daß die Karriere von literarischen Werken das Ergebnis einer Art von Lotterie sei, die durch eine Serie von Ziehungen vollkommen zufällig auf die Gipfel befördert, was sie gerade bietet. Wir haben bereits angedeutet, daß es unterschiedliche Ursachen sind, welche die Urteile in kräftige Schwingungen versetzen. Als eine im Grunde »halbleere« Struktur, die daher mit zusätzlichen Bedeutungen »auszufüllen« ist, welche sie erst in ein sinnfälliges Ganzes verwandeln, erinnert das Werk an die leeren Strukturen der Mathematik, die bisweilen von gewissen »Rezipienten«, nämlich den Physikern oder anderen Naturwissenschaftlern, mit materiell konkreten, physikalischen Inhalten ausgefüllt werden. Ein bislang leeres System von formalen, also ausschließlich auf sich selbst und in keiner Weise auf die reale Welt bezogenen Zusammenhängen, an das wegen seiner Nutzlosigkeit eigentlich niemand mehr gedacht hatte, kann so zu einer »neuen Karriere« kommen. Sprachliche (aus der natürlichen Sprache aufgebaute) Gebilde können einen solchen Grad an »Leere« nicht erreichen. Als Zeichen sind sie stets Repräsentationen von Bedeutungen. Diese Bedeutungen organisieren sich jedoch zu einem selbständigen Ganzen, das sich quasi direkt auf bestimmte Erscheinungen oder ihre Zusammenhänge »im Leben« bezieht, sie können aber auch in die - auf das »Leben« bezogen - entgegengesetzte Richtung weisen, nämlich in den Bereich der begrifflichen Ordnungen der Sprache, was sie allerdings nicht von sich aus tun, sondern erst, nachdem der Rezipient die gegebenen Elemente - ähnlich wie ein Kind die Teile eines Legespiels - in einer bestimmten Weise miteinander verknüpft hat. Wenn er sie nicht in der richtigen Weise verknüpft, entsteht etwas ähnliches wie in dem Kasten mit den farbigen Steinchen, die das Kind nicht zu einem Bild zusammenzufügen vermochte. Manchmal wird dabei ein fragmentarischer Umriss herauskommen, manchmal wird am Ende aber auch die völlige Auflösung stehen. Nun ist es jedoch eine Eigentümlichkeit des Werkes, daß es die »Bau«anweisungen Schritt für Schritt liefert, und zwar nicht auf einem gesonderten Kanal, sondern auf dem gleichen, der die »Vorgänge« darstellt, daß also der Plan des Hauses und die Ziegel oder das Programm der Operation und deren Objekte durcheinander »in einer Verpackung« ankommen, und daher läßt sich nie *beweisen*, daß eine bestimmte Lesart völlig falsch ist. Wenn sie nämlich innerhalb eines bestimmten Milieus zur Norm wird, gibt es gegen sie keine Berufung, es sei denn, man wendet sich an andere Leser.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, ein Werk müsse gleichsam vorweg eine hohe Komplexität der Struktur demonstrieren, die, auch wenn sie vielleicht noch nicht verständlich ist, signalisiert, daß die Mühe der Decodierung sich lohnen wird. Das ist jedoch ein Irrtum: Die Komplexität entsteht *gleichfalls* erst durch das Decodieren. Wenn wir einen Text vor uns haben, der in einer unverständlichen Sprache verfaßt ist, wissen wir ja nicht, ob dahinter komplizierte Mitteilungen stecken oder nur schlichtes Gestammel. Was die Sache so unangenehm macht, ist, daß man eigentlich niemals im voraus weiß, ob es sich überhaupt lohnt, sich um eine optimale Deutung zu bemühen. Vordergründig kann ja die Unverständlichkeit sowohl auf die Genialität des Autors zurückzuführen sein wie auf geistige Verwirrung, Unfähigkeit, Verworrenheit der Gedanken oder Manieriertheit, und dahinter verbirgt sich insofern nichts, als sich die »Stückchen«, aus denen der Text besteht, ohnehin nicht zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügen lassen. Freilich kann man selbst bei einem solchen Text dank der Dehnbarkeit der Bedeutungen und mit Hilfe einer überaus regen Phantasie zu der Ansicht kommen, man habe dennoch seine Gesamtvision erfaßt. Das kommt übrigens vor - und zwar speziell dann, wenn es große Mode ist, »Neuheiten« mit Blumen zu überschütten. Von einer Heidenangst erfüllt, er könne sich kompromittieren, wird der Kenner sich dann mit allen Kräften bemühen, des Kaisers neue Kleider zu sehen.

Es kann jedoch sein, daß ein Text eine »potentielle« Einheit der Bedeutungen besitzt, es kann also ihm gegenüber eine Strategie geben, die durch die Schaffung einer semantischen Kohärenz »siegt«. Daher kommt es vor, daß in dem, was die Zeitgenossen für Gestammel hielten, die Spätergeborenen ein Werk entdecken. So ist es den Polen mit Norwid und später mit Witkacy (Witkiewicz) ergangen.

Man kann das Phänomen der Neuerung, die allzu weit vorausseilt, in der Weise verstehen, daß man es auf die Rezipienten bezieht. Wenn es allein genügt, daß eine gewisse Zeit vergeht, damit etwas, was zuvor als schlecht oder (beziehungsweise: und daher) unverständlich galt, verstanden wird, ist die Antizipation »gerechtfertigt«, und das Problem löst sich auf. Denkbar ist aber auch, daß folgendes geschieht: Ein Schriftsteller hat Ausdrucksformen vorweggenommen, welche die Zukunft möglicherweise verstanden hätte, aber nicht verstanden hat, weil die Hauptströmung der Kultur sich ein anderes Bett gewählt hat und die »Antizipation« auf der Sandbank zurückließ. Ich kann nicht sagen, wie es in der Literatur ist, aber in der Wissenschaft ist so etwas vorgekommen (Boskovic war z. B. ein verkanntes wissenschaftliches »Genie«, das sozusagen zu spät entdeckt wurde; allerdings belegt schon die Tatsache, daß ich von ihm wußte, daß er nicht ganz und gar verkannt worden ist). Die enorme Mannigfaltigkeit unserer Kultur, in der die unterschiedlichsten, ursprünglich oft sehr weit voneinander entfernten Tra-

ditionen miteinander verknüpft und verarbeitet wurden, macht im übrigen die oben angedeutete Spielart einer »Pseudoantizipation« sehr unwahrscheinlich, denn im Grunde besitzt unsere Kultur nicht ein Strombett, sondern sie zerfällt, wie das Nildelta, in viele Arme.

Nun gibt es aber für die Karriere, für den Höhenflug eines Werkes sozusagen eine Vorstufe: Im Wartesaal des Ruhmes muß es zwischen dem Werk und einer möglichst großen Zahl *verschiedener* Leser zu einem Kontakt kommen. Angesichts der Tatsache, daß die ganze Welt mit Werken vollgestopft ist, wird es für das einzelne Werk immer schwieriger, diese triviale Vorbedingung zu erfüllen. Nicht selten beobachtet man, daß ein bestimmtes Werk Interesse weckt, daß jedoch die dadurch hervorgerufene Reihe kritischer Äußerungen *abnimmt*. Damit es zu einer lawinenartigen Zerfallsreaktion im Uran kommt, muß der Reproduktionsfaktor der Neutronen, welche die Atomspaltung auslösen, größer als eins sein - anderenfalls »verpufft« die Reaktion. Die Bekanntheit eines Werkes hängt nun davon ab, ob die Rezeption eben abnimmt oder vielmehr lawinenartig zunimmt, und bei gewissen Werken, die gerade an die kritische Grenze kommen, ist es der *reine* Zufall, der über ihr Weiterleben oder ihren Untergang entscheidet. Man könnte denken, das dynamische Modell einer solchen Situation sei der Start einer Rakete, der auf dem Gipfelpunkt ihres Fluges für den Übergang in eine Umlaufbahn knapp einige Meter pro Sekunde an Geschwindigkeit fehlen. Dies ist jedoch nicht das passende Modell, denn das Schicksal der Rakete wurde bereits am Start durch die ihr verliehene Geschwindigkeit determiniert, hängt also nicht von der Umwelt ab, in der sie sich bewegt - anders als bei dem Werk. Wir sagten schon, daß ein vereinzelter Aufschrei des Entzückens, und würde er sich selbst dem kompetentesten und berühmtesten Munde entringen, hier nichts bedeutet. Anders als Christus ist einem Werk ein einzelner Rufer in der Wüste als Prophet nicht genug. Es ist notwendig, daß die Rufe wieder aufgenommen werden; so verstärken sie die Wellen, die das Werk auf dem Wasser des kulturellen Lebens hervorrufen. Wenn es sich um ein stehendes Gewässer handelt und die Kritiker auf den Messias warten, dann wird oft die Geburt eines Werkes leichter und zugleich werden Irrtümer wahrscheinlicher sein, weil ja alle nach der Offenbarung lechzen. Dort jedoch, wo dieses Wasser der Kultur (ich bitte den bis zur Unmöglichkeit gedehnten Vergleich zu entschuldigen) von zahlreichen, einander durchkreuzenden Wellen aufgewühlt ist, bedarf es nicht selten ganz einfach des Skandals, des Lärms, des Krawalls, der das Werk als »Booster« in die Umlaufbahn befördert. Es kommt dann zu einer »Verstärkung«: Die kritischen Äußerungen lösen die Lawine der nächsten Generation aus, und durch weitere Generationen von Rezensionen entsteht inkumulativer Effekt.

Die Karriere des Werkes beginnt, einstweilen noch innerhalb seines eige-

nen Sprachgebiets. Es kann ein lokales Phänomen bleiben, es kann aber auch in andere Sprachgebiete gelangen, und zwar, grob gesagt, auf zwei Wegen: »von oben« oder »von unten«. Der Einstieg »von oben« liegt vor, wenn ein Werk aufgrund der Vollkommenheit, die ihm von bestimmten kulturellen Zentren, die anderen den »Kurswert« künstlerischer Beurteilungen diktieren, bescheinigt wurde, an fernen Orten der Erde bereits »blanco« aufgenommen wird, mit einer Anerkennung, die der Rezeption vorausgeht. Die örtlichen Kritiker stimmen in diesem Falle ihre Beurteilungen nachträglich mit der hohen weltweiten Notierung ab; die Meinungen ganzer Kontinente werden informational miteinander verknüpft, und wenn ein Werk sich irgendwo nicht der Wertschätzung des Publikums erfreut, werden die Kritiker eher das Publikum und nicht das Werk für die mangelnde Resonanz verantwortlich machen. Es geht hier nicht nur um Snobismus und Schwindelei. Es kann ja passieren, daß jemand sein Augenmerk auf ein Mädchen richtet, in der Meinung, sie sei eine Prinzessin, denn so hat man es ihm erzählt; wenn sich dann später herausstellt, daß das nicht stimmt, kann es durchaus sein, daß die einmal entstandenen Gefühle weiterbestehen; die Aufmerksamkeit galt also dem, was - Prinzessin hin oder her - ihrer würdig war. Das Übel liegt nicht bei den Werken, die auf diese Weise hervorgehoben werden, sondern bei jenen, die manchmal sozusagen nur Sekunden und Millimeter von der Schwelle trennen, hinter der ihnen die ganze Welt offensteht. Im dem Maße, wie die ersteren aufblühen, welken die letzteren dahin, und die Kluft zwischen ihnen, die nur noch auf Zufallswirkungen beruht (einerseits die Kumulation, andererseits die Vernachlässigung), wächst. Wenn man dann nach Jahren zwei Werke, die einander sozusagen »immanent« ebenbürtig sind, miteinander vergleicht, muß man sich wundern, warum die Popularität, die Auflagenhöhe und die Beurteilungen so weit auseinandergingen. Wenn ein Schriftsteller mit einem von mehreren Büchern zu spätem Ruhm gelangt, so werden seine übrigen Werke »rückwirkend« aus dem Nichts hervorgeholt (so hat man nach der »Lolita« eine ganze Reihe anderer Titel Nabokovs ans Tageslicht gefördert). Hat ein Schriftsteller bereits einen weltweiten Ruf erlangt, so daß praktisch eine einhellige Meinung über ihn herrscht, so wird er diese durch seine weiteren Werke nur schwer erschüttern können, weil der Impuls, einmal gegeben, eine erhebliche Trägheit besitzt.

Man könnte meinen, daß wir über bloße Äußerlichkeiten sprechen, denn die weltweite Karriere - was ist das schon für ein Kriterium künstlerischer Vollkommenheit? Man könnte meinen, wir wüßten nicht, daß man die Qualität eines Werkes nicht anhand von Häufigkeitskriterien bestimmen kann, so als bestünde zwischen der Anzahl der Rezensionen, der Auflagen und der Übersetzungen auf der einen Seite und dem literarischen Rang auf der anderen Seite eine feste Korrelation! Gewiß sind derartige Korrelationen

keine sicheren Qualitätsmerkmale. Daß soziologische Rezeptionsuntersuchungen jedoch nicht vor den Werken halt machen, sondern auch etwas über die Mechanismen aussagen, durch die beim Rezipienten die Bedeutungsstruktur des Textes erst *entsteht*, davon können wir uns durch einen Vergleich zwischen Karrieren »von oben« und solchen »von unten« überzeugen. Unter den letzteren verstehe ich eine solche Art der internationalen Zirkulation von Texten, zu der es eher zufällig kommt. Es werden also nicht deshalb hier und da Bücher übersetzt, weil *Lutetia locuta*, sondern deshalb, weil sich dank zufälliger gesellschaftlicher Begegnungen, persönlicher Kontakte und wohlwollender, einflußreicher Persönlichkeiten in diesem oder jenem Land ein Verleger gefunden hat. Der Rang und die Rezeptionsweise entsprechender Werke werden also nicht mehr durch eine unter den Fachleuten generell abgestimmte Festlegung bestimmt (wenn ich von »Abstimmung« spreche, meine ich damit natürlich nicht irgendwelche freimaurerischen Machenschaften, und ich glaube auch nicht, daß irgendjemand blindlings in verba magistri schwört; ich meine lediglich das, woran es liegt, daß wir eine Musik, die uns als eine wiederaufgefundene Komposition Beethovens angekündigt wird, mit einer *anderen Einstellung* hören, als wenn man uns sagt, es handle sich um eine interessante Komposition eines gewissen Briefträgers aus Wanne-Eickel). Es stellt sich dann auch heraus, daß die Meinung über ein Werk, falls sie sich in jedem einzelnen Sprachgebiet isoliert entwickelt (daher die Bezeichnung »Karriere von unten«), wiederum den Charakter von *Zufallstreifern* hat, der deutlich wird, wenn man diese relativ unabhängig voneinander entwickelten Meinungen miteinander vergleicht. Es kommt beispielsweise vor, daß ein Buch in einer bestimmten Gruppe von Ländern disqualifiziert wird, während es in anderen Ländern einiger wohlwollender Äußerungen für würdig erachtet wird, um in einer Reihe wiederum anderer Länder »die Gattung zu wechseln«: Aus einem, sagen wir einmal: »kryptophilosophischen« Roman verwandelt es sich (bei der Rezeption) in einen gewöhnlichen Sensationsroman, so daß die ernsthafte Kritik ihn ignoriert. Allein schon die Einstufung in eine bestimmte *Gattung ist ja* ein wesentliches Element der Rezeption.

Auf der erweiterten Stufe der Zirkulation in verschiedenen Ländern unterliegt das Buch dann ähnlichen Prozessen wie schon nach seiner Entstehung in seinem Ursprungsland: Erneut bedarf es einer hinreichenden Zahl von Beurteilungen, damit es sich zu einer Berühmtheit entwickeln kann, und erneut kann es geschehen, daß es ihm an einem bestimmten Ort an einer nicht sehr großen Zahl solcher Beurteilungen mangelt, um diese Schwelle zu erreichen. Der Mangel an kritischen Äußerungen liegt ja in erster Linie daran, daß es an einem Netz von Informationsverknüpfungen fehlt, das mindestens in dem Maße ständig funktioniert, daß überhaupt eine stabile und kohärente Meinung sich bilden kann. So sind z. B. die Bühnen-

stücke von Mrolek zweimal in Paris herausgekommen: Beim ersten Mal wurden sie praktisch nicht wahrgenommen - das war der »Einstieg von unten«; beim zweiten Mal kamen sie »von oben«, und dieselben Stücke, die zunächst mißachtet wurden, wurden beim zweiten Anlaufgelobt. Verschiedene lokale Zentren werden also erst dann zu kommunizierenden Gefäßen, wenn Meinungen, die sich an einer Stelle gebildet haben, deutlich an anderen Stellen eindringen. Dies belegt ein weiteres Mal, daß die »Vorausinformation« ebenso wichtig ist wie der statistisch-massenhafte Charakter der Herausbildung von Rezeptionsregeln. Die Literaturwissenschaft ist für solche Phänomene besonders blind, weil diese die von ihr implizit oder explizit behauptete objektive Einzigartigkeit des Werkes und zugleich die Bedeutsamkeit singulärer Urteile von berühmten professionellen Kritikern in Frage stellen.

Die Literatur hat in dieser Hinsicht den größeren Scharfblick bewiesen, denn bei Gombrowicz (»Ferdurke«; Vorwort zum »Philidor«) können wir lesen: »Na ja, es ist ja bekannt, die Menschheit braucht eben Mythen; sie sucht sich den oder jenen unter vielen Schöpfern aus (wer aber vermöchte die Gründe solcher Auswahl herauszufinden?), und schon stellt sie ihn über die anderen, beginnt, ihn auswendig zu lernen, entdeckt in ihm ihre Geheimnisse, ordnet ihm ihre Gefühle unter. Würden wir uns aber mit gleicher Hartnäckigkeit daranmachen, irgendeinen anderen Künstler zu glorifizieren, so würde eben dieser zu unserem Homer werden.« Gombrowicz sagt hier eindeutig, wie zufällig es ist, wenn verschiedene Shakespeares und Homers mit Ruhm gesalbt werden - wobei man gerechterweise hinzufügen muß, daß Gombrowicz dort, wo er über Bruno Schulz schreibt, sich selbst anklagt, gegenüber dem Freund gleichgültig gewesen zu sein, daß er jedoch in dieser Passage zwar den Splitter, nicht aber den Balken sieht. Denn auf Anraten von Schulz (den man jetzt mit einem Sammelband im Krakauer literarischen Verlag finden kann) hat er die Einleitung zu »Philidor« radikal geändert - und zwar in der uns interessierenden Frage. Der junge Gombrowicz hatte nämlich, als er die erste Fassung dieser Einleitung schrieb, geschwankt, es hatte ihm an Mut gefehlt, und so hatte er über die Kategorie jener Werke, denen von der gesellschaftlichen Lotterie der Eintritt ermöglicht wird, eine gesonderte Kategorie genialer Werke gestellt, die sich - wie die Sonne - selbst repräsentieren, also nicht der Geburtshilfe des Zufalls bedürfen. In der Nachkriegsausgabe des »Ferdurke« strich er dann die Kategorie der »von Kindheit an gesalbten« Werke, nicht ohne die einstige Hilfe Schulzens, denn dieser hatte ihn darauf hingewiesen, daß es falsch sei, in dieser Weise zwischen den Triebkräften und den Kriterien der Größe zu unterscheiden; in seinen Schulz gewidmeten Erinnerungen hat er darüber jedoch nicht ein einziges Wort verloren.

Wie kann ein Schriftsteller angesichts der Erfahrung, daß seine Werke,



wenn sie »von unten« in verschiedene Sprachgebiete eindringen, sich in der Rezeption verwandeln, ernsthaft an die Unveränderlichkeit dieser Werke glauben? Er kann das dank der Eigenliebe, die ihm einflüstert, seine Werke seien »an sich Brillanten«, und es sei allenfalls möglich, daß sie nicht in ihrer Brillantenhaftigkeit erkannt werden. Bestärkt wird er in dieser Selbsttäuschung durch den Philosophen-Literaturwissenschaftler, der versucht, die Beurteilung des Werkes von seiner Semantik abzulösen, so als wüßten wir nicht, daß gerade der unauflöslche Zusammenhang zwischen Bedeutungen und Urteilen bis heute eine zugleich objektive und semantische Informationstheorie unmöglich macht. Werke, die in ihrer Struktur angeblich so starr sind wie irgendwelche Möbel, sind vergleichbar mit einem »Omasessel«, den die einen für eine Schaukel, die anderen für ein Bett halten; bald sieht man in ihnen einen wunderschönen Sekretär mit lauter Geheimfächern voller Juwelen, bald eine ordinäre Kiste, die nichts als Ramsch enthält.

Gewiß muß ein Werk, um in den »Wartesaal der Literatur« zu gelangen, gewisse Minimalkriterien erfüllen - ein Koch- oder Telefonbuch wird wohl kaum zum Meisterwerk ausgerufen werden. Unerläßlich ist eine Prädisposition in Gestalt einer zumindest potentiellen Organisiertheit, oder anders gesagt: einer gewissen Komplexität der Information, aber das ist eigentlich schon alles. Der ganze »Rest« entsteht bei den Rezipienten.

Wenn das stimmt, dann fällt es schwer, auch noch den Zeitablauf als einen völlig unfehlbaren Filter aufzufassen, denn es geht dabei um eine Tautologie: In der Literatur gilt als vorzüglich, was langlebig ist, und als langlebig, was vorzüglich ist. Größe wird durch Dauer etwas Endgültiges, und sie wird umso unwiderruflicher, je mehr Generationen auf sie geschworen haben; das ändert nichts an dem ursprünglichen Indeterminismus, der am Anfang wirksam ist und die Chance potentieller Austauschbarkeit erzeugt - vielleicht sogar innerhalb der »Klasse der Meisterwerke«, wie das angeführte Zitat besagt. Ließe sich diese unbewiesene Hypothese in eine durch Beobachtungen gut verifizierte Behauptung überführen? Ganz sicherlich. Man müßte dazu im Bereich der Ökologie und der Soziologie der Rezeption Häufigkeitsuntersuchungen durchführen und für einzelne Werke Vergleichstabellen aufstellen, um zunächst nur die Anzahl der verschiedenen Auflagen und Übersetzungen mit der Anzahl der parallel erschienenen Besprechungen zu vergleichen. Dann müßte man versuchen, aus dem Zahlenmaterial Korrelationsfaktoren abzuleiten, und schließlich müßte man von diesem rein statistischen Ansatz zu einer genaueren Analyse übergehen. Anschließend könnte man ja die kritischen Stimmen danach aufteilen, ob sie eher *eine gattungsmäßige* Einordnung des Werkes vornehmen, es also einem bestimmten Genre zuordnen, oder ob sie eher eine semantisch-strukturelle Beurteilung darstellen; danach müßte man dann die ver-

schiedenen Kulturkreise im Hinblick auf ihre lokalen Besonderheiten differenzieren, also darauf hin, ob sie »ökologische Nischen« für literarische Texte bieten, und vielleicht ließe sich am Ende herausbekommen, in welchem Maße Faktoren am Erfolg beteiligt sind, die dem Werk eher »äußerlich« sind, beziehungsweise solche, die eher »bei ihm« liegen (dies wäre natürlich keine singuläre Differenzierung, sondern eine frequentative). Da es an solchen quantitativen und komparatistischen Unterlagen ganz und gar fehlt, bleibt uns nichts anderes übrig, als Hypothesen zu äußern, die schon wegen ihrer empirischen Unbestimmtheit extrem sind und entweder aus dem Lager derer kommen, die dem Werk eine objektiv invariante Existenz zuschreiben, oder von jenen, die eine solche objektive Einzigartigkeit grundsätzlich verneinen. Leider finden wir in diesem Bereich nur Theoretiker, die zu den umfassenden und immer umfassenderen Synthesen gern noch eine hinzufügen würden, während es völlig an idiographischen Forschern fehlt, die den ersteren mit gut verifiziertem Beobachtungsmaterial behilflich wären. Das ist auch der Grund, weshalb unsere Überlegungen über eher apodiktische Verallgemeinerungen hinausgehen, deren Radikalität, durch den Gegensatz zu den bislang vorherrschenden Ansichten bedingt, als wahrscheinlich zu nihilistisch betrachtet werden muß.

Die Auffassung, Werke seien etwas »Starres«, führt zu weiteren Konsequenzen, nämlich zu pathologischen Erscheinungen »positiver« und »negativer« Art. Unter der »positiven« Variante verstehe ich, daß bestimmten Werken im Laufe der Zeit ein immer größerer **Bedeutungsüberschuß** zugeschrieben wird. Nach einem Jahrhundert sieht es schon so aus, als enthalte das auf diese Weise behandelte Werk buchstäblich »alles«, als sei es eine semantische Menge von unendlicher Mächtigkeit.

Dies ist eigentlich das übliche Schicksal von Meisterwerken. Sie werden nicht nur insgesamt vollkommen, sondern scheinen, wie ständig aktive Vulkane, eine Unmenge immer neuer Wahrheiten, Feststellungen und Offenbarungen aus sich herauszuschleudern, mit deren Aufzeichnung die Gemeinschaft der Theoretiker kaum nachkommt. Jeder neue Forscher entdeckt an dem Werk etwas Neues, etwas, das auf andere **Bezüge** verweist. Solche späten Untersuchungen bewegen sich gewöhnlich am äußeren Rande des Werkes, in seinem Grenzbereich, der demnach aufgebläht wird, daß er sich mit allen möglichen kulturellen Strömungen, philosophischen Systemen, gesellschaftlich-politischen Doktrinen und mit einer Unmenge sonstiger Werke berührt; diese »Gemeinschaft der Heiligen« hat ihre Ursache natürlich nicht darin, daß das Werk selbst ständig weiterwächst, größer wird und anschwillt, sondern kommt allein daher, daß man ihm buchstäblich die gesamte nationale oder gar die Kultur der gesamten Menschheit als »Lebensnische« zugewiesen hat. Der Text wird zum Ausgangspunkt für Entdeckungen, zu einer Art abgründigem Brunnen, aus dem man ständig

neue Schätze hervorzieht; mit den Begriffen und Relationen, die ihm entnommen werden, durchkämmt man wie mit einem Schlepper andere Gebiete der Literatur; ein solcher Text wird mit ganzen Schichten von Beiträgen und Neuinterpretationen eingedeckt, und wenn er darunter nicht völlig erstickt, dann nur deshalb, weil der normale Leser kaum Bescheid weiß - nicht über den Inhalt solcher Arbeiten, sondern darüber, daß es sie überhaupt gibt. Untersuchungen, die ansonsten nützlich sein mögen, tragen so dazu bei, daß in ein Meisterwerk ständig neue Bedeutungen »hineingepumpt« werden, und es kommt zu Elefantiasis und zu semantischer Akromegalie.

Zugleich bleibt Werken, die außerhalb des derart eingengten Bereichs der Aufmerksamkeit liegen, ständig eine hinreichende Interpretation versagt. Schon vor langer Zeit hieß es, daß es dreier Dinge bedarf, um zum Klassiker zu werden: Ausländischkeit, Schwierigkeit und Leblosigkeit, denn ein ausländischer schwieriger Verstorbener ist ein idealer Klassiker. Ausländischkeit bedeutet, daß er bereits anderswo verifiziert worden ist; Schwierigkeit, daß der Beweis der Unsinnigkeit einer Interpretation im Grunde unmöglich sein wird (denn wo es schwierig ist, dort ist es gewöhnlich auch dämmrig); der Tod klärt die Situation zusätzlich, denn weder wird ein Verstorbener sich dadurch kompromittieren, daß seine späteren Texte schlechter sind, noch wird er jemals seinen Senf dazugeben. Sicherlich ist das eine oberflächliche und banale Redensart, aber es steckt auch ein bißchen Wahrheit darin. Werken, die niedrig dotiert werden, spricht man - und zwar gleichsam a priori - bestimmte Bezüge ab, beispielsweise zu einer im strengen Sinne philosophischen Frage. Es geht uns hier keineswegs darum, die Zustände der »Verkennung« und der »Anerkennung« um ihrer selbst willen miteinander zu vergleichen, sondern um ihre Konsequenzen für die Menge der in einem Werk enthaltenen Information. Wir haben das Wort »enthaltenen« nicht in Anführungszeichen gesetzt, denn es handelt sich nicht um einen Irrtum; wenn man einen Gegenstand in bestimmte Bezüge einordnet, dann erhöht man tatsächlich die »in ihm steckende« Informationsmenge, denn diese hängt von der Mächtigkeit der Bezugsmenge ab.



## Odo Marquard

# Entlastungen

### Theodizeemotive in der neuzeitlichen Philosophie

Reinhart Koselleck zum 60. Geburtstag

Gegenwärtig herrscht weithin die Tendenz, alles und jedermann zur Legitimation zu verpflichten. Jegliches soll in einen »context of justification« eintreten - sein Luxusmodell ist der sogenannte »herrschaftsfreie Diskurs« - und sich rechtfertigen, insbesondere dann, wenn es in Legitimationskrisen geraten ist; und das scheint heute - im gern »postkonventionell« genannten Zeitalter - überall der Fall. Und sollte es irgendwo noch keine Legitimationskrise geben, wird sie notfalls erfunden: im Interesse der Ubiquisierung des Rechtfertigungsverlangens. Denn heute bedarf offenbar alles der Rechtfertigung: die Familie, der Staat, die Kausalität, das Individuum, die Chemie, das Gemüse, der Haarwuchs, die Laune, das Leben, die Bildung, die Badehose; nur eines bedarf - warum eigentlich? - keiner Rechtfertigung: die Notwendigkeit der Rechtfertigung vor allem und jedem. Wenn ich mich - höflich zu sein versuchend - vorstelle: »Gestatten Sie: Marquard«, so scheint heute die Normalantwort sein zu müssen: »Hier wird ohne Justifikation gar nichts gestattet! Rechtfertigen Sie sich!: mit welchem Recht sind Sie Marquard, so, wie Sie sind, und nicht vielmehr ganz anders? Und mit welchem Recht sind Sie überhaupt und nicht vielmehr nicht?« Diese Konjunktur des Legitimationsverlangens ist ein Phänomen, das man sehen und darum benennen muß; und weil es alles gewissermaßen zum Tribunal macht, nenne ich es: die Tribunalisierung der modernen Lebenswirklichkeit.

Sie - diese Hochkonjunktur des Legitimationsverlangens - entstand nicht erst heute. Wo alles und jedermann die totale Beweislast hat für sein eigenes Seindürfen und Sosein-dürfen, ist man versucht, zu sagen: die Zumutung, diese Beweislast zu tragen (die über jedes einmalige Soll an guten Werken weit hinausgeht), ist - wie schon (frei nach Max Weber) der Kapitalismus oder (frei nach mir) die moderne Apotheose der ästhetisch guten Werke, der Kunstwerke - die Rache der reformatorisch geächteten Werkgerechtigkeit an ihrer Ächtung: hier jetzt als gnadenlos gewordener totaler Rechtfertigungsdruck. Er ist zunächst einmal - wenn ich es richtig sehe - ein Aggregatzustand der Tribunalsucht der Französischen Revolution und ihrer Praxis seit 1793, jedermann als »suspect« zu behandeln, bis er das Gegenteil bewiesen hat. Zur Französischen Revolution aber war - nach der Deutung

Hegels und seiner Schule - der deutsche Idealismus die Parallelaktion: »unsere deutsche Philosophie« - schrieb 1835 Heine - war der »Traum der französischen Revolution«; »wie in Frankreich jedes Recht, so muß ... in Deutschland jeder Gedanke sich justificieren«; »um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner ... Kant war unser Robespierre«. Kants erste Kritik war das Initialbuch des transzendentalrevolutionären Idealismus, den Fichtes Wissenschaftslehre radikal machte: in einem »Rechtshandel« vorm »Gerichtshof der Vernunft« sollen die suspekten - die gnoseologisch und historisch malitätsverdächtigen - Aprioris sich und dadurch das menschliche Ich rechtfertigen und allererst so ihr »certificat de civisme« erhalten als Bürger im Reiche der Wissenschaft und Geschichte. Ist die Wissenschafts- und Geschichtsbontät des Menschen zu rechtfertigen? Si scientia, unde metaphysica? Si progressus, unde repressio? Wie der realrevolutionäre Jakobinismus die politische Wirklichkeit, tribunalisiert - durch diese Fragen - der transzendentalrevolutionäre Idealismus die Philosophie zu einem Prozeß Mensch gegen Mensch in Dingen Wissenschafts- und Geschichtsübel: so gehört er- wie seine Steigerung durch Marx und Nietzsche und seine ultimativen und pragmatischen Varianten bei Apel und Habermas - in die Geschichte der Tribunalisierung der modernen Lebenswirklichkeit.

Ich meine nun: dieser Prozeß mit seinem Anklage- und Rechtfertigungspensum ist präfiguriert in der »Theodizee« von Leibniz. Diese ist neuzeitlich das philosophische - und ich betone: das philosophische - Initialtribunal. Sie zuerst hat - ein Dreivierteljahrhundert vor Kants Kritik und Fichtes Wissenschaftslehre - die Philosophie an ihrer Hauptstelle zum Tribunal gemacht: zum Prozeß Mensch gegen Gott in Dingen Übel in der Welt. Leibniztheodizee und transzendentalrevolutionärer Idealismus stimmen in ihrer fundamentalen Verfahrensverfassung überein: beide sind ein Prozeß - ein Tribunal - mit Übeln als Anklagepunkt und einem einschlägigen Rechtfertigungspensum, bei dem der Mensch Ankläger und Verteidiger ist. Daraus folgere ich: beide - Leibniztheodizee und transzendentalrevolutionärer Idealismus Kants und Fichtes - gehören zum Phänomen der Tribunalisierung der modernen Lebenswirklichkeit, und in der »Theodizee« von Leibniz fängt diese Tribunalisierung, die auch noch und gerade die Gegenwart fundamental durchherrscht, philosophisch an. Anders und als These gesagt: diese Tribunalisierung ist ein Theodizeemotiv in der neuzeitlichen Philosophie.

Es gibt - neuzeitphilosophisch - mehrere solcher Theodizeemotive. Ich möchte hier - zusätzlich zum schon genannten Theodizeemotiv: der Tribunalisierung - auf drei weitere hinweisen. Dabei handelt es sich nun freilich um Motive, die jene Belastung, die die Tribunalisierung ist, gerade zu parieren suchen: also um Entlastungen. »Entlastung« ist nicht nur eine anthro-

pologische Erfolgsvokabel Gehlens, sondern auch ein Rechtsbegriff des Vereinrechts und Strafrechts: »entlastet« werden Vorstände, Tatverdächtige, Menschen, Götter: sie werden entlastet, oder auch nicht. Freilich: über derartige Theodizeemotive kann man nicht sprechen, ohne zu reden von der Theodizee. So gliedert sich meine weitere Überlegung statt in drei in vier Abschnitte, die folgenden: 1. Theodizee und Neuzeit; 2. Das Theodizeemotiv Autonomisierung; 3. Das Theodizeemotiv Malitätsbonisierung; 4. Das Theodizeemotiv Kompensation. Ich beginne - ganz sittsam und bieder - mit Abschnitt:

1. (Theodizee und Neuzeit). - »Unter einer Theodizee versteht man die Verteidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen jene erhebt«: so bestimmt 1791 Kant - rückblickend auf das Mißlingen der optimistischen Theodizee - jenes Pensum, das zuerst Leibniz - der das Wort »Theodizee« erfand -1710 durch seine »Essais de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal« als philosophische Disziplin lancierte: die Theodizee als eine spezifisch neuzeitliche Philosophie. Zwar scheint die Frage nach der gerechten Güte Gottes angesichts der Übel der von ihm geschaffenen Welt uralte: sie war - scheint es - aufgeworfen bereits im biblischen Buch Hiob ; und die Formel »si Deus, unde malum?« steht immerhin schon - dort wiederum als Epikurreferat - in »De ira Dei« von Laktanz. Dennoch behaupte ich - auch in der Meinung, daß ihre Frage überall früher, d. h. vorneuzeitlich, durch intakte Religion entschärft war - die spezifische Neuzeitlichkeit der Theodizee: wo Theodizee ist, ist Neuzeit; wo Neuzeit ist, ist Theodizee. Erlauben Sie mir zwei Hinweise, die das näherungsweise plausibel machen könnten.

Mein erster Hinweis ist dieser: in der Neuzeit - erst in ihr - wurde die Theodizee *möglich*, denn erst die Neuzeit hatte - angesichts der Übel: des malum metaphysicum, der Endlichkeit; des malum morale, des Bösen; des malum physicum, des Leidens, und vielleicht noch manch anderer mala - dazu die Distanz. Die Lebenserfahrung scheint mir zu zeigen: vor Ort des Leidens, unter seinem unmittelbaren Druck, ist das Problem niemals die Theodizee; denn wichtig ist dort allein das Stehvermögen bei passio und Sympathie, die Kondition beim Aushalten, Helfen und Trösten. Wie erreiche ich das nächste Jahr, den nächsten Tag, die nächste Stunde?: angesichts dieser Frage ist die Theodizee kein Thema; denn ein Bissen Brot, eine Atempause, ein Minimum an Linderung, ein Augenblick Schlaf sind dort stets wichtiger als Anklage und Verteidigung Gottes. Erst wo der direkte Leidens- und Mitleidensdruck nachläßt - unter Bedingungen der Distanz - kommt es zur Theodizee: darum repräsentativ in der Neuzeit. Denn die Neuzeit ist das Zeitalter der Distanz: die erste Epoche, in der für die Men-

schen Ohnmacht und Leiden nicht mehr das Selbstverständliche und Normale sind. Jetzt - erstmalig - scheint die Not grundsätzlich beherrschbar, der Schmerz grundsätzlich ersparbar, die Krankheit grundsätzlich besiegbare, das Böse grundsätzlich abschaffbar, die endlichkeitsbedingte Ohnmacht des Menschen grundsätzlich überspielbar. Weil die Übel unselbstverständlich werden, braucht man (scheint es) Gott immer weniger als Erlöser und kann ihn darum nunmehr - in der Neuzeit: dem Zeitalter der Distanz - formvollendet als Schöpfer zur Rechenschaft ziehen: durch die Theodizee. Das schließt Diskussionsheftigkeit nicht aus, denn es regiert das Gesetz der zunehmenden Penetranz der Reste: je mehr Negatives getilgt wird, umso ärgerlicher wird - gerade, wenn es sich vermindert - das Negative, das übrigbleibt. Grundsätzlich aber gilt: das Theodizeepensum wird möglich (und dann auch wirklich und zentral) unter Bedingungen der Distanz: darum repräsentativ im Zeitalter der Distanz, der Neuzeit.

Mein zweiter Hinweis ist dieser: für die Neuzeit - erst für sie - wurde die Theodizee *nötig*, und zwar aus folgendem Grund. Die Theodizee demontiert die Rede vom bösen Schöpfergott und antwortet damit - wie die Bezugnahmen von Leibniz belegen - auf eine Position, die vom bösen Schöpfergott wirklich gesprochen hat: das war - im Kontext Gnosis und Manichäismus - vor allem Marcion, der (unterm Eindruck der verzögerten Parousie) glaubte: die Menschen können von der üblen Welt nur erlöst werden durch einen weltfremd ganz anderen Erlösergott, der - im Kampf gegen deren bösen Schöpfer - die Welt heilseschatologisch vernichtet. Dagegen opponiert - als weltkonservatives Zeitalter - die Neuzeit: sie ist - wie Hans Blumenberg sagt - die »Überwindung der Gnosis«, und zwar die »zweite«, weil die erste - das Mittelalter - mißlang. Denn die mittelalterlich erste Widerlegung Marcions - die Erfindung der menschlichen Freiheit durch Origines und Augustinus, durch die (als Alibi Gottes) alle Weltübel den Menschen moralisch als Sünde zugerechnet werden, so daß gottesbezüglich weitergelten kann »omne ens est bonum« - wird schließlich durch die nominalistische Steigerung der Omnipotenztheologie und Luthers Lehre vom *servum arbitrium* widerrufen: dadurch wird der Schöpfergott erneut durch die Weltübel belastet. Dieser Belastung weicht er aus in der Rolle des fremden und verborgenen Erlösergottes, der zugleich in der Welt nichts mehr verständlich ordnet, so daß die Menschen sich über Heilsfragen streiten müssen, schließlich blutig: die Konfessionsbürgerkriege machen den Schreckensaspekt des heilszieligen Weltendes sinnfällig; die Erlösung von den Übeln präsentiert sich selber als Übel, das - z. B. als Dauerbürgerkriegsgrund - ausgeschaltet werden muß: die Erlösungseschatologie muß neutralisiert werden. Diese Neutralisierung der Erlösungseschatologie ist die Neuzeit. Sie ist nicht möglich ohne Entdringlichkeit der Erlösung durch Versuch des Nachweises, daß diese Welt auch bei ausbleibendem



Heilsende aushaltbar ist durch manch »Rose im Kreuz der Gegenwart«: daß also kein böser Gott ihr Schöpfer ist und die Welt keine üble Welt. Dieser Nachweisversuch - die zweite Widerlegung Marcions - ist die Theodizee: sie wurde und blieb nötig zur Gründung der Neuzeit. Darum gilt, was ich behauptet hatte: die Theodizee gehört spezifisch zur Neuzeit.

Diese beiden Hinweise sollten die Befremdlichkeit meiner These mildern: wo Theodizee ist, ist Neuzeit; wo Neuzeit ist, ist Theodizee. Da nun die Neuzeit - als Modernitätstraditionalist meine ich: erfreulicherweise - auch heute noch nicht zu Ende ist, bedeutet das zugleich: die Theodizee überdauert die - um 1750 einsetzende - Krise ihrer Leibnizform: das »System« des Optimismus wird modern überlebt zumindest durch »Motive« der Theodizee. Dabei gibt es mehrere Überlebensstrategien; etwa: die alte Lösung oder Teile von ihr hängen das Theodizeeproblem - das sie nicht befriedigend lösen können - ab und adoptieren neue Probleme, deren befriedigende Lösung sie werden; oder: die Theodizeefrage überlebt ihre alte Antwort und sucht eine neue Antwort schließlich auf Kosten der alten Intention. Zunächst diesen zweiten Fall bespreche ich im Abschnitt:

2. (Das Theodizeemotiv Autonomisierung). - Leibniz - in seiner »Theodizee« - verteidigt Gott als bestmöglichen Schöpfer der bestmöglichen Welt, für den sein System des Optimismus nüchtern um Verständnis wirbt: Gott ist nicht böse, aber auch kein bloßer Gesinnungsschöpfer, der es weltfremd - ohne Rücksicht auf schädliche Nebenfolgen - gut nur meint, sondern ein weltkluger Verantwortungsschöpfer, der - auf Kompossibilitäten achtend - bestrebt ist, »to make the best of it«. Aufgrund einer grenznutzenbewußten Optimierungskalkulation (an die zu denken zur Zeit des Merkantilismus nahelag) läßt Gott in der Welt jene Übel zu, die - als *conditiones sine quibus non* - die Gesamtbonität seiner Schöpfung steigern nicht zwar zur guten, aber immerhin zur »bestmöglichen Welt«: Schöpfung ist die Kunst des Bestmöglichen.

Diese Leibnizlösung für die Entlastung Gottes läßt mindestens eine Frage unbeantwortet: wenn die bestmögliche Schöpfung nur die bestmögliche ist und unvermeidlich Übel einschließt, warum hat Gott das Schaffen dann nicht bleibenlassen? Diese Frage wurde - zumal ein traditionelles Alibi Gottes, der Teufel, wenig früher von Descartes als *genius malignus* zum Argumentationskniff im Kontext des »methodischen Zweifels« entwickelt worden war und dadurch als reale Entlastungsgröße ausfiel - Mitte des 18. Jahrhunderts unabweislich unter dem Eindruck neuer Malitätserfahrungen: etwa der frühgrünen Negativerfahrung der Naturferne der Kultur seit 1750 durch Rousseau; etwa der Entdeckung der Antinomien seit 1769 durch Kant mit dem Schreck, daß der Garant der Aufklärung, die Vernunft, durch selbstzerrüttende Eigenillusionen selber als *genius malignus* wirken kann. Dieses neue Unbehagen an der Welt - das das Erdbeben von Lissabon

sinnenfällig machte und zu dem der fast gleichzeitige Beginn der literarischen und historiographischen Angstgenera gehört: der des Horror-Romans 1764 und der der Geschichtsphilosophie 1765 - ruiniert den Optimismus und verlangt nun nach Radikalbeantwortung der genannten Frage: wenn die bestmögliche Schöpfung unvermeidlich Übel einschließt, warum hat Gott das Schaffen nicht bleibenlassen? Als radikale Antwort auf diese Frage entsteht die philosophische Autonomieposition seit Kant und Fichte, und diese Antwort lautet: Gott *hat* das Schaffen bleibenlassen, denn nicht Gott ist der Schöpfer der Welt, sondern - autonomistisch - der Mensch, und zwar - so Kant - als Schöpfer der artifiziellen Experimentalwelt der exakten Wissenschaften und ihrer technischen Anwendungswelt sowie der autonom selbstgegebenen sittlichen Normenwelt und Normenvollzugswelt und - so Fichte - als Schöpfer der Geschichte. Ich unterstreiche: diese ungemein wirkungsreiche These - die Autonomiethese seit dem transzendentalrevolutionären Idealismus - wurde aus Theodizeegründen nötig: zur Entlastung Gottes durch seine Entpflichtung als Schöpfergott, dessen Nachfolger - zur Entlastung Gottes - der autonome Schöpfermensch wird. Meine These ist also: diese Autonomisierung - eine Art Atheismus ad maiorem Dei gloriam, zu der so das Theorem und spätere Mythologem vom Ende Gottes gehört - diese Autonomisierung ist ein Theodizeemotiv in der neuzeitlichen Philosophie.

So tritt nun in die Stelle des Angeklagten der Theodizee, aus der Gott aus Theodizeegründen ausscheidet, der Mensch ein. Ich darf an das eingangs zur Tribunalisierung Gesagte erinnern: jetzt ist der Mensch der Angeklagte dieses Tribunals. Diesem Tribunal entkommt er nur dadurch, daß er es wird: er klagt in Dingen Übel in der Welt - sich selbst zum Erlösermenschennennend, der mit Akkusationsmonopol avantgardistisch nur noch die Zukunft ist - die anderen Menschen als emanzipationswidersetzliche, als böse Schöpfermenschennennend, die er verurteilt sie dazu, unverzüglich zur Vergangenheit zu werden: durch Revolution. Die Erfahrung dieser autonomistisch-geschichtsphilosophischen Revolution - zuerst der französischen - ist, daß dort, wo nicht mehr die bösen Schöpfermenschennennend regieren, sondern die guten Erlösermenschennennend, die Übel - statt zu verschwinden - vielmehr bleiben und expandieren. Wenn die Menschheit durch diese Enttäuschung der revolutionären Naherwartung nicht entmutigt werden soll, muß man schließlich - um Ohnmachtserfahrungen zu artikulieren und auf der Suche nach einem Sündenbock - Gott als Schöpfer der widrigen Umstände reaktivieren. Diese philosophische Rückrufung Gottes - repräsentativ geschieht sie seit 1800 - erneuert natürlich das Pensum der Theodizee im Wortsinn, nun freilich auf dem Boden der Geschichtsphilosophie: diese ist - wie Hegel sagt - »insofern eine Theodizee«, und zwar »die wahrhaftige Theodizee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte«, von der auch noch Droysen

meint: »die höchste Aufgabe unserer Wissenschaft ist ja die Theodizee«. Diese Geschichtstheodizee aber gerät in eine Antinomie: *ohne* Fortschritt - das meinte Hegel und meinte traurig noch Tocqueville - wäre Gott nicht gerecht, weil er den Menschen den Weg zur gleichen Freiheit aller verwehrt; aber *durch* Fortschritt - das meinte Ranke und meinte der Historismus - wäre Gott ebenfalls nicht gerecht, weil er den früher Geborenen vorenthält, was er den später Geborenen gewährt: darum muß - aus Theodizeegründen - gegen das Fortschrittskonzept gelten: »jede Epoche ist unmittelbar zu Gott«. So hat Gott - für die Geschichte - nur die schlimme Wahl zwischen zwei (vollständig disjunktiven) Ungerechtigkeiten: dem Nichtfortschritt und dem Fortschritt.

Angesichts dieses Gottesdilemmas setzt sich im 19. Jahrhundert die Autonomisierung alsbald wieder durch und mit ihr das Mythologem vom Ende Gottes: »die einzige Entschuldigung für Gott ist, daß es ihn nicht gibt«, sagt Stendhal. Schelling - der spätere - hatte zuvor noch eine andere Entschuldigung gesucht: Gottes Ich hat es mit Gottes Es so schwer, daß Gott dadurch - in seiner Allmacht gebremst - das Böse nicht verhindern kann und zugleich den Menschen indirekt zur Autonomie ermächtigt, wobei der Mensch in die Rolle des Gotteserlösers gerät. Seit ich Peter Wapnewski über Wagners »traurigen Gott« gelesen habe, merke ich, daß Wagner durch »auch eine Arbeit am Mythos« diese Grundfigur Schellings nur in die Sprache der germanischen Mythologie übersetzt hat: im »Ring« mit einem Wotan, der es durch Schuld so schwer mit sich hat, daß er sich durch Menschen erlösen lassen muß und darüber - mit ästhetischem Glanz - todesüchtig wird. Diese »Götterdämmerung« ging Nietzsche nicht weit genug: für Nietzsche »ist« Gott schon »tot«. Auch das - Hans Robert Jaufß und Hans Blumenberg haben das jüngsthin bestätigt - ist eine Theodizee. Denn: Nietzsche meinte: »an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben«. Wo es Mitleid, also Leid gibt - die Übel in der Welt - ist Gott auch vor sich selber nur durch sein Nichtsein gerechtfertigt und just dadurch der Mensch zur Autonomie des Übermenschen ermächtigt. Durch diesen Hinweis bekräftige ich meine These: die Autonomisierung - zu der das moderne Mythologem vom Ende und Tode Gottes gehört - ist ein Theodizeemotiv in der neuzeitlichen Philosophie.

Dabei kann - scheint es - der jeweilige Nachfolger des entpflichteten oder gestorbenen Schöpfers sich - angesichts der bleibenden Übel - nur halten, indem er in die Erlöserschaft ausweicht: er tritt in Opposition nicht nur zum alten, sondern schließlich auch zum neuen Schöpfer der vorhandenen Welt und betreibt - eschatologisch-revolutionär - deren Ende. Diese Dauerflucht aus der Schöpferrolle in die Erlöserrolle - die alsbald Dialektik hieß - repetiert (in theologischer oder profaner Variante) das Doppelgottmodell Marcions: den Erlöser, der gegen den Schöpfer antritt. Die Theodizee - die

zweite Widerlegung Marcions - ermächtigt, autonomistisch geworden, also justament das, was sie widerlegen wollte, nämlich Marcion; und das bedeutet: statt die Neuzeit zu schützen, wird sie zur Gegenneuzeit: die Theodizee - autonomistisch radikalisiert - kippt um in ihr Gegenteil, die Eschatologie. Daraus folgt: will die Theodizee die Neuzeit nicht preisgeben, sondern weiterhin verteidigen, muß sie Alternativen zur Autonomisierung pflegen.

3. (Das Theodizeemotiv Malitätsbonisierung). - Auf eine dieser Alternativen mache ich aufmerksam, indem ich zunächst an eine autonomistische Philosophie anknüpfe: an Kants Kritik. Sie gilt als Apriorismus. Aber das bleibt unspezifisch. Kants Kritik ist - spezifischer - jener Apriorismus, der Aprioris als »Bedingungen der Möglichkeit« (insbesondere der Erfahrung) legitimiert: also durch ihre Funktionalisierung. Ihr entscheidender Rechtfertigungsbegriff ist so »Bedingung der Möglichkeit«. Er ist nicht - wie ich selber lange annahm - kantoriginell, sondern kommt von Leibniz, der in seiner »Theodizee« sagt: Gott läßt - im Blick auf die Optimalwelt - das Übel zu als »conditio sine qua non«, was auf Deutsch und Transzendentaldeutsch heißt: »Bedingung der Möglichkeit«. Daß so Kants zentraler Rechtfertigungsbegriff aus der Theodizee kommt, bedeutet folgenreich: früher als Aprioris und andere Bonitäten wurden Übel als Möglichkeitsbedingungen gerechtfertigt, und so können Übel weiterhin als Möglichkeitsbedingungen gerechtfertigt, d. h. gut sein: seit Leibniz für die bestmögliche Welt, seit Kant für die bestmögliche Wissenschaft, seit Fichte für die bestmögliche Geschichte. Darin steckt generell: Übel können gut für etwas und also gut sein.

Ihre Funktionalisierung ist nur eine Möglichkeit der Gutmachung der Übel, der Malitätsbonisierung; denn diese gehört - als ihr Moment - zu einer Generaltendenz der modernen Welt und Philosophie: zum großen Vorgang der Entübelung der Übel. Er beginnt nach der »Zulassung« der Übel im Optimismus durch dessen Krise: da bot - wo der Optimismus nicht mehr und die Autonomisierung gar nicht befriedigte - einen Ausweg der Gedanke, daß die Übel so übel nicht sind. Darum - aus Theodizeegründen - machte die Philosophie sich auf, die Übel vor übler Nachrede zu retten: sie aus ihrer traditionellen Negativrolle zu befreien und die Bonität der Übel geltend zu machen. Meine These ist also: diese Malitätsbonisierung - die moderne Entübelung der Übel - ist ein Theodizeemotiv in der neuzeitlichen Philosophie. Sie findet statt bei allen Sorten von Übeln. Ich kann das hier nur andeuten durch fünf knappe Hinweise (a-e).

a) Entübelt wird das gnoseologische Übel: die Neugier wird aus einem Laster zur zentralen Wissenschaftstugend; und entübelt wird vor allem der Irrtum. Er macht dem eine steile Positivkarriere und rückt schließlich - als produktive Fiktion - ein in die Position der wichtigsten Erkenntnis- und

Handlungsbedingungen; als »Lüge im außermoralischen Sinn« und »zweckmäßiger Irrtum« im - durch Kant vorbereiteten - Fiktionalismus Nietzsches und Vaihingers. Falsificanda machen - bei Popper - die Wissenschaftsgeschichte: wir irren uns empor. Und Fiktionen - scheint es - durchherrschen die Weltgeschichte: Ideologien - notwendig »falsches Bewußtsein« - gelten seit Marx als geschichtsmächtig, und kontrafaktische Humanitätsunterstellungen als Zielvorwegnahmefiktionen garantieren - bei Habermas - den herrschaftsfreien Diskurs. Ich meine: diese Positivierung des Fiktiven - eine Malitätsbonisierung - kommt her aus der Theodizee.

b) Entübelt wird das ästhetische Übel: modern wird das Nichtschöne rasant zum ästhetischen Positivwert, indem neben die Ästhetik des Schönen - sie überflügelnd - die Ästhetik des Nichtschönen tritt: des Erhabenen, Sentimentalischen, Interessanten, Romantischen, Häßlichen, Dionysischen, Abstrakten, Negativen, und so fort. Diese Positivierung des ästhetischen Übels setzte voraus die Entübelung des Ästhetischen: das traditionell übel gestellte (»inferiore«) Vermögen der Aisthesis - Sinnlichkeit - avanciert durch Entstehung der Ästhetik seit 1750 zur - vermeintlich - höchsten Menschlichkeitspotenz: der künstlerischen Genialität. Das korrespondiert mit der gleichzeitig breit einsetzenden Emanzipation des traditionell Inferioren überhaupt: der Emotion, der Metapher, des Mythos, des Exotischen, des Wilden, des Kindes, der Frau, des dritten und vierten Standes, der Randgruppen. Ich meine: all diese Positivierungen - Malitätsbonisierungen - kommen her aus der Theodizee.

c) Entübelt wird das moralische Übel. Es kommt zur großen »Entböschung des Bösen« (E. L. Marquard), wiederum repräsentativ seit 1750 im Anschluß an Rousseau: die natürliche Gutheit des Menschen wird - heißt es - als böse verkannt durch die Kultur und muß also gegen diese und ihre traditionellen Normen rehabilitiert werden. Das Böse - so dann auch noch Nietzsche - ist in Wirklichkeit das Gute: das Asoziale das Kreative, das Alternative und Deviante das Authentische, das Antiautoritäre das Vitale, das Antiinstitutionelle das Humane, das Antizivile das Reflexionsstarke oder sonstwie Starke, die große Weigerung die große Befreiung, die Revolution die gute Tat schlechthin; und - von Kant bis Bloch - die philosophische Uminterpretation von Genesis 3 unterstützt das: Sündenfall ist Freiheitspflicht. Ich meine: diese Entböschung des Bösen durch Umwertung aller Werte - als Malitätsbonisierung - kommt her aus der Theodizee.

d) Entübelt wird das physische Übel. Denn im gleichen Zeitraum werden Mühe und Arbeit positiviert; die Not wird - etwa durch Malthus - umgewertet zur Chance, sie zu besiegen. Die Angst wird zur Eigentlichkeitsstimmung. Hinzukommt - früh schon - die Ernüchterung der Pathologie: die Krankheit wird losgekoppelt vom Bösen und gilt nicht mehr als Sündenstrafe oder negatives Wunder; sie wird entmythologisiert und objektiviert.

bar: synchron zur »Geburt der Klinik«. Wenig später gilt, krank zu sein, als interessant: als Bedingung der Genialität. Das Leiden wird entweder positiviert oder verdrängt: das Gebrechliche wird als Daseinssymbol verehrt oder kommt in Heime; der Schmerz wird als Sensibilitätsgewinn gefeiert oder betäubt, der Tod - wie Philippe Aries gezeigt hat - zunächst emphatisiert und dann »verbannt«: die Leiden - die mala physica - promovieren zur Chance oder werden euphemisiert und versteckt. Ich meine: auch diese mühsame Positivierung - eine Malitätsbonisierung - kommt her aus der Theodizee.

e) Entübelt wird schließlich auch und gerade das metaphysische Übel: die Endlichkeit macht modern unaufhaltsam Karriere und wird - spätestens seit Kants Proklamation der Unabhängigkeit der menschlich-endlichen Erkenntnis gegenüber der göttlichen - zum ontologischen Positivwert, insbesondere auf Kosten der bisherigen ontologischen Nobelverfassung, der Invarianz. So kommt es zur Positivierung der Veränderlichkeit: es entsteht - wiederum seit 1750: Koselleck hat das gezeigt - als Begriff einer metaphysisch entübelten Wandelbarkeit der Begriff der »Geschichte«, die nun - von der Menschheitsgeschichte bis zur Evolution der Natur - ihren modernen Erfolgslauf beginnt. Ich meine: diese Positivierung des metaphysischen Übels »Endlichkeit« und »Wandelbarkeit« - eine Malitätsbonisierung - kommt her aus der Theodizee.

Freilich: diese große Entübelung der Übel muß gegen den Widerstand traditioneller Normen durchgesetzt werden, und dieser Widerstand gilt nun als böse, und das bisher offiziell Gute, das ihn leistet, gilt nun als Übel: die Positivierung des Übels zum Guten negativiert zugleich das traditionell Gute zum Übel. So führt die moderne Malitätsbonisierung, die ein Theodizeemotiv ist in der neuzeitlichen Philosophie, zugleich zu einer Bonitätsmalisierung, die erneut mit Übeln konfrontiert und dadurch jenes Problem verschärft, das doch entschärft werden sollte: die Theodizee.

4. (Das Theodizeemotiv Kompensation). - Darum behält ein noch anderes Motiv - das ich hier als letztes traktiere - einschlägig seine Chance und sein Gewicht: der Gedanke, daß die vorhandenen Übel jedenfalls durch Güter zureichend ausgeglichen sind. »Der Schöpfer der Natur« - schreibt Leibniz in seiner »Theodizee« und will ihn dadurch rechtfertigen - »hat die Übel ... durch zahllose Annehmlichkeiten kompensiert«. Das ist der Gedanke der Kompensation: er rechnet statt mit der Gutmachung der Übel mit der Wiedergutmachung der Übel; und meine These lautet also: dieser Kompensationsgedanke ist ein Theodizeemotiv in der neuzeitlichen Philosophie.

Er konnte zum Theodizeemotiv werden, weil in der Leibniztheodizee der >alte< Nemesis-Nexus - Untaten werden kompensiert, d. h. bestraft durch

Übel - umgedreht wurde zum >modernen< Linderungs-Nexus: Mängel werden kompensiert, d. h. entschädigt durch Bonitäten. In dieser >modernen< Form inspiriert der Kompensationsgedanke im 18. Jahrhundert bis ins 19. hinein jene fleißigen kompensationsphilosophischen Bilanzen, die nachzuweisen versuchen: in der Welt überwiegen nicht (wie Bayle meinte) die Übel die Güter, sondern (so zuerst Leibniz) die Güter die Übel, hilfsweise ergibt sich eine ausgeglichene Bilanz, eine Balance von »maux« und »biens« durch das allgemeine Kompensationsgesetz: Übel plus kompensierende Güter= Null, von dem Robinet und der junge Kant sprachen und vor allem - - angeregt durch Lasalle - Azaïs, der 1808 stark ins Detail ging: in jedem Menschenschicksal - meinte er zeigen zu können - ist Unglück durch Glück so kompensiert, daß die Glücksbilanz stets Null ist, dadurch sind alle Menschen gleich. Ich habe im letzten Jahrzehnt mehrfach auf den Theodizeesinn gerade auch dieser Kompensationsphilosophien aufmerksam gemacht. Inzwischen - Oktober 1981- ist von Jean Svalgelski ein hervorragend gründliches Buch »L'idée de Compensation en France 1750-1850« erschienen, das diese These stützt und die einschlägigen französischen Kompensationskonzepte bis Balzac verfolgt. Im angelsächsischen Raum - scheint mir - wird diese theodizeemäßige Kompensationsbilanz durch den Utilitarismus temporalisiert zur Zukunftsaufgabe: in Richtung auf »the greatest happiness of the greatest number« soll durch kluge Kompensationspolitik die Güter-Übel-Bilanz aufgebessert werden; dieses pragmatische Kompensationsprogramm zur Gesellschaftsreform wirkt - später ernüchert durch Emersons »law of compensation«, das mit einer »absolute balance of Give and Take« rechnet - bis in die Gegenwart hinein: in das - wie Scheler es nannte - »Zeitalter des Ausgleichs«. Im deutschen Sprachraum - wo Burckhardt aufmerksam machte auf »das geheimnisvolle Gesetz der Kompensation« in der Geschichte, mit dessen »Trost« man aber »sparsam umgehen« müsse - wird der Kompensationsgedanke schon seit Leibniz - energisch dann seit der Krise des Optimismus - zugespitzt zur bonum-durch-malum-Figur: wie die Sünde den Erlöser herbeirief und dadurch zur »felix culpa« wurde, so rufen Defekte Kompensationen hervor und werden dadurch zu Chancen. Zum Beispiel ist zwar - malum - der Mensch ein Stiefkind der Natur, aber gerade dadurch hat er - bonum durch malum - Sprache: als Kompensation (»Schadloshaltung«), so Herder: » in der Mitte seiner Mängel« liegt »der Keim zum Ersatz«; das klingt wie Hölderlin: »wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch«, und Busch: »wer Sorgen hat, hat auch Likör«. Dieser zugespitzte Kompensationsgedanke, demzufolge Übel indirekte Güter und Defekte Chancen sind, wird im 20. Jahrhundert - nach seinem späten Weg durch die Psychoanalyse bei Adler und Jung - zur anthropologischen Fundamentalkategorie: als unbewußt gewordenes Theodizeemotiv dirigiert er weithin die heutigen Philosophien des Menschen und Theorien des Menschlichen; ich gebe zwei Hinweise:

a) Helmuth Plessner schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage seines anthropologischen Hauptwerks »Die Stufen des Organischen und der Mensch« über Gehlen: »Seine Thesen ... lassen sich alle um den Gedanken der Kompensation gruppieren, dem Herder das Stichwort Mängelwesen gegeben hat«: der Mensch kompensiert seine naturhaften Mängel durch »Entlastungen«. Auch Sartre denkt einschlägig: seinen Mangel an vorgängiger Wesensbestimmtheit muß der Mensch kompensieren durch Entwurf, durch Wahl. Aber früher und ausdrücklicher hat Plessner selber zentral mit dem Kompensationbegriff operiert: die menschlich »exzentrische Positionalität« erzwingt kompensatorische Rezentrierungsversuche: »der Mensch« - schreibt Plessner - »will heraus aus der unerträglichen Exzentrizität seines Wesens« und »sucht« darum »Kompensation seiner Halbheit, Gleichgewichtslosigkeit, Nacktheit«: durch Kultur, also durch Technik, Expressivität, Transzendenz. Was so durch Plessner, Gehlen, Sartre belegbar ist - und in subtiler Generalisierung fortwirkt bei Niklas Luhmann: auch und gerade das System Mensch kompensiert Komplexitätsüberlastung durch Komplexitätsreduktion - gilt weithin: die Gegenwartsanthropologie bestimmt den Menschen zentral als Defektflüchter, der nur durch Kompensationen zu existieren vermag: als homo compensator. Die moderne und gegenwärtige Konjunktur der philosophischen Anthropologie vollzieht sich repräsentativ im Zeichen des Kompensationsgedankens, eines Theodizeemotivs in der neuzeitlichen Philosophie.

b) Nur und gerade weil das so ist, können zugleich in den menschlichen Verhältnissen erneut Kompensationen entdeckt und geplant werden. »Kompensation« wird zur Lösung aktueller Programme: etwa der »compensatory fiscal policy« von Keynes und Hansen, etwa der »compensatory education« nach dem Sputnik-Schock. Zugleich ist »Kompensation« zum Schlüsselbegriff der Philosophie der Modernisierungsprozesse geworden, etwa durch Joachim Ritter und seine Schule: die moderne Entzauberung der Wirklichkeit wird kompensiert durch die spezifisch moderne Ausbildung der Ersatzverzauberung des Ästhetischen; oder: die moderne Verkünstlichung der Welt wird kompensiert durch die spezifisch moderne Entdeckung und Apotheose der unberührten Landschaft und die Entwicklung des Sinns für die Natur einschließlich des ökologischen Bewußtseins; oder: der moderne Traditionsverlust durch Versachlichungen und durch zunehmendes Tempo des Wirklichkeitswandels wird kompensiert durch die spezifisch moderne Genese des historischen Sinns • also etwa durch die Geburt des Museums und der Geisteswissenschaften. All das und vieles andere zeigt: die Kompensationsphilosophie des Menschen setzt sich gegenwärtig allenthalben fort in Kompensationstheorien des Menschlichen. Das bestätigt, was ich unterstreichen wollte: die moderne und gegenwärtige Konjunktur der philosophischen Anthropologie vollzieht sich reprä-



sentativ im Zeichen des Kompensationsgedankens, eines Theodizeemotivs in der neuzeitlichen Philosophie.

Dabei wurde der ursprüngliche Theodizeesinn des Kompensationsgedankens vergessen. Gleichwohl ist es nur konsequent, daß die Gegenwartsanthropologie gerade ein Theodizeemotiv aufnimmt. Nicht nur ist die Anthropologie ihrerseits - worauf zuerst Werner Sombart hingewiesen hat - eine Philosophie spezifisch der Neuzeit. Zugleich opponiert sie jenen Geschichtsphilosophien, die neo-eschatologisch in die Gegenneuzeit desertieren. Weil das so ist - weil die philosophische Anthropologie die amtierende Negation der Eschatologie ist - nimmt sie plausiblerweise Motive jener Negation der Eschatologie auf, die die zweite Widerlegung Marcions war: der Theodizee.

Erlauben Sie mir noch eine ultrakurze Schlußbemerkung. Daß gerade ein Skeptiker - ich - auf die Theodizee, also ein exemplarisch metaphysisches Pensum, verweist, ist nur scheinbar paradox. Die Metaphysik ist jene kognitive Branche, die Probleme hat, mit denen sie nicht fertig wird; und die Theodizee ist das - wie ich hier partiell mitbelegt zu haben glaube - in exemplarischer Weise. Probleme zu haben, mit denen man nicht fertig wird, ist wissenschaftstheoretisch ärgerlich, aber menschlich normal. Skeptiker sind - meine ich - jene Leute, die wissenschaftstheoretische Ärgernisse verschmerzen zugunsten menschlicher Normalität: für sie ist Metaphysik - das Nichtfertigwerden - gerade kein Gegner, sondern das Menschliche; so kann es für Skeptiker - die für das Menschliche optieren - niemals zuviel Metaphysik geben. Es existieren menschliche Probleme, bei denen es gegenmenschlich, also ein Lebenskunstfehler wäre, sie nicht zu haben, und übermenschlich, also ein Lebenskunstfehler, sie zu lösen. Die skeptische Kunst, diese Kunstfehler nicht zu begehen, ist die Metaphysik; und professionelle Metaphysiker sind Leute, die sorgfältig und erfolgreich gelernt haben, mit Problemen nicht fertigzuwerden: gerade darin liegt ihr Wert. Freilich: wer auf ein Problem gar keine Antwort gibt, verliert schließlich das Problem; das ist nicht gut. Wer auf ein Problem nur eine Antwort gibt, glaubt das Problem gelöst zu haben und wird leicht dogmatisch: auch das ist nicht gut. Am besten ist es, zu viele Antworten zu geben: das - etwa bei der Theodizee - bewahrt das Problem, ohne es wirklich zu lösen: es muß tausend Antworten geben, vielleicht im Orient tausendundeine und in Spanien tausendunddrei. Beantwortungsabstinenz und Beantwortungsmonismus sind schädlich; nützlich ist ein exzessiv ausschweifendes Beantwortungsleben, das es meist schon gibt: als Geschichte der Metaphysik, die darum das Organon der Skepsis ist. Deshalb ist der Skeptiker verliebt in jene Metaphysik, die so viele Antworten produziert, daß sie einander wechselseitig neutralisieren, und gerade dadurch - teile und denke! - die Probleme offen-

läßt, so daß es ihr im Fazit ergeht wie jenem löwenfreundlichen Löwenjäger, der, gefragt, wieviele Löwen er schon erlegt habe, gestehen durfte: keinen, und drauf die tröstende Antwort bekam: bei Löwen ist das schon viel. Just so - darum mag sie der Skeptiker - ergeht es der Metaphysik und so auch der Theodizee; von ihren Problemen hat sie gelöst: keines. Jedoch: für Menschen ist das schon viel.

---

Orest Ranum

## Inventing Private Space

Samuel and Mrs. Pepys at Home, 1660-1669

Let us begin by observing a primordial phenomenon - *ein Urphänomen* - in human societies; no matter how rich or how poor, how young or how old, human beings create around them a space that is uniquely theirs. It may only be their clothing and their bedding, or perhaps the distance between themselves and their clothing. The amount of private space may be very small, but there is some privacy and sense of recognition of that privacy by others.

When a couple - let us say male and female - chooses to live together, and have some space in which to live that is theirs in some particular way, it may only be a bed with curtains around it, corner of a room, or tiny attic that is theirs, they will distribute their clothes and other effects in ways that make the space theirs in some collective arrangement.

If there is some permanency in the relationship, then there is a process of selection of objects to »furnish« the private space. The little trollies and discarded baby carriages that are filled with bags of food and clothing of the Parisian *clochards* immediately come to mind. And, of course, many of us have participated in the joyful selection of bedding, furniture, drapes, pictures, silver, and tablecloths and dishes with a spouse at just the time when we establish a private household. There is some sort of sacralization by the couple (or individual *for* the couple) in the selection of the more »noble« objects that help us define our privacy. Are these objects selected together? Does one member of the couple have veto power over the initiatives by the other?

Does the female have the power to decide in the selection of all the objects in certain parts of the space that are reserved for her division of labor? If the couple is married, to what extent, in traditional societies, is the wife also part of the property that occupies the private space? We might imagine some formulas:

a - democratic decision making over the furnishing of private space - with each spouse having right of veto over the initiatives of the other.

b - paternalist selection - where the male furnishes and has power over the furnishing of the space occupied by the couple.

b 1 Female selection (not necessarily maternal) ...

c - Mixed or allocated powers to decide the furnishing of the space to be occupied by the couple - some spaces becoming largely female, and others largely male.

At this point it is tempting to pursue the discussion of the relationships between space and the possession of objects that are in it, but that would take us far afield. Let us note in passing, however, the modern feelings of uneasiness, or *Unbehagen* about objects when they are given away, sold, or in some way divided up by married couples who divorce. The objects may go on to help define private space for another couple, or remain the relic that evokes a former loved one. There is also the emotional dimension to the inherited private space, say a room in a family house, and also to the object that is inherited from some member of a couple's family. It too is a relic, in some sense, because of the associations and memories attached to it.

At this point it is evident that private space is a vast subject. There seems to be no end to the examples, reservations, and contradictions that come to mind when such general observations are made about it. But before turning to a specific source, let us ask the question of when did the study of private space begin? Since Herodotus, at least, there have been historians curious about the private lives of people. Plato began the *Republic* with a discussion of the congruencies between household and polis; Aristotle may have begun his lectures on politics by asserting that household life was in some way different from political life because there was a different word for it. The distinction that we make between private and public, like individual and social, is fraught with ambiguity. As we shall see, the Pepyses created a private space that was in every sense theirs, and yet their creation was profoundly influenced by the social and cultural norms that prevailed in their day. Uniqueness and typicality are never separable in the social sciences. The Pepyses proudly took guests through their house to show them every room it contained, and all their furnishings. They visited the houses of their friends and social superiors with curiosity and attention to the differences between their house and the one they were visiting. What could be a more social or public activity than visiting other people in their houses? Private space can never be devoid of social and indeed, perhaps political significance, no matter how explicit the boundaries may seem to be drawn between them.

All a historian can do is to break in somewhere, select texts that are particularly revealing, and attempt to understand them. The history of our subject is much richer than the documents that have survived. The creation of private space may so often appear as part of routine, and is therefore not brought to the surface of argument and discourse. And historians of society



have all too often become slaves of the word. Some are so naive as to believe that words are somehow *true*, or more objective than pictures of society. Such is obviously not the case. Words and pictures both have exceedingly difficult problems of interpretation for the historian.

Was it accidental that Pepys's Diary, one of the two or three most important sources on private life to come down to us in Western culture, was written in just the period that the great Dutch painters, Vermeer, Terborch, Metsu, Hooch, Steen, and Rembrandt depicted the banal scenes of everyday life with all the moral sensitivity and intellectual-spiritual force that had

previously been reserved for what was formally described as religious and history painting? Was it fortuitous that Rembrandt probed ever deeper into self-depiction at a time when Pepys sought to record his inner most *accounting* of the aesthetic, sexual and political experiences in his life? At no time before in Western culture had the moral and political fabric of a society been expressed with so much clairvoyance in pictures of individuals, just sitting in chairs reading, writing and reading letters, counting money, weighing coins, caring for children, and playing music and games or drinking wine and eating fruit as couples, families, and small groups. And what could be more revolutionary than simply to paint the picture of part of a room devoid of people (van der Burch 912 D, Dahlem Museum)? The satin jacket thrown casually on the chair and the shoes placed primly next to each other indicate the presence of a women in a private space, but she is not depicted.'

The congruities and disparities between powerfully articulated courtly and middle class cultures, individualism and family constraints, science and superstition, monarchism and republicanism, and protestantism and catholicism manifested themselves in every aspect of life and thought in the Netherlands and England in the mid-seventeenth century. Why did Pepys take so much trouble to write and to rewrite about furnishing his house, eating, sleeping, walking, shopping, ogling women, and quarreling with his wife? He would have been more conventional if he had simply recorded his activities in the naval administration, or, as is the case in German autobiographies written in the same period, recorded a soul's search for God. Why did Rembrandt paint his own portrait over and over again? The results of these highly private explorations were an almost scientific oeuvre on the private life that would have very powerful influences in Western culture. Dutch painting flourished in Pepys's London, and with historical imagination it is possible to glimpse in Pepys's verbal images those scenes from everyday life that survive in the works of the Golden Age of Dutch Painting.

Before turning to the abstract sense of the house that the Pepyses have, and of the allocation and use of space within it, a few salient points about their social background. Samuel Pepys was 26 years old when he moved into his new house. His father, a tailor in London, was still living, as was his mother, who had been a wash maid to Lady Vere before marrying. His branch of the Pepys family lived strictly on the income from work. The Pepys family in general, however, had respectable if modest gentry origins, and thanks to the death of a childless uncle Pepys inherited the family estate. He faced indebtedness and litigation for years as a result of this inheritance. When he went to church in the country, however, all the »country people« stood up when he came in. He also inherited a patron, Edward Mountague, Earl of Sandwich, who played a very important role in the Restoration of the

Monarchy in 1660. Pepys gained posts in the naval administration through Mountague's influence, and the house he moved into in 1660 belonged to the Royal Navy. Indeed, he was able to arrange for the painting of the interior of the house, and a new stairway and floors, and finally the addition of a floor on the house at the Navy's expense.

Mrs. Pepys had no money when they married in 1655, and no prospect of inheriting any. She was French, beautiful, and high spirited. She had a natural self assurance, good carriage, grace and fine manners. We can be certain of this, otherwise Pepys would have recorded complaints about her if he had had any reason to find fault with her. The Pepys marriage was founded, it seems, on what would be called a love match in later centuries. Pepys could not enjoy certain festive occasions, such as going to a fair, or seeing the Queen for the first time, without his wife's presence. This need to share joyous moments with his spouse bound Pepys's life in ways that may have been related to his need for spiritual fulfillment through aesthetic experiences. Physical beauty and her desire to be received in courtly society may also have been important criteria for a wife in Pepys's mind. We shall note later how he perceived Mrs. Pepys as an extension of himself, as well as a creature to be kept in submission. At the same time, he experienced the need for her approval on many occasions, and noted that she found him to be more handsome in some clothes than in others. Two other facts should be mentioned. Though Mrs. Pepys's Huguenot refugee parents lived in London, she never once allowed her husband to meet them.

The Pepyses had a vision of how the space in the house should be lived in from the moment *he* first saw it. No discussions seem to have taken place about what each room should be used for. They decided to call one of the two chambers a »Nursery«. They had been childless, but perhaps the prospect of settling in a new house raised hopes for children. The cellar had been open when they moved in, and had become a latrine. Pepys had it closed off, and a wine cellar installed with a door on it that could be locked. Later he ordered small casks of claret that he would have put in bottles made to order with his crest marked into the molten glass.

The room that received attention first was the kitchen. A new iron »range« was installed (it broke immediately) and Mrs. Pepys made tarts and pastries in the new oven herself, to try it out. Plasterers worked also in the kitchen, though it is not clear what they did. We learn no more about the kitchen furnishings in the 1,250,000 words in some 3,100 pages of shorthand text about Pepys's life from 1660 to 1669.

He mentions being merry with the servants there, washing his feet and legs in warm water there (Mrs. Pepys wanted him to take baths, and he did so once, at least) and kissing his wife at exactly 1:00 a.m. in the kitchen, on New Year's Eve.

The dining room underwent two distinct waves of remodeling and redecorating. The ceiling was repainted and gilded leather was affixed to the walls. The luxurious golds and silvers of tooled leather are frequently depicted on the walls of Dutch houses by Vermeer and Hooch, and the effect must have been quite grand also in Pepys's dining room. Green serge drapes completed the decoration. Pepys had consulted his father about the cloth for the drapes, presumably because he was a tailor. There is no mention of inherited pieces of furniture, crockery, or silver in the house. He bought no new chairs or tables immediately for his dining room, but within weeks of moving he purchased a table cloth and 12 napkins, the first time in his life, he says, that he ever bought such things. Then he and Mrs. Pepys bought glasses together. He also bought candlesticks, but it is not clear that they were for any specific room. Later he would buy pewter sconces for the new staircase.

Pepys returned home one day with two pictures (probably prints) that he had selected on his own. Mrs. Pepys did not like them, and so he returned one to the shop. It was a picture of Paris. Were these purchased for the dining room? Pepys took great joy in moving his pictures about from room to room in the house. He seems not to have consulted Mrs. Pepys on these changes. One day when Pepys saw the portrait by the Dutch painter Lely of his patron, Lord Sandwich, he decided immediately and on his own to commission a copy for himself. He does not say where it was hung. He had an office in the navy buildings, and it is just possible that he hung it there.

Mrs. Pepys took up drawing and painting, and this gave her husband enormous pleasure. The hesitation before the cost of the drawing lessons diminished, but we do not learn if her paintings were ever considered of the quality essential for hanging in the dining room. After he became somewhat familiar with the Dutch portraitist Hayls, through sitting for him for his portrait, Pepys and the artist went together to look at pictures in one of the royal residences. Pepys learned about workmanship in painting from Hayls, and he became just a bit more cautious about giving his own judgement of a work of art. The desire to possess paintings had preceded Pepys's desire to develop aesthetic discernment. When Pepys and Hayls disagreed about the portrait that Pepys had commissioned the artist to do of him, Pepys's wishes prevailed over what the artist had wanted to paint. Hayls seems to have decided on the pose (the sitter complains of the strain it caused him) but it was certainly Pepys who chose to be painted in his dressing gown, and holding a song composed by himself in his hand. The portrait that now hangs in the National Portrait Gallery, London, shows only a darkness behind Pepys. Hayls had wanted to add a landscape, but Pepys's desire prevailed, and the result is significant because the darkness supports the intimacy and drama of the luxurious dressing gown that Pepys wears. The portrait captures a private space within a private space, as it were, because the trappings of office, swords, coats of arms, and street dress are absent.



Pepys also commissioned Hayls to paint a portrait of his wife, and of his father, but not of his mother. Was it her lower social origins or the fact that Pepys did not particularly like to receive advice from his mother that prompted him to deny her presence in his house? The answer cannot be discerned. Nor do we learn where in the house he chose to hang the portraits. The closets, those little rooms just off the bedrooms, were frequently graced with portraits of owners of the house and their immediate friends. The Pepyses had closets, as we shall see, but it is not certain that the portraits were hung in them.

A carved mantel would later be installed in the dining room, and richer materials would replace the serge hangings. The mouldings on the mantel, and perhaps on the frame of the picture encased above it were too big for Pepys's taste, but the overall result gave him pleasure. The dining room fireplace smoked, but several years of living in the house and the prospect of having a lord for dinner prompted him to have it fixed. Workmen continued until midnight to complete the changes needed to make the fireplace draw properly. Pepys took great pleasure in supervising the workmen who remodeled his house. After observing that planning and supervising changes in his house >put other things out of his mind<, Pepys would then press the workmen to work harder and faster. The responsibility of the Navy accounts, the political machinations in the Restoration government, and last but not least, family cares and quarrels with his wife over servants, all retreated from his mind as he dreamed of ever finer and more beautiful rooms and furnishings for the house. Pepys never called on architects or interior decorators to make suggestions and plans about the remodeling of his house. Nor does he mention consulting his wife. As he hung his >fine< pictures in the dining room, which were probably prints framed in black wooden mouldings and covered with a special varnish to give the pictures surface a sheen, Pepys was at once following a trend and setting a trend in the creation of private space.

The >great cupboard< of silver may also have been in the dining room. It became a source of pride as a result of the gifts of silver that Pepys received in return for political favors. The possession and display of large quantities of silver was obviously an acceptable mode of displaying wealth in the seventeenth century. Pepys would own 30 silver plates for dining, and a large number of assorted dishes by 1669. He bought a dozen silver >salts<, some silver chafing dishes, and a >salt< for everyday use. Forks and knives were kept in boxes especially made for them. He had a P engraved on his spoons, presumably partly for decoration and partly for protection against theft. Pepys rarely mentions his cupboard of silver in the bouts of fear of being robbed that 'overcame him several times in the middle of the night. The horde of gold and silver coins that he kept in bags and chests in his closet

(or in the cellar for a period after the Great Fire of 1666) was a much greater source of worry.

In addition to being used regularly for meals by the couple and frequent entertainment of guests at dinner, the dining room was also occasionally used by Pepys, who played his violin and lute there >while taking much pleasure to have the neighbors come forth into the yard to hear me<. He would also play his Flageolett in the moonlight in the garden, and again the neighbors signified pleasure in listening to him.

What was in Pepys's house was his, as well as its immediate surroundings, in a sense, but he did not attempt to create the type of secretive privacy that can be observed in the novels of Balzac or Mann. Indeed, the task would have been extremely difficult. Pepys may have quarreled with his neighbors a bit, but in a sense, he appreciated their presence. There were boundaries of privacy but not exclusivity. Inside the house the lack of specialization of rooms, and the eyes that watched whatever happened in the Pepys household from the outside, established boundaries of privacy that would seem very low if compared with those in bourgeois households in later centuries. One day after rushing home, Pepys walked into his dining room, and to his dismay discovered that he had come into the room while a very, distinguished guest, Lady Sandwich, was using a chamber pot in it. He feigned not to notice and retreated, but he was embarrassed nonetheless. There were, of course, no water closets in the house. They had only recently been invented. Pepys did not have one installed.

The parlour is not described in detail. Did the new staircase and entry that Pepys installed lead out of the parlour? Perhaps a longer reflection on all the clues given in the Diary would yield an answer. The parlour walls were painted and >gilded< Pepys says, which presumably means that the room was paneled and that the mouldings had gold leaf put on them to add richness and color to the painted wood.

After the nursery was reassigned by Pepys to be his chamber, each spouse assumed full authority over the selection of the principal furnishings. Mrs. Pepys selected >her< bed and its furnishings, presumably the curtains and decorated finials on it. The old bed was probably put in his chamber, so his principal purchases were a chest of drawers and an >Indian gown<. Pepys noted that his wife gave him >his linen< to keep himself, presumably possible now that he had a chest of drawers for himself. Shortly afterward he put together a model of a ship in the Royal Navy that he proudly installed in his chamber. Somewhat later he had plates depicting the four navy yards of England engraved so that he could hang them in his >closet<. He bought more fireplace >dogs<, etc., but did not mention the room in which they were used. The same is true of the mouse traps that he purchased.

Pepys continued to buy pictures all his life. He liked just about every type

of subject when he was younger (he bought two prints of Rubens' pictures the very day he learned his salary had been increased) but as the years went by his taste centered on engraved portraits of important personages in England, and abroad, as well as maps and scenes of cities. A very large map of Paris graced Mrs. Pepys's chamber. At one point he thought of buying a Holbein (offering 200 pounds for a picture said to be worth 1,000 pounds) and the reason may have been that he saw Holbein portraits in so many of the aristocratic houses that he visited. He was very struck by the beauty of the pictures in Charles II's collection. He bought a portrait of Elizabeth I and also one of Mary of Braganza, then Queen. When in a shop of a Dutch artist he could not refrain from touching the drops of dew in the pictures.

Pepys himself selected almost everything in the house except in his wife's chamber. He may have consulted her in advance, but from what evidence there is about such consultations they would appear to have been more his expression and sharing of his dreams and visions of how they would live as he grew richer, than her expressions of taste. Mrs. Pepys bought very little for him. An agate handled knife was one present; he recorded that this gift cost him 5 shillings. When he bought a gift for her she had little choice but to wear it or to install it in her chamber. At one point he became enchanted by an artist's work, immediately bought a picture, returned home and gave it to his wife to hang in her closet. We do not learn whether or not she liked the picture.

Great attention was given to the decoration and furnishing of Mrs. Pepys's closet. After the chintz wall covering that had been installed when they first moved in, her closet would be entirely refurnished with a new and richer fabric. An upholsterer was hired to help with some of the hangings, but Mrs. Pepys did most of the decoration herself. Blue was the prevailing color in both her closet and her chamber, en suite, the fashionable way to decorate the most private rooms in a house at the time. Mrs. Pepys undoubtedly gained more authority over the color and quality of the furnishings and decoration of her closet and chamber as the years went by. Was the change from chintz and red paint, to a uniform blue in a rich fabric for both rooms, approved by Pepys because it was in fact more in conformity with fashion than what he had decided on earlier?

Apart from the pictures that Pepys hung in her closet the only piece in the room that we learn about is the cabinet that was given to Pepys by someone for whom he had done a favor in the Navy. Pepys decided that the cabinet, presumably a multi-drawer piece of furniture that stood on legs, should be in his wife's closet. After spending part of an evening joyfully finding, opening and closing the secret drawers in the cabinet, Pepys paid no more attention to it.

The flat paved area just outside the window of Mrs. Pepys's closet (called

the leads) was clearly a part of the house, but neighbors might walk on it as well. The Pepyses frequently sat out on the leads to take the air in the evening. He had rails installed around the leads, an evident decision to enhance the prestige of the house, and to enclose and to make somewhat more private a surface next to it. The pleasure that the railings gave him was dashed one evening when a neighbor dumped a chamber pot into a nearby latrine, sending a terrible odor in the direction of the leads where the Pepyses were sitting. Pepys hoped that his neighbor's action had been accidental, but he could not be certain. There had been disputes with the neighbors over access to the leads in the past, and Pepys hoped that his installation of railings would not provoke hostile reactions from his neighbors.

Pepys refers frequently to his closet. He installed shelves in it himself. He bruised his thumb badly while knocking up nails to hold shelves. These must have been quite rudimentary and so open that Pepys was forced to dust his books. Later he had the Navy joiners make beautiful bookcases (he calls them presses) with glass paned doors in which he carefully placed his gold tooled leather bound books. Pepys also stored his papers, counted his money, and kept his collection of prints and music, and perhaps his musical instruments in his closet. There seems not to have been a bed in it. There is no mention of Mrs. Pepys joining him in his closet, though he expresses pleasure at her initiative in installing the drapes that had previously hung in the dining room in his closet.

We have noted in passing what amounted to be the major decision in the allocation of space in the house, and this was the decision to make the nursery into Pepys's chamber. Separate living areas were thus created for the master and mistress of the house. The same delineation could be found in the huge palaces and country places all over Europe beginning in the sixteenth century. The only differences between very rich aristocratic and aspiring gentry living spaces that were sexually defined would be the size and furnishing of the chambers, closets, studies, morning rooms, and anti-chambers that were divided by master-mistress definitions.

Why sexually delineated private spaces within the house? The principal reason probably was the way people dressed, undressed, went to bed, and got up in the seventeenth century, if they could afford to have at least two servants. In the first years of living in the house Pepys had a male servant who helped him dress, and Mrs. Pepys a chamber maid. Every article of clothing was unfolded, brushed, and handed to the master or mistress, or put on them, at the appropriate moment. Pepys notes on occasion: >Rose and dressed myself. It occurred infrequently in the period when he had a male servant. Occasionally he remarks that he slept in his drawers, which suggests that he usually slept in a shirt, or in nothing at all. On one occasion he notes that he slept in a >down bed in the Danish manner<. Were male and female



Pepy's beliefs on household governance were not aberrant or untypical. These were perhaps most succinctly summed up in the two prints by the French artist Abraham Bosse, the *Husband who Beats His Wife*, or *The Wife who Beats Her Husband*. Note how authority, power, and order in the entire household are linked to male dominance. And how female promiscuity is explained by the weakness of male dominance.

servants in the bed chamber helping the master and mistress out of bed and to dress at the same time? It is doubtful. The use of the chamber pots and commode chairs may also have taken place in the different chambers.

The Pepyses, except when ill or quarreling, slept in the same bed, so it was not the desire to sleep in separate beds that prompted the separate chamber delineation.

There was little exclusiveness and privacy in sleeping habits in the seventeenth century. One night a party continued until a very late hour; a male and female guest had to spend the night. The female guest went to bed with Mrs. Pepys in what was the Pepyses' bed, and the male guest slept with Pepys in his chamber. Since the guests were not married the Pepyses gave up sleeping together in order to sleep with their guests. The other alternative, that is displacing servants in order to give their beds to the guests, would have been considered socially degrading. When traveling the Pepyses often ended up in separate beds with other travellers. When Mrs. Pepys went to the country his manservant came in to sleep at the foot of Pepys's bed, and the cook maid then moved in to sleep in the man servant's bed. Mrs. Pepys's maid had accompanied her mistress. Pepys bought a bell that he could ring to call the maids after they ceased to sleep in the same room with them. The first time Pepys tried to wake up the >wenches( at 4:00 a.m. to start the laundry, they slept right on despite his ringing. He resolved to buy a bigger bell.

After the first years of trying to live as they imagined they should because of their increased wealth and status, the Pepyses relaxed a bit, and modified their sleeping quarters still another time. What had become the dressing room, and his man servant's bed chamber (also called the wardrobe room) was modified into a sleeping room for his boy servant, and a music room. The floor was replaced, and a new table was purchased specifically for that room. Pepys also mentions that he planned to eat in that room occasionally. He paid for the instruction of >his< boy in music and grammar. The man servant was obliged to show Pepys his lessons in Latin.

Later in the decade Pepys would have female servants help him dress and comb his hair, which suggests that the rigid compartmentalization of mistress and master chambers and specific roles for servants according to sex diminished. Pepys had a very emphatic idea of how many servants a >family of his estate< should have, and the purchase of a coach and the need to have someone drive and to keep it and the horses clean seems to have provoked the shift away from his having a full-time man servant in his personal attendance.

The servants were thus very much part of the private space in the Pepyses' house. There were sexual boundaries that Pepys began to transgress, but just as in the remodeling and furnishing of their house, the Pepyses put into practice ideas acquired from reading and watching others about how to live

with servants. It is doubtful that either of them had known anything but rudimentary domestic help before their marriage. They took personal pleasure in lying in bed and watching their maid bustle about in her smock. But the Pepyses would have an extremely painful time adjusting to the almost ceremonial life that their new wealth not only permitted, but in a sense, required. Pepys's dominant role has appeared in the decoration of the house. This power to define and embellish private space was accompanied by a need to keep his wife in a dependent status in the house. No detail of daily life or utilization of private space was beyond or outside the boundaries of dependency and possible social control. Let us touch on this very important subject because it is inseparable from any definition of private space and governance in England!

Pepys kept his wife in a dependent position, and only rarely feared >loss of command< over her. He watched over her selection of clothes every day, but especially at times when they went out for social occasions. He refused to allow her to put black patches on her face when these became fashionable. He finally permitted it. Only hairpieces made of her own hair could be worn. Social constraints in a couple that wished to earn the respect of their social superiors, and his dominance over her came together over the purchase and wearing of her clothes.

Pepys would become very jealous of his wife's dancing and drawing masters because he feared his wife might be seduced by them. Indeed, when returning home on one occasion he found Mrs. Pepys alone upstairs with her dancing master, and with no servants in the house. The projection of his own promiscuous tendencies on the dancing master is evident, and at one point he became so jealous that he stayed downstairs to listen as Mrs. Pepys and her dancing master went through their steps above him. When they stopped dancing Pepys became almost physically ill. On other occasions he would appear to saunter in just to >watch<.

Within the boundary of private space Pepys could be terribly jealous of his wife though her occasions for possible promiscuity were restricted much more than his. Possible promiscuity challenged his notion of dominance over Mrs. Pepys. On one occasion, in a quarrel over a female servant whom Pepys was about to seduce, Pepys reflected that he was:

troubled to see how my wife is by this means  
likely forever to have her hand over me, that  
I shall forever be a slave to her.

The expression of dominance and dependence in the language quoted from their quarrels and Pepys's reflections about those quarrels, are the same that Pepys used to describe his relations with his patrons in court politics. Kindness, he says, will slowly bring his wife's head lower again. The physical

characteristics of dependency, the down-cast eyes and inclined head, were parts of a much larger social code of gestures and signs that extended far beyond the private space of the house, but it was very strongly articulated there as well.

Pepys thought of hiring a woman he met to be a maid, but then he noted that she >held her head up very high( so he decided not to hire her. One of his maids had also observed the angle of the other woman's head, and commented on it to Pepys. The gestural code of servitude was not a private one for masters alone. Pepys had a deep personal need for a wife and servants who were dependent on him. The complementary pleasure was his feeling of happiness in dependence on the Earl of Sandwich, to whom he was, the >most obedient servant. When Lady Sandwich, of common origins, scolded a servant in Pepys's presence, he observed that she would not have done this had she been of noble birth. The appropriate behavior for persons of a certain rank implied boundaries of household privacy.

Pepys acted on the principle of conjugal solidarity with his spouse relentlessly and brutally as a result of his need to keep his spouse in dependency. The one thing Mrs. Pepys had sovereignty over, or to put it more accurately, veto power over, was the presence of a servant in the household. If Mrs. Pepys wished to have a servant dismissed Pepys believed he had no choice but to do so, regardless of how wrong, unfair, and arbitrary his wife was about the servant. Mrs. Pepys had a habit of accusing servants of lying, and Pepys would have to dismiss them even if his efforts to find out the truth revealed no lying. After numerous intense quarrels over chamber maids, Pepys finally permitted his wife to hire her own maid servant. The results turned out to be excellent from Mrs. Pepys's point of view - at least until her husband began to seduce that servant, whereupon she insisted that that servant also be dismissed.

When Pepys's sister moved into the house, he made it clear to her that she would have servant status in the house. Indeed, he did not permit her to sit down at the table so that she would learn to accept her status. She too had eventually to be sent away. Pepys noticed that one of his male servants had found an excuse to wear a hat in the house. He took this as failure to mark respect for him. All the servants were supposed to go to church at least once on Sunday, and to sit only in their places. He was made uncomfortable on one occasion when he discovered that servants were sitting up too close to him. He read prayers to everyone in his house every Sunday evening. On one of the very rare occasions when he failed to do so it was because he had been drinking, and he feared the servants might find out if he read prayers to them.

On occasion a servant would fight back. When Sarah was dismissed because Mrs. Pepys insisted on it, Pepys as usual, almost wept. He then met her





in the city one day, and the girl told him that Mrs. Pepys had been >lending< money to an unemployed brother of Mrs. Pepys. This was a calculated gesture to prompt Pepys's inquiry into how Mrs. Pepys was spending the allowance he gave her. He declined to ask his wife about these allegations, perhaps out of fear of a quarrel and fear of what he would find out. Sarah, it turned out, went to work for some neighbors, which immediately provoked a »strangeness« between the Pepyses and those neighbors.

Accusations of lying, stealing, forgetfulness and laziness were occurring almost continuously in the early 1660's in the Pepys household - as each

spouse sought to establish a single hierarchy of control over the servants. Quarrels were many and punishments at times violent.'

Mrs. Pepys and her maid »boxed each other in the ears« in one fit of rage. He hit one servant girl with a broom for some inattentiveness. Pepys struck >his man< Will, because he had failed to brush Pepys's coat. The cat that jumped on to the bed in a fright during a summer storm seems not to have been reprimanded.

Mrs. Pepys had to keep household accounts, and he reviewed them regularly. Finding once that his wife had spent 25 shillings for earrings Pepys flew into a rage, and insisted that his wife return them. A quarrel ensued, and when Mrs. Pepys finally accepted defeat and ordered a servant to return the earrings, he intercepted the servant and countermanded the order to return the earrings. Pepys admits that he simply wished to force his wife to return the jewelry so that she would not >forget how to live cheap<. The implicit reason was her initiative without his approval. On another occasion Mrs. Pepys and her maid faced him with a formal request to purchase a pearl necklace for Mrs. Pepys. Somewhat taken aback, Pepys promised that he would do so at a time when he could afford it. He could have afforded the necklace at the time, but waited. He kept his promise, however, and ended up buying a more costly necklace than the one Mrs. Pepys had initially requested. The female dreams about pearl necklaces appear only rarely in Pepys. It was Vermeer who would immortalize them, such as in the magnificent portrait of a lady looking at herself in a mirror while admiring the pearl necklace that she is wearing (Dahlem Museum).

The need to dominate his wife and servants in the house did not, however, diminish Pepys's expressions of affection. There were very powerful erotic dimensions to this affection in some instances, but not in the case of all the maids. The simple pleasures of the company of servants, the attention to the details of cooking, of carving and serving fowl, the smooth table cloths, brushed clothes, combed wigs, and a clean house meant a great deal to Pepys.

There is much research to be done on the history of private space, particularly on the relations between it and community and public life. Pepys remarks several times that none of the tests and trials he had in the Naval administration were as difficult or painful to him as the decisions he found he had to make in his own household.' Pain and suffering the household did give him, certainly, but pleasure as well. Let us give him the last word:

We fell to dancing and continued, only with intermission for a good supper, till 2 in the morning, the music being Greeting and another most excellent violin and Theorbo, the best

in town; and so, with mighty mirth and pleased with their dancing of Jiggs afterward, several of them, and among others Betty Turner, who did it mighty prettily; and lastly, W. Batelier's blackmore and blackmore-maid, and then to a countrydance again; and so broke up with extraordinary pleasure, as being one of the days and nights of my life spent with the greatest content, and that which I can but hope to repeat again a few times in my whole life. This done, we parted, the strangers home, and I did lodge my cousin Pepys and his wife in our blue chamber - my cousin Turner, her sister, and The in our best chamber - Babb, Betty, and Betty Turner in our own chamber; and myself and my wife in the maid's bed, which is very good - our maids in the coachman's bed - the coachman with the boy in his settle-bed; and Tom where he uses to lie; and so I did to my great content lodge at once in my house, with great ease, fifteen, and eight of them strangers of quality. My wife this day put on her first French gown, called a *sac*.. .

## References

*The Diary of Samuel Pepys*, ed by Robert Latham and William Matthews (Berkeley, 1970.-76) in nine volumes. Volume 10, the compendium, was not available at the time this article was written. Peter Thornton's *Seventeenth-Century Interior Decoration in England, France, and Holland* (New Haven, 1978) is a fine introduction to the subject.

- 1 Not that private space must be defined as being alone. In Adriaen van der Weris' *The Chess Player* (Herzog Anton-Ulrich Museum, Braunschweig) the principal person in the picture is dressed in a magnificent dressing gown while playing chess with another person.
- 2 These prints were copied by Alsatian engravers, and the verses under them were >translated< into German (Dahlem Museum). The transmission of the verbal

messages from one culture to the other involved substantial changes in the choices of socially meaningful terms. The author wishes to thank the Gemäldegalerie Dahlem, for permission to reproduce pictures in the collection, and the Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Kupferstichkabinett, Berlin for the Bosse prints.

- 3 Such a remark is topological, of course, but this in no way means that Pepys was insincere when he wrote it. A good example, among many others, of the same thought: Tacitus, *Agricola* XIX, *A se suisque orsus, primam domum suam coercuit, quod plerisque haud minus arduum est quam provinciam regere.*

Agnes Sàgvàri

## Beitrag zur Typologie der Städte'

### Die Vorgänger unserer Städte

Seit langem wird über die Frage diskutiert, ob die Geschichtswissenschaft eine exakte Wissenschaft ist. Gemessen wird die Geschichte an den Ereignissen, an der Chronologie und an jenen Erscheinungen, die die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte geschaffen hat. Unter diesen scheint die Stadt als einer der wichtigsten Faktoren der menschlichen Zivilisation auch im Laufe ihrer tausendjährigen Veränderungen ein konstanter Faktor zu sein, dessen Exaktheit und Konkretheit außer Zweifel steht. Die Frage jedoch: »Was ist die Stadt?« ist noch nicht genau beantwortet. Die einzelnen Fachwissenschaften heben - parallel zueinander und nach ihren jeweiligen Interessen - unterschiedliche Komponenten hervor: Die Architekten die äußere Erscheinung, die Demographen die Aspekte der Bevölkerungszahl, die Juristen die öffentliche Verwaltung und die Vertreter der Geographie die Frage der Geschlossenheit der Siedlung. Die Frage lautet nun: Gibt es einen über die verschiedenen Zeitalter hinweg geltenden Stadt-Begriff? Gibt es einheitliche Kriterien für diese komplexe Erscheinung? Oder, mit anderen Worten: Können wir irgendein meßbares, vergleichbares Modell schaffen?

Das Wissenschaftskolleg zu Berlin veranstaltete im Jahr 1983 eine Konferenz über die »Verbesserung der Entscheidungsprozesse von Regierenden«. Dort wies Professor Christian Meier an Beispielen aus der Antike auf die Zusammenhänge zwischen Staatlichkeit und Gesellschaft, Entwicklungsprozeß und Politik, auf Möglichkeiten und Grenzen ihrer Wechselwirkung hin. Das Problem ist bis heute aktuell. Die Stadtgeschichtsforscher müssen versuchen, die folgende Frage zu beantworten: Erscheint das Verhältnis zwischen den an der Entscheidung Beteiligten und den der Entscheidung Unterworfenen auch im Rahmen der Städte in einer analysierbaren Form? Sind die Bewohner der Städte Objekte - oder Mitbeteiligte an Entscheidungen? Mit anderen Worten: Bilden die Städte auf der Ebene des Treffens von Entscheidungs- und Vertrauenskrise die Elemente der so häufig zitierten und so sehr herbeigesehnten Selbstverwaltung erneuert werden, verfügen sie über die lebendigen Traditionen, die zu ihrer Erneuerung notwendig sind?

Die Stadtgeschichte ist ein relativ neues Forschungsgebiet innerhalb der

Wissenschaft. Der später berühmt gewordene Ausspruch Spenglers wurde anfangs noch als Frage formuliert: »Ist Stadtgeschichte Weltgeschichte?« Die Fragestellung war begründet. Die Landkarte Europas wurde durch neue moderne Großstädte bereichert. Die in der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung mit dem 18. Jahrhundert einsetzende stürmische Veränderung, die zweite industrielle Revolution, die Entfaltung der kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnisse, die Krise der alten Lebens- und Verwaltungsform sowie die Entstehung des unbekanntenen Neuen vollzog sich im wesentlichen im Rahmen der Städte.

»Alles gesellschaftliche Dasein vollzieht sich in einem Raum, dessen natürliche Formen es zu seinen Zwecken verändert und sogar weitgehend durch selbstgemachte Formen ersetzt. Bleiben lange Zeiten und weite Gebiete menschlicher Kultur durch bloße Veränderung der natürlichen Umwelt gekennzeichnet, so begleiten ihre Gipfel doch jeweils hochgradig gemachte Umweltformen, deren bedeutendste Erscheinung wir in den Städten kennen.«<sup>2</sup>

Diesen wichtigen Rahmen des menschlichen Lebens werteten die verschiedenen Denker der verschiedenen Zeitalter stets auf eine andere Art. Für den Menschen der antiken Welt bedeutete die Stadt die am höchsten entwickelte organisierte Form des Zusammenlebens. Auch seine Vorstellungen über die ideale Gesellschaft bewegten sich in diesem Rahmen. Von dieser Auffassung haben sich auch die Denker des Mittelalters nicht entfernt. Unter Beachtung der italienischen Bedingungen sah auch Thomas von Aquin in der städtischen Form den wirtschaftlichen und sozialen Idealtyp der menschlichen Siedlung, als Verkörperung der auf der Idee der ausreichenden Nahrung beruhenden mittelalterlichen Wirtschaftsmoral. Auch die »Utopia« von Thomas Mores oder die »Civitas Solis« von Campanella waren nichts anderes als gut organisierte gigantische Städte. (Die Vorstellungen dieser Autoren wurden durch die blühenden Städte Flandriens, der Niederlande und Italiens beeinflusst.)

Diese optimistische Anschauungsweise wurde zum ersten Mal im 17. Jahrhundert erschüttert, vor allem angesichts der in den Augen der Zeitgenossen wahrhaft als beispielloes und erschreckend erscheinenden Ausdehnungen von Paris und London, die eine Reihe von königlichen Edikten vergebens zu verhindern suchte. Die Besorgnis wurde dadurch gesteigert, daß im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Städten - etwa 13 bis 14 - in die Reihe von Großstädten neuen Typs mit 100.000 Einwohnern emporrückte.<sup>3</sup>

Angesichts der Entstehung der Großstädte befürchteten die Philosophen des 17. Jahrhunderts die Auflösung des zwischen der Stadt und der Provinz bestehenden und im Hinblick auf den Staat für das Günstigste angesehenen Gleichgewichts. Selbst der französische Merkantilismus wollte - trotz seiner

Befürwortung jeder Industrie - die Konzentration der Bevölkerung in den großen Städten verhindern. Die Physiokraten befürchteten im Falle des Wachstums der Städte eine Entvölkerung der Provinz. Jefferson, der dritte Präsident der jungen Vereinigten Staaten von Amerika, hielt die großen Städte geradezu für eine moralische Krankheit und war der Ansicht, daß Amerika auch ohne sie aufgebaut werden könnte. Nur die englische Aufklärung betrachtete das Wachstum der Städte als einen natürlichen und nützlichen Prozeß. Dies stand offensichtlich in Zusammenhang mit jener Phasendifferenz, mit der England in der kapitalistischen Entwicklung zu jenem Zeitpunkt den anderen Ländern voraus war.

Die junge Bourgeoisie dachte nämlich auf der gegebenen Stufe über die Entwicklung der Städte positiv. Vorgänger suchend und auf die Städte des feudalen Zeitalters blickend, sah sie in diesen keine drohende Gefahr, sondern Faktoren, die die menschliche Kultur in ihrer Entwicklung wesentlich beeinflussen, ja sogar führen können.

Wie es Herder formulierte:

»Innerhalb der Mauer einer Stadt war auf einem kleinen Raum alles zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und Ordnung wecken und gestalten konnte: die Gesetze mancher Städte sind Muster bürgerlicher Weisheit.«

Hier als Beispiel der Bund der Hansestädte:

» ... er hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht, als alle Kreuzfahrten und römischen Gebräuche, denn über Religions- und Nationalunterschiede ging er hinaus und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutzen, auf wettfördenden Fleiß aus Redlichkeit und Ordnung«.

Herder behauptet, die »Städte haben vollführt, was Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und mochten: Sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa«.<sup>4</sup>

Die deutsche rechtsgeschichtliche Schule des 19. Jahrhunderts, vor allem Eichhorn und seine Anhänger, maßen den Städten ebenfalls eine herausragende geistesgeschichtliche Bedeutung bei. Den Städten des Mittelalters schrieben sie die Entstehung der bürgerlich-liberalen verfassungsrechtlichen Ideen zu. Die alte deutsche Stadtverfassung identifizierten sie geradezu mit der ersten Äußerung der bürgerlichen Staatsidee.<sup>5</sup>

Diese Auffassung lebt in Spuren auch heute noch. Edith Ennen vertritt in ihrem Buch über die Entstehung der mittelalterlichen Stadt - das übrigens großes internationales Echo gefunden hat - die Ansicht, daß in der im Mittelalter entstandenen Stadtkultur der germanischen Völker das älteste Kulturerbe der Menschheit weiterlebt.

»Die Kultur gelangte durch die Vermittlung Roms zu den ohne staatliche Traditionen lebenden Völkern Europas, die dann mit der Schaffung ihrer Selbstverwaltung den Weg zur demokratischen Staatsbildung bahnten.«<sup>6</sup>

Neben ihrer Rolle in der verfassungsrechtlichen Entwicklung hielt Max Weber die Entstehung der Parteien und der Demagogen, der charakteristischen Erscheinungen der Kunstgeschichte, der Religion, des theologischen, wissenschaftlichen und des freien Denkens für Schöpfungen seiner »okzidentalen Stadt«.<sup>7</sup> Diese Ansicht sozusagen von der wirtschaftlichen Seite ergänzend, suchte Werner Sombart auch die Quellen des modernen Kapitals innerhalb der mittelalterlichen Stadt, in der Form der Akkumulation der Bodenrente.<sup>8</sup>

Geleitet von ihrer sozusagen »stadtzentrischen« Methode, erblickt Ennen in der Stadt nicht nur die Keimform der verfassungsrechtlichen Entwicklung, sondern auch auf idealistische Art die Quelle der modernen Geistigkeit. Mehr noch - da sie die Inspiration, die wirtschaftlich relativ schöpferische Kraft aller Produkte im Geist sucht, ist für sie die Stadt eo ipso Gebälerin und Trägerin all dessen zugleich.

»Unser modernes Arbeitsethos, unser bürgerliches Selbstbewußtsein, unser Individualismus, unser auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet gleichermaßen zum Ausdruck kommendes Streben nach Freiheit beruhen auf der Entwicklung, die in den >Wikien< neben den alten Städten begann und in der modernen Großstadt endet.«<sup>9</sup>

Selbst Sombart, der die Stadt entscheidend als wirtschaftliches Gebilde wertete, erfaßte die Großstadt als eine die Gesellschaft und die Geistigkeit schaffende, nicht jedoch tragende Gemeinschaft. Ohne sie - so schrieb er - könnten wir uns den modernen Unternehmer und den in seinem Büro sitzend tätigen Kontormenschen nicht vorstellen.

Sombart und Ennen gingen noch weiter; sie untersuchten auch die Rolle der Stadt im Gesamtverlauf der Geschichte. Sombart versuchte, den historischen Prozeß der Städtebildung zu werten: Seiner Ansicht nach ist die Verbreitung der städtischen Siedlungsweise das wichtigste fördernde Mittel und der beste Ausdruck des Gesamtprozesses: »Vergeistigung - Entseelung - Entwurzelung«, den er als den Inhalt der Geschichte betrachtet. Auf diese Weise ist die Verstädterung ein wichtiger Teilprozeß der Geschichte, wenn sie auch mit ihr »nicht identifiziert« werden kann.

Wenn Sombart auch zögerte, die Entwicklung der Städte mit der Entwicklung der Menschheit in vollem Maße zu identifizieren, so taten das - mit negativem Vorzeichen - Spengler und seine Anhänger im Rahmen ihrer pessimistischen Theorien.

Die Erschütterungen des Ersten Weltkrieges und die mit der Großen



Sozialistischen Oktoberrevolution einsetzende allgemeine Krise des Kapitalismus veranlaßten dann einige bürgerliche Wissenschaftler, die Dekadenz des Kapitalismus als einen allgemeinen menschlichen Abstieg zu werten. Sie erweiterten diese Kritik auf die gesamte »westliche Zivilisation« - und beschränkten sie zugleich praktisch auf Europa. Als Ursache des Zerfalls bezeichneten sie die Städte und suchten sie nicht in der Gesellschaftsordnung.

Nach der bekannten Phasentheorie von Spengler besteht die Geschichte der Menschheit aus einer Aufeinanderfolge von Kulturen; aus Zivilisationen, die mehr oder weniger unabhängig voneinander denselben Weg gehen, sich entwickeln, aufblühen, dann verfallen und absterben. Seine Theorie gründete er vor allem auf das Studium des antiken römischen »Kulturkreises« und stellte sich in Analogie dazu auch die Gestaltung des Schicksals der westeuropäischen Zivilisation vor, die er als einen, den Feudalismus und den Kapitalismus umfassenden, einheitlichen Kulturkreis ansah. Seiner Auffassung nach ist jede große Kultur eine Stadtkultur. Der Mensch ist ein »stadtbauendes Tier«, und somit ist die Weltgeschichte die Geschichte des städtischen Menschen.

Obwohl Spengler die Verbindung zwischen Stadt und Dorf erkannte, faßte er sie als eine nur in eine Richtung wirkende Anziehung auf. Nach seiner These saugt die Stadt in der aufsteigenden Etappe der jeweiligen Kultur im Ergebnis mehrerer zusammenhängender Prozesse letztlich die Bevölkerung und die Kraft des Dorfes auf, um - wenn sie sich von nirgendwoher weiter ernähren kann - selbst unterzugehen. Dies sei, so behauptet er, ein Gesetz, das für alle Kulturen gilt. »Der Steinkoloß Weltstadt steht am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur.«<sup>10</sup>

Mumford erhebt die Phasentheorie - ohne empirische oder statistisch deduktive Untersuchungen - zum Modell, indem er annimmt, daß »der Lebensweg der Stadt und damit jeder Zivilisation in der Entwicklungslinie Eopolis - Polis - Metropolis - Megapolis - Nekropolis zusammengefaßt werden kann«.

Eine derart negative Auffassung der Stadt fand in den Jahren nach 1920 besonders in den Kreisen der amerikanischen Soziologen eine mehrfache Widerlegung. Sie werteten die moderne großstädtische Entwicklung als gesund und betrachteten ihre schädlichen Erscheinungen nicht als Zeichen der Vergreisung, sondern im Gegenteil als Störungen des Pubertätsalters. Die auf diese Weise »rehabilitierte« Stadt wurde dann von ihren kulturgeschichtlichen Würdigen als das große Werk und zugleich als die Hauptwerkstatt jeder menschlichen Zivilisation, als eine Welt angesehen, die der Mensch für sich selbst erbaute und die der menschlichen Persönlichkeit Ausdruck verleiht und sie zur Geltung bringt.<sup>12</sup>

Nahezu eine **Befreiung** brachte die nunmehr optimistische, kontrapunk-

tische Phasen-Theorie von Toynbee. Ihm erschienen die Phasen mit anderem Inhalt. Bei ihm (der als Nachfolger von Spengler erscheint) zeigen sich an der Kreuzung der in die Stadt führenden Straßen vor den marschierenden Millionen Menschen die Tore der glänzenden Zukunft. Seine Thesen sind Äußerungen eines Menschen, der sich in der Technologie schon heimisch bewegt, sie zeigen ein fröhliches Sicherheitsgefühl gegenüber dem bürgerlichen System, das die gesellschaftliche Stabilität zurückgewonnen hat. (Darum wurden seine Schriften von den Wissenschaftlern wie von den Lesern mit Freude aufgenommen.)<sup>73</sup>

Wenn es auch in der Einschätzung Abweichungen gibt - und zwar grundlegende - so stimmen wir doch alle darin überein, daß die Stadt eine Erscheinung von allgemeinem, umfassenden Charakter ist. Der universelle Charakter der Stadt zeigt sich am ehesten faßbar in ihrer inneren Struktur. Der »universelle Charakter« der Stadt bedeutet aber mehr: Die Stadt ist ein Mikrokosmos, der in seiner Entwicklung, in seiner Bewegung und in seiner inneren Wechselwirkung fähig ist, die Gesamtheit größerer Einheiten, vielleicht sogar von Weltprozessen widerzuspiegeln.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß wir gegenwärtig Zeugen der Renaissance der Stadtgeschichtsschreibung sind. Die Losung der englischen Historiographie: »Die Geschichtsschreibung soll in die Stadt gehen!« und die Frage der amerikanischen Geschichtsphilosophen aus der Zeit, als die städtischen Siedlungen die Mehrheit erlangten, ob einst die Stadtgeschichte die allgemeingeschichtlichen Studien absorbieren würde oder umgekehrt, brachten in der Sprache unseres Faches eigentlich jene Erscheinung zum Ausdruck, die die moderne Welt erlebt: den Prozeß der Verstädterung. So besteht auf paradoxe Weise die reale Gefahr, daß wir die Stadt nicht aus der allgemeinen Geschichte, aus den Tendenzen zu verstehen versuchen, sondern daß wir die Welt von dem räumlich Umgrenzten, von der Fülle der konkreten Erscheinungen, von der Stadt ausgehend erklären.

Welches könnten daher die allgemein-geschichtlichen, ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen sein, die die konstanten und variablen Kriterien der Erscheinung Stadt bestimmen? Die Vision des Stadt-Turmes erscheint auch bei Engels. Während er aber bei Spengler noch als Memento des Todes der Zivilisation auftaucht, gilt er bei Engels als das Symbol der vor Kraft strotzenden Zivilisation. Nicht umsonst » ... starren die treuenden Mauern um die neuen befestigten Städte. In ihren Gräben gähnt das Grab der Gentilverfassung, ihre Türme ragen bereits hinein in die Zivilisation.«<sup>14</sup>

Die marxistische Auffassung schreibt der Stadt keine selbständige kultur-schallende Bedeutung zu. Sie betrachtet sie als einen historischen Faktor, der auf einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung ent-

standen ist, und dessen gesellschaftlicher Inhalt sich mehrfach verändert hat.

Marx hat ferner den zentralen Charakter der Stadt als Sitz für oder gegen eine Gruppe hervorgehoben. »Mit der Stadt ist zugleich die Notwendigkeit der Administration, der Polizei, der Steuern usw., kurz, des Gemeindegewesens und damit der Politik überhaupt gegeben.«<sup>15</sup>

Wir gehen weiterhin davon aus, daß die Stadt kein selbständiges historisches Phänomen ist, sondern ein durch Arbeitsteilung auf einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung geschaffener Rahmen, der sich in Abhängigkeit von dem sich verändernden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Inhalt selbst gestaltet. Auf einer bestimmten Stufe kann die Stadt als die Einheit von gesellschaftlichen Gruppen und menschlichen Verhaltensweisen aufgefaßt werden, die im Rahmen der Stadt in gegenseitiger Wechselwirkung stehen. Die marxistische Schule untersucht dementsprechend die Erscheinung Stadt nicht isoliert, sondern sie erfaßt sie als eine Seite der räumlichen Projektion der Arbeitsteilung und erforscht vor allem die Gestaltung des Verhältnisses von Stadt und Land.

Ebenso wie den verschiedenen Entwicklungsstufen der Arbeitsteilung verschiedene Eigentumsformen entsprechen, so sind auch die Erscheinung, die Bedeutung und die Rolle der Stadt als ein historischer Faktor an bestimmte Eigentumsformen gebunden und verändern sich mit diesen.<sup>16</sup> In meiner Arbeit beziehe ich mich bei der Darstellung der universellen Tendenzen des Überganges vom Feudalismus zum Kapitalismus sowie der Unterschiede der Stadtentwicklung West- und Osteuropas wiederholt auf die bedeutenden Arbeiten von Sándor Gyimesi.

Ohne in Einzelheiten zu gehen, möchte ich darauf hinweisen, daß Marx seine diesbezüglichen Ansichten vor allem in seiner Arbeit über die Eigentumsformen in der vorkapitalistischen Produktion entwickelt hat. In diesem Werk untersuchte er drei Formen des Grundeigentums - die asiatische, die antike und die feudale - und unterschied dementsprechend auch drei historische Typen der vorkapitalistischen Städte. Der asiatische Typ weist die Eigenart auf, daß die Stadt und ihre Umgebung keine voneinander abhängigen Organismen sind (darum ist »die asiatische Geschichte eine Art indifferente Einheit von Stadt und Land«).

Der andere Typ ist der antike, griechisch-römische. An dieser Stelle verweise ich nur auf ein, im Hinblick auf unsere Untersuchung entscheidendes Element. Und zwar darauf, daß der Prozeß der Herausbildung der antiken Klassengesellschaften mit der Entstehung der Städte zusammenfällt. Das Wesen der antiken Stadt wurde gerade durch das Eigentum an Grund und Boden bestimmt. Und eine der Voraussetzungen für die tatsächliche Enteignung des Bodens besteht nach Feststellung von Marx darin, daß die enteignende Gemeinschaft militärisch organisiert ist; und die Grundlage

für diese militärische Organisation ist die Konzentrierung der Wohnstätten in der befestigten Stadt.

Die Auffassung von Marx und Engels differenziert nicht in genügender Weise zwischen der Entstehung und dem gegenseitigen Verhältnis der Klassengesellschaften, - zwischen den Staaten des klassischen Altertums und den antiken Städten - beziehungsweise den germanisch-slawischen Staaten des Mittelalters und den feudalen Städten. Der feudale Staat erscheint nämlich nicht als Stadt. Im Gegenteil: Der mittelalterliche Staat kannte bei seiner Entstehung die Stadt entweder überhaupt nicht oder kaum. (Die Besonderheiten der Stadt hängen jedoch mit der feudalen Eigentumsform ebenso zusammen wie die der griechisch-römischen Städte mit dem antiken Eigentum.)

An dieser Stelle ist es jedoch nicht meine Aufgabe, die Stadttheorien kritisch zu analysieren. Die Betonung legen wir auf die Methode von Marx, in der er in der Erscheinung der Stadt das Verhältnis von Dorf und Stadt und innerhalb dieses Verhältnisses die Eigentumsverhältnisse an die erste Stelle rückte. Auf den Gegensatz von Stadt und Dorfverwies auch Spengler, als er die gesamte Politik- und Wirtschaftsgeschichte als Geschichte der sich vom Lande völlig absondenden und die Provinz schließlich völlig entwertenden Städte auffaßte.

Obwohl ihre Ausgangspunkte grundsätzlich verschieden sind: bei dem einen stehen die Produktion und die Eigentumsverhältnisse im Mittelpunkt, bei dem anderen die Lebensform und die Kulturkreise, müssen wir das Wesen der Beobachtungen sowohl von Marx als auch von Spengler erfassen. Und dies besteht in folgendem: Existenz und Schicksal der Stadt sind im Verhältnis der Stadt zu ihrer Region, zu ihrer Umwelt, wenn man will: im Verhältnis von Landwirtschaft und Industrie, im Verhältnis der gegenseitigen Dienstleistungen enthalten. Die Stadt von heute richtig zu sehen, heißt, sie im Verhältnis einer Sache gegenüber zu sehen, nämlich einerseits als Sitz einer dienstleistenden Funktion und andererseits als Zentrum, welches Dienstleistungen erfordert.

## Entwürfe für eine Typologie der Stadt

Statt einer taxativen Aufzählung sollen hier einmal die Merkmale der Stadt des 19. Jahrhunderts genannt werden: Größe, Geschlossenheit der Siedlung, Übergewicht der Beschäftigten mit städtischem Charakter, ein entsprechendes Urbanisationsniveau, Ausbau und Wahrnehmung der städtischen Funktionen. Die Untersuchung dieser Merkmale führt schließlich zu folgender Schlußfolgerung: Die Stadt ist eine herausragende, qualifizierte Art der Siedlung, deren Inhalt in den einzelnen Zeitabschnitten eine jeweils andere Qualifikation darstellt.

Eine sehr exakte Messung zur Bestimmung des Typs einer Stadt ist nicht möglich, weil wir bei Messungen unweigerlich in subjektive Fehler verfallen. Wir würden mit einer hohen Fehlerquote arbeiten, wenn wir zum Beispiel die Erscheinungen der Stadt der Vergangenheit in die Sprache unserer, an exakte Zahlen gewohnten Denkweise übersetzten, oder wenn wir die in den vergangenen Epochen wahrgenommenen Größenordnungen und Erfahrungen - z. B. über Größe, Macht usw. - in gleicher Weise »umrechnen« wollten, ebenso wie auch unser heutiges Begriffssystem nicht zurückprojiziert werden kann.

Eine annähernd genaue Stadttypologie kann nur für die Stadt einer gegebenen historischen und gesellschaftlichen Stufe entworfen werden. Diese Stadttypologie beschränkt sich dabei auf die moderne Stadt, sogar in noch engerem Sinne auf Europa - wobei nur ein einziges Element von allgemeinem Charakter, die Modernität, hervorgehoben werden soll.

Bei der Schaffung einer modernen Typologie können wir zu Hilfe nehmen:

- a) die Anwendung früherer Typologien, indem wir versuchen, aus der Reihe der typenbestimmenden Elemente diejenigen Merkmale zu übernehmen, die sich als zeitbeständig erwiesen haben;
- b) die empirischen Fallstudien der stadtgeschichtlichen Schulen;
- c) die zur Lösung unmittelbarer praktischer Probleme entstandenen Forschungen. Das sind die im Bereich der Soziologie, der Ökonomie, der Architektur und der Siedlungswissenschaft gewonnenen Erkenntnisse, die in einem neuen Wissenschaftszweig, der *Urbanistik*, zusammengefaßt sind;
- d) es hilft uns weiterhin, wenn wir auf der gegenwärtigen Anfangsstufe der Typisierung von den Einzelfällen absehen und die für einen Vergleich geeigneten Elemente in den Vordergrund rücken.

Aus Webers Typologie erwies sich als bis heute gültig, daß das Hauptkriterium und die Bewegkraft der sogenannten westlichen, sich dynamisch entfaltenden Entwicklung darin liegt, ob es ein selbständiges, nach seinen Worten: autonomes Bürgertum gibt und ob funktionierende Institutionen des Bürgertums existieren.

Engels weist auf die multifunktionale Rolle der Stadt hin, indem er ableitet, daß die städtische Konzentration die Grundvoraussetzung für die kapitalistische industrielle Produktion bildet, und die Konzentrierung der Arbeit auf die Städte die landwirtschaftliche und die industrielle Entwicklung nicht nur voneinander trennt, sondern ihr Nebeneinanderexistieren geradezu unmöglich macht. Er erbringt den Beweis, daß der moderne Kapitalismus auf »Kapitalisten« beruht, »welche nun städtisch erworbenes Kapital und die in den Städten bereits entwickelten kapitalistischen Betriebsweisen, die Herstellung des Produktes als bloße Ware und als bloßes Mittel zur Aneignung von Mehrwert in die Landwirtschaft übertragen«.1e

»Die moderne Geschichte ist Verstädterung des Landes, nicht wie bei den Antiken, Verländerlichung der Stadt«. <sup>19</sup> Die Stadt behält jedoch auch weiterhin das Primat.

»Die Entwicklung der Produktivkräfte, ... die eintretenden technischen Veränderungen, zum Beispiel, daß die Landwirtschaft industriellen Charakter annimmt - verlaufen über die Angleichung der städtischen und der dörflichen Lebensweise hinaus in die Richtung der Herausbildung von solchen Siedlungseinheiten, die die Wahrnehmung der städtischen Funktionen auch innerhalb einer Siedlungseinheit rentabel macht. Es wird nur Städte geben, die die Funktionen unter sich teilen«

- ergänzt Gyimesi den Gedankengang. <sup>20</sup>

Es ist bedauerlich, daß spätere marxistische Stadtgeschichtsschreiber (deren Stadtbiographien und Querschnittsanalysen eine genußreiche Lektüre bieten und lehrreiche Datensammlungen sind), sobald es zur Verallgemeinerung kommt, bei der Betonung der klassischen Eigentumsverhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts und der einfachen Beziehungen zwischen Stadt und Land stehenbleiben. Bisher haben sie es versäumt, eine Typologie der modernen Stadt auszuarbeiten, obwohl gerade das eine konsequente Planwirtschaft erfordern würde. Die städtische Entwicklung stellt nämlich nirgends nur ein einfaches quantitatives Wachstum, sondern überall eine qualitative Veränderung dar, und dies wird auch in der Zukunft in noch stärkerem Ausmaß so sein.

Die Theorie von Sombart über die »Produzentenstadt« und die »Konsumentenstadt«, die von den Einkommensquellen der Städte ausgeht, enthält ebenfalls wichtige Elemente. In den Städten werden nämlich nicht nur jene neuen Werte verbraucht, die in der Stadt hergestellt wurden, sondern noch mehr darüber hinaus. Infolge ihrer zahlreichen verwaltungsmäßigen und kulturellen Funktionen - bei einer Hauptstadt infolge ihres landesweit lenkenden Charakters - werden von der Stadt auch Einkommen in die Zentrale gezogen. Die Produzentenstadt ist die Stadt, in der von den beiden Einkommensquellen - im Gegensatz zu der verbrauchenden Funktion - die im weitesten Sinn des Wortes Werte herstellende Tätigkeit das Übergewicht hat. Die Konsumentenstadt - Schul- und Urlauberstadt, Rentnersiedlung, usw. - verbraucht von Anbeginn mehr als sie erzeugt, oder sie verbraucht ausschließlich. In der heutigen Etappe der Verstädterung und der Flucht aus der Stadt tritt diese Erscheinung immer klarer zutage.

Gegenwärtig wird die Produzententätigkeit dezentralisiert und der Verbraucher-Charakter erweitert sich. In bezug auf Europa wird diese Tendenz durch die gemeinsame Wirkung von ansonsten grundsätzlich unterschiedlichen Erscheinungen noch weiter gesteigert. Dazu gehören die sich erweiternde Kreditgewährung, die Innovationstätigkeit, die Arbeitslosigkeit, die Masse der Rentnerschichten, die Ausbeutung der billigen Produktionskapazität der Dritten Welt, usw.

Bei der Konzipierung einer modernen Typologie müssen wir auch die spezifischen, immanenten Gesetzmäßigkeiten der Stadt als einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gemeinschaft berücksichtigen. Dazu dient die durch Sombart funktionell differenzierte Unterscheidung in Städteträger und Städtefüller.<sup>21</sup>

Die Gründerschicht - nach Sombart die Elite - ist die Gesamtheit der Träger von Beschäftigungen höherer Ordnung (der Kultur, der administrativen Leitung, der technischen Entwicklung), die im Laufe ihrer Tätigkeit eine ganze Reihe von bedienenden Schichten ins Leben ruft. Sie erhöht zugleich auch die Bedürfnisse, und sie verbraucht auch die während ihrer Tätigkeit hergestellten Werte.

Die Elite weist - als eine typisch städtische Erscheinung - weit über das Wesen der verschiedenen Gesellschaftssysteme hinaus. Die neuesten Forschungen führen an, daß für die Elite neben ihrer Mentalität kaum ihre Herkunft bestimmend ist, sondern fast ausschließlich ihre Beschäftigung. Die beiden, übrigens völlig verflochtenen Schichten, die die städtische Elite bilden, können voneinander eher statistisch als entsprechend ihrer Tätigkeit unterschieden werden. Sie setzen sich zusammen aus: 1. den am höchsten qualifizierten Schichten, den Trägern der Kultur und der Zivilisation; und 2. den Gruppen von Spezialisten, die spezielle Fachkenntnisse erfordernde Aufgaben wahrnehmen (Schaffung und Inanghaltung von Informations-, Kommunikations- und Energiesystemen, Bildenden Künsten, usw.). Sie sind die Auslöser für die Entwicklung von Dienstleistungsgruppen höherer Ordnung.

Die *Füller-Schicht* sorgt für die Bereitstellung der in der Stadt benötigten Güter durch eine technische, industrielle Tätigkeit oder durch den Handel und die Leistungen im Gesundheitswesen. Auch die englischen Demographen betrachten die Zahl und die Veränderung dieser »Basisbevölkerung« als einen immer bestimmenderen Faktor des städtischen Lebens. Diese soziologische Kategorie kann sich in den einzelnen Epochen höchstens ihrem Inhalt, ihrem technischen Niveau und ihrer Effektivität nach verändern, in ihrer Funktion bleibt sie stets bestimmend!

Die Siedlung als die intensivste Form der Ausnutzung des Gebietes schafft zur Entfaltung ihrer Multi- (ihr Gebiet übergreifenden) und ihrer Singulär- (zur eigenen Erhaltung notwendigen) Funktion typische städtische Funktionen. In der Gesamtheit von Umgebung - Region - Land können wir diesen Prozeß in bezug auf die Siedlung als Stadtwerdung und hinsichtlich des Anwachsens des Urbanisations-Niveaus als Verstädterung bezeichnen.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Funktionen der Stadt einen Doppelcharakter haben: Die Dienstleistung für die Stadt selbst und die Dienstleistungen für die über den eigenen Bereich hinausgehenden, an der gesellschaftlichen Arbeitsteilung teilnehmenden fernerer Gebiete. Träger von

Funktionen können sein: der Schulbereich, der Bereich der medizinischen Betreuung, der Bereich des Verkehrs- und Lagerwesens, usw. Bei Hauptstädten sind die zur Wahrnehmung der nationbildenden und -tragenden, zentralistischen Funktionen massenhaft angesiedelten Institutionen (Ministerien, Gerichte, usw.) besonders hervorzuheben.

Der Maßstab der Verstärkung ist also nicht einfach nur die Elite, sondern die Gesamtheit der Institutionen, sowie die Gemeinschaft der Institutionen und die Funktionen ausführenden Menschen. Und ich füge gleich hinzu: Die Bedeutung der Funktionen ist in der Regel größer als die Masse ihrer Träger; in hohem Maße differiert auch die Proportion zwischen den funktionstragenden Institutionen und dem funktionstragenden Medium. Mehr noch, auch übersteigt bei ersteren ihre Bedeutung ihr tatsächlich nachweisbares architektonisches Erscheinen im Stadtbild. Für eine annähernd genaue Typisierung ist die Ausarbeitung von Koeffizienten notwendig.

## Wichtige Strömungen der Stadtgeschichtsschreibung

Am nächsten steht uns - trotz der sehr diskutablen Einzelheiten - die Typologie von Braudel, in der die Typen chronologisch entwickelt sind. Er spricht, von der antiken Polis ausgehend, von offenen Städten, wobei es zwischen Stadt und Provinz keine Differenz oder zumindest keinen Widerspruch gibt. Auch die feudale Stadt umreißt er nach dem europäischen Modell. Die Stadtmauer umschließt die Stadt nicht nur im physikalischen Sinn des Wortes räumlich, sondern sie trennt das Bürgertum auch gesellschaftlich, hinsichtlich der rechtlichen Lage, von den anderen Schichten, von der Burg wie auch vom Dorf. Außerordentlich treffend ist das Modell der sogenannten »untergeordneten«, »verstaatlichten« modernen Stadt.

Diese Stadt hört auf, ein isolierter Körper zu sein, sowohl existentiell, funktionell wie auch juristisch. Heutzutage fügt sie sich in ihrer Gesamtheit in den hierarchischen Organismus des Staates, der Wirtschaft und der Gesellschaft ein. Die führende Schicht der Stadt ist zugleich auch die führende Schicht des Staates. Besonders augenfällige Beispiele für diesen Typ bieten die Hauptstädte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, da sie innerhalb einer historisch kurzen Zeit, sozusagen »von oben«, durch den Willen des Staates entstanden sind, bereits in der Epoche der viele stadtbildende Elemente bewußt zur Anwendung bringenden kapitalistischen Etablierung.

Bekannt sind die stadtgeschichtlichen Methoden und Tiefenanalysen des Annales-Kreises. Die auf der Untersuchung der Einkommen beruhenden Regionsanalysen von Guber beleuchten bedeutende demographische Aspekte. Die Analyse ist tief und gebietsmäßig begrenzt. Deswegen ist sie



auch oft nicht völlig frei von einer gewissen statischen Annäherungsweise. Und es ist nicht überraschend, daß auch die Probleme des Städtenetzes und seine neuen Tendenzen von der früheren französischen Schule nicht beantwortet werden konnten. In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich sehr stark die historisch-ökonomische Analyse der Finanzen und der Technik, und auf diese Weise bekam deren Rahmen, die Stadt und ihre Geschichte, neuen Aufschwung.

Die *New Urban History* aus den USA hat den stadtgeschichtlichen Forschungen zweifellos neue Impulse verliehen. Ihre Hauptmerkmale sind nach Thernstromm:

- a) das Bestreben, die historische (empirische) und die soziologische (theoretische) Form des Herangehens zu verbinden, und im allgemeinen das Streben nach Interdisziplinarität;
- b) die verstärkte Ausnutzung von quantitativen Werten;
- c) die Veränderung des Gegenstandes der Forschung dadurch, daß die Gesellschaftsgeschichte und innerhalb dieser die Lebensbedingungen einer Vielzahl von alltäglichen Durchschnittsmenschen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Stadtgeschichtsschreibung gerückt werden sollten. Diese Richtung verwirft die ausschließliche Deskription.

Diese neue amerikanische Schule versteht das Fachgebiet der Stadtgeschichte als Gesellschaftsgeschichte par excellence. Auf diese Weise projizieren ihre Anhänger bei ihren Untersuchungen nicht nur eine einzelne Vorstellung auf die Ebene der konkreten Analyse - wie das die ökonometrische Historiographie getan hat - sondern sie gehen mit einer kritischen und selektiven Behandlung der gesellschaftswissenschaftlichen (nicht philosophischen oder geschichtsphilosophischen) Theorien, mit einer stark deduktiven Einstellung an die Erscheinungen der historischen Vergangenheit heran. Es ist ihr großes Verdienst, den Bruch mit der traditionellen quellenmethodologischen Praxis vollzogen und die Geschichtsschreibung in den Rang der Interdisziplinarität erhoben zu haben. Und auch die Stadtgeschichte wird aus ihrer alten verwaltungsmäßigen Geschlossenheit herausgehoben.

Nach Ansicht von Lampard, einem hervorragenden Vertreter dieser Richtung, haben alle früheren stadtgeschichtlichen Schulen unter dem gemeinsamen Fehler gelitten, daß sie ihren Gegenstand im Sinne einer Antithese von Stadt und Dorf behandelten. Er meint, in dieser Auffassung der Stadtgeschichte geradezu eine der historischen Erscheinungen des politischen Reformismus des 19. Jahrhunderts, die Integrierung der moralisierenden, geistesgeschichtlichen Elemente in der Geschichtsschreibung, zu entdecken. Er erkennt jedoch nicht, daß es kein »autonomes« geographisches Gebiet gibt. Ebenso, wie es auch kein autonomes Wissenschaftsgebiet gibt, kann die Urbanisation in ihrer Komplexität nicht isoliert untersucht werden.<sup>25</sup>

Die englischen Forschungen analysieren die Probleme der städtischen Selbstverwaltung aktuell und anschaulich. Ihre Zielsetzung ist eindeutig: Sie untersuchen die Möglichkeiten der gemeinschaftlichen Demokratie des 20. Jahrhunderts im Licht der Traditionen. Das ist die Bedeutung ihrer Forschungen. Sie untersuchen die stadtpolitische Praxis der eine wichtige öffentlich-rechtliche Rolle spielenden anglikanischen Kirche, den Wirkungsbereich der Stadträte und der städtischen Institutionen und die Funktion der städtischen Parlamente, die sie zu erneuern wünschen. All das unternehmen sie vor allem - um einen ihrer eigenen Begriffe zu gebrauchen - mit dem Ziel der »landesweiten Agitation und Politik«; ihre Fragestellung ist, in welcher Weise die Politik des Landes *von der Stadt her* beeinflusst werden kann.

Einen anderen Weg geht die italienische Stadtgeschichtsschreibung, die ihrerseits ebenfalls bestimmte Kennzeichen der Besonderheiten der italienischen Geschichte und Ideengeschichte aufweist. Einerseits beruft sie sich auf die jahrhundertealte Tradition der Stadtstaaten, die über territoriale Integrität verfügten, eine selbständige Wirtschaftskraft besaßen und nahezu eine nationschaffende Bedeutung hatten, und andererseits führt sie die Lehren der italienischen geschichtsphilosophischen Schule weiter.

Es ist verständlich, daß nach der dem Risorgimento folgenden Vereinigung die Forschung der miteinander verbundenen Tendenzen (Modernisierung, Vereinheitlichung der Verwaltung, europäische Beziehungen, usw.) in den Vordergrund rückten bei gleichzeitiger Zurückdrängung der Spezifika der einzelnen Städte. Nach 1945 wiederum gewann, als Antwort auf die zentralistische Diktatur des faschistischen Regimes und in Folge der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und nationalen Umstrukturierung, die Stadtgeschichtsschreibung auf eine neue Weise an Bedeutung.

Im Mittelpunkt ihrer Methode steht die Wechselwirkung zwischen Stadt- und Landespolitik, Wirtschaft und Topographie. Dazu soll die Stadtgeschichte ihren Beitrag leisten. So bilden die Spezifika - darunter der sogenannte Munizipalismus, oder sogar »genius loci« - auf einer höheren Ebene und auf neue Weise die Substanz der Forschungen.<sup>27</sup>

Die *gegenwärtigen, in den beiden deutschen Staaten* zu verzeichnenden Forschungsrichtungen bereichern unsere Vorstellungen über die Modernisierung. Die anerkannte deutsche Industrie- und Betriebsgeschichte überblickt notwendigerweise das wirtschaftliche, technische, verwaltungsmäßige und politische Zusammenwirken von Bevölkerungsschichten, Berufen und Siedlungen. Indem sie die theoretisierenden Fähigkeiten der deutschen Geschichtsschreibung neu belebt, sich auf die jahrhundertealten Gemeinschaftsformen der Städtewirtschaft stützt, kann die deutsche Stadtgeschichtsschreibung in Zusammenarbeit mit den Fachleuten des Städtebaus und der Stadtplanung sowie mit den Ökonomen eine neue Schule

schaffen. Es eröffnet sich eine reale Aussicht, daß an die Stelle der alten, verfassungsrechtlichen Schule eine auf der Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhende, praxisnahe, moderne, an zukünftigen Tendenzen orientierte urbanistische Forschung tritt.<sup>25</sup>

In unseren Tagen, da die Menschen auf Schritt und Tritt empfinden, daß die sie betreffenden Entscheidungen sich immer mehr von ihnen entfernen, wird die stadtpolitische Tätigkeit, die das Allgemeinbefinden der Bevölkerung am meisten beschäftigt, mit erhöhtem Interesse verfolgt. Der Anziehungsbereich und die Popularität der gesellschaftlichen und fachwissenschaftlichen Bewegung der »Ortsgeschichte«, der »local history«, wächst immer mehr. Die Zahl der Forscher und der Leser nimmt von Jahr zu Jahr zu.

## Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Aufsatz ist - stark gekürzt - einer größeren Studie entnommen, die sich mit dem Stadtbegriff und mit der Wirkung der Stadtentwicklung auf die Theorien beschäftigt. Sie untersucht ferner die unterschiedlichen Prozesse in Ost- und Westeuropa.
- 2 Mackensen/Papelakas/Pfeil/Schütte/Burckhardt: Daseinsformen der Großstadt, Tübingen, 1959. Industrielle Großstadt. S. 2.
- 3 E. Levasseur: Histoire du commerce de la France.
- 4 J. G. Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Textausgabe, Darmstadt 1966, S. 548/549.
- 5 Paul Sander: Feudalstaat und bürgerliche Verfassung, Berlin 1906, S. 4.
- 6 Edith Ennen: Frühgeschichte der europäischen Stadt, Bonn, 1953, S. 307.
- 7 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1922, S. 271/272.
- 8 Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1931, S. 527-530. Städtische Siedlung. Stadt. Von Werner Sombart.
- 9 »Wik« von lateinisch vicus, Dorf, Gehöft - historisch: umsäumte Siedlung aus der Zeit der Völkerwanderung im Gebiet Nord- und West-Europas. Zitat aus dem erwähnten Buch, S. 308.
- 10 O. Spengler: Der Untergang des Abendlandes, München 1922. II. Die Zitate von Spengler der Reihenfolge nach: Band 1, Einleitung; Band 2, S. 106, 111, 117, 120-121.
- 11 Das Zitat stammt aus dem Buch »The Culture of Cities« desselben Autors. Er wiederholt und verstärkt seine Thesen in dem Buch »Die Stadt«, Band 1, S. 650/651, Verlag Kiepenheuer Köln, 1963.
- 12 P. M. Hauser/L. F. Schnore: The Study of Urbanization, New York 1971.
- 13 Arnold Toynbee: Unaufhaltsam wächst die Stadt, Kohlhammer 1981; Über die Verstädterung der Welt, S. 178/179; Über die kommende Weltstadt, S. 161-203.

- 14 Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. In: Marx-Engels Werke, Band 21, Berlin 1962, S. 160.
- 15 Marx-Engels: Die deutsche Ideologie, Dietz Verlag, Berlin 1953, S. 48.
- 16 Ferenc Erdei: Magyar Varos, Die ungarische Stadt, 1963. Hier möchte ich bemerken, daß alle ungarischen wissenschaftlichen Arbeiten mit einem zweisprachigen Resümee erscheinen.
- 17 Marx-Engels Gesamtausgabe, Berlin 1981. MEGA II. Abteilung: Das Kapital und Vorarbeiten, Band 1, Teil 2, S. 387.
- 18 Marx-Engels Werke, Das Kapital, Band 25, S. 807, Dietz Verlag, Berlin 1964.
- 19 Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. MEGA II. Abteilung: II. Teil, Band 1.2., S. 387.
- 20 S. Gyimesi: Városok a feudalizmusból a kapitalizmusba való átmenet időszakában (Die Städte in der Übergangsperiode vom Feudalismus zum Kapitalismus), Budapest 1974.
- 21 Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus. Historisch systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, II. Band, 2. Halbband, München-Leipzig 1919; Die beginnende Mechanisierung der Gesellschaft, S. 1076-1083; Die beginnende Umschichtung der Gesellschaft, S. 1085-1095.
- 22 Heinz Stoob: Frühzeitliche Stadttypen. In: Die Stadt - Gestalt und Wandel bis zum industriellen Zeitalter. Hrsg.: H. Stoob 1979; Hermann Hambloch: Die moderne Stadt als zentraler Ort, in: Die Stadt, S. 244-273; H. Kieseewetter: Erklärungshypothesen zur regionalen Industrialisierung in Deutschland im 19. Jahrhundert, Vierteljahresschrift zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1980, S. 305-333.
- 23 F. Braudel: Die Geschichte der Zivilisation, 15. bis 18. Jahrhundert, München, Kindler 1971.
- 24 G. Chabrol: Les villes de Paris, Colin 1948; M. Castells: Die kapitalistische Stadt - Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung, Analysen zum Planen; M. Lefebvre: La révolution urbaine, Gallimard, Paris 1970.
- 25 Die Thesen der neuen Strömung sind zusammengefaßt in: Themstorm/R. Sennett: Nineteenth-Century Cities, Essays in the New Urban History, New Haven-London, Yale University Press 1969; und St. Thernstorm: Reflections on the New Urban History, in: A. B. Callow, ed.: American Urban History, New York-London-Toronto 1973.
- 26 E. E. Lainpard: American Historians and the Study of Urbanization, American Historical Review, Oktober, 1961, S. 49-61.
- 27 Funzioni e forme della città capitale, Manuskripte. Im Druck für *Studii Storici*, La formazione dell'Italia industriale. Hrsg.: Alberto Caracciolo, *Libri del Tempo* Laterza 112, Bari 1969; A. Caracciolo: La città e la crisi del capitalismo, Laterza, Roma-Bari 1978.
- 28 H. Herzfeld/Ch. Engeli: Neue Forschungsansätze in der modernen Stadtgeschichte. *Archiv für Kommunalwissenschaften (AfK)*, Kohlhammer 1975, S. 1-19; H. G. Reuter: Stadtgeschichtsschreibung im Wandel (*AfK*) 1978, 69-83; Jürgen Reulecke: Urban History Research in Germany, Its Development and Present Condition, in: *Urban History, Yearbook* 1981.

Pierangelo Schiera

## **Deutsche Wissenschaft und Realpolitik. 1848-1914**

Geistesgeschichtliche Einführung  
Verfassungsgeschichtliche Fortführung  
Institutionelle Entwicklung  
Hypothetischer Schluß

Die »Deutsche Wissenschaft«, von der ich spreche, war ja eine nationale und bürgerliche Wissenschaft, die alle Züge, auch die widersprüchlichen, des großen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wandels trug, mit dem sich die Entstehung der großen politischen Machtssysteme im Abendland seit Mitte des vorigen Jahrhunderts verwirklichte.

In diesem engeren Sinne muß sie von dem berühmten Programm Wilhelm von Humboldts der Einigkeit von Forschung und Unterricht in einer »Bildung durch Wissenschaft« getrennt werden. Aber sie muß auch vom wilhelminischen Projekt einer funktionalistischen Organisation der Forschung gesondert gesehen werden, das - rund 100 Jahre später - anlässlich des Jubiläums der Universität Berlin 1910 vorgestellt wurde.

Der Hauptideologie der »Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften«, Adolf Hamack, benutzte noch als erstes Argument zur Unterstützung seines Vorschlags beim Kaiser die ständige Autorität Humboldts und dessen Dreiteilung des wissenschaftlichen Universums in Universität, Akademie und Hilfsinstitute.

Neben diesem rhetorischen Hinweis ließ eben Hamack selbst andere Argumente spielen, um die Bedeutung der deutschen Wissenschaft zu betonen. Nicht nur in unseren Ohren, sondern vielleicht auch dem Kaiser gegenüber, sollte die Überlegung besonders überzeugend klingen, »die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands und der Preußische Staat hat seinen glorreichen Traditionen gemäß die Pflicht, für die Erhaltung beider zu sorgen.« Dies war der konkrete Stand der Dinge am Ende unserer Periode.

»Realpolitik« stellt meiner Meinung nach den Gegenpol dar, bezüglich dessen sich die Deutsche Wissenschaft konstituiert, mit dem sie zusammenarbeitet und neben dem sie eine Konstellation darstellt, die als guter Indikator von wichtigen Aspekten der verfassungs- und sozialgeschichtlichen Wirklichkeit der entsprechenden politischen Gesellschaft gelten kann.

Man soll den Terminus einerseits in seinem literarischen Sinne verstehen, der jene Haltung bezeichnet, die sich in der deutschen liberalen Welt der 1860er Jahre durchsetzt und die sich gerade in dem Buch von Ludwig von Rochau mit dem glücklichen Titel *Grundzüge der Realpolitik* (1853-1869) ausgedrückt hatte und eine weitere Widerspiegelung in der vielleicht schon zu skeptischen und enttäuschten *Selbstkritik des deutschen Liberalismus* (1866) des geliebten Onkels Max Webers, Heinrich Baumgarten, erhielt.

Der Terminus kennt aber auch eine präzise historiographische Dimension, die besonders durch Karl-Georg Faber bewertet gewesen ist. Sie klingt als jene einengende Antwort auf die höchsten politischen Ziele des deutschen Bürgertums, indem sie auf dem »Boden der Tatsachen« und unter den Fahnen des »Keine Idealpolitik mehr« die Bahn zu einer strafferen staatlichen Ordnung Deutschlands unter preußischer Führung brach.

Eine Realpolitik also, die vielmehr als Handlungsfeld der politischen Intervention des aus der Krise der 50er Jahre hervorgegangenen deutschen Liberalismus verstanden werden muß, als die traditionell gemeinte politische Strategie Bismarcks.

Oder vielleicht eine Realpolitik als Begegnungsfeld zwischen Bismarck, als höchste politische Expression des monarchischen Prinzips und der sozialen Kräfte, die sich mit dieser verfassungspolitischen Formel weitergehend identifizierten.

Die beste literarisch-theoretische Bezeichnung der Epoche der Realpolitik als Epoche der liberalen post-revolutionären (und jetzt auch antirevolutionären) Politik liegt sicherlich in den berühmten Schriften Lorenz von Steins über *Sozialismus und Kommunismus* und über *Die soziale Bewegung in Frankreich* der frühen 50er Jahre.

Dort wird die sorgfältige Beschreibung der während der neuen industriellen Zeiten im Proletariat gesammelten historischen Kraft mit der glänzenden Bezeichnung der angemessenen politischen Lösungen begleitet, um solche Kraft zu den herrschenden Interessen der bürgerlichen Klasse der Besitzenden hinbiegen zu können. Der Kern dessen liegt in der klugen und modernen, aber auch von der deutschen Tradition der Hohenzollern legitimierte Verwendung des sozialen Königtums und der Vermittlungsrolle des Staates.

Die Gegenseite der Analyse Steins ist bekanntlich die von Karl Marx, die tatsächlich auch den radikalsten Gegensatz zum realpolitischen Ausgangspunkt darstellt.

Das Interessante aber ist, daß beide Interpretationen trotz ihrer Antithetizität einen gemeinsamen Schwerpunkt haben: die Erfindung der Gesellschaft als selbständigem Entfaltungs- und Lösungsplatz der Konflikte zwischen Menschen oder Menschengruppen. In dieser Erfindung liegt die

wichtigste Voraussetzung zum inneren Verstehen der neuen politischen Haltung, die seit der industriellen Revolution alte und neue soziale Gruppen gegenüber der Politik einnahmen. Der Marxismus hat sich selbst vom Anfang her als »wissenschaftlich« bezeichnet. Viel mehr »wissenschaftlich« war jedoch im realpolitischen Sinne die liberal-konservative Reaktion.

Um den Ansatz des ganzen Prozesses durch einen Namen fest zu verankern, der mit ihm lange zu tun hatte, möchte ich an Heinrich von Treitschke erinnern; dessen Schrift über *Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch* wurde 1859 in offener Polemik mit der alten und ruhmvollen Position des vormärzlichen Liberalismus veröffentlicht, wie sie sich besonders in den Werken von Robert Mohl ausgedrückt hatte. Ein dünnes aber inhaltsreiches Büchlein, beseelt vom Leitmotiv der notwendigen wissenschaftlichen Basis einer adäquaten Auseinandersetzung mit der neuen Politik.

Diese Wissenschaftlichkeit konnte gewissermaßen als Ersatz für jenes Engagement des »politischen Professors« gelten, der die akademische Szene des deutschen Vormärz dominiert hatte. Das wachsende Mißtrauen der deutschen liberalen Gelehrten in eine unmittelbare Übertragung ihrer akademischen Position auf das politische Gebiet wurde durch eine intensivere Arbeit mit den jüngeren Generationen an den Universitäten überholt. Die neue Wissenschaft konnte sich den Themen der konfliktreichen antagonistischen Gesellschaft der neuen industriellen Zeit unmittelbar (ohne Mediatisierung durch das Feld der politischen Tätigkeit) widmen.

Diese Wendung sollte viel mit der Müdigkeit und vielleicht mit der Enttäuschung zu tun haben, die die vormärzliche Generation der deutschen Professoren mit dem Scheitern von '48 erlebt hatte und die einen gewissen Skeptizismus gegenüber der Möglichkeit erzeugt hatte, politisches Engagement und wissenschaftliche Arbeit gleichzeitig und unwidersprüchlich zusammenzuhalten.

Ich will hier nun den Fall Eduard Simsons erwähnen, weil man dadurch beide möglichen Lösungen verfolgen kann. Die von Simson selbst, der für seine glänzende politische Karriere optierte und auf die wissenschaftliche Forschung praktisch verzichtete. Und die von Gustav Droysen, der dem Freund einen Ruf an die Universität Jena angeboten hatte und versuchte, ihn mit folgenden Worten 1852 zum Umziehen zu bewegen: »Sie würden - nach allem, was seit 1848 erlebt worden ist - sich wohl fühlen, wenn Sie so mit frischem Muth und neuem Anfang sich ganz auf die Jugend verwendeten«; und angesichts der Absage Simsons: »Denn diesmal, so scheint es mir, meinem Interesse für sie, für die Universität, zumeist aber für die Sache, die uns allen am Herzen liegt und der sie sich schulden - diesmal haben Sie Unrecht«. Tatsächlich ist die Überzeugung Droysens sehr fest und - ich würde sagen - allgemein vertretend: »Bleibt uns überall noch eine Hoffnung für das Vaterland, so haben wir doppelt und zehnfach Grund, das

nachwachsende Geschlecht so stark als möglich zu erfassen und in die Jugend hinein die Hoffnungen und Gedanken zu pflanzen, die wir nicht zur Wirklichkeit reifen sehn sollten. Und kein Punkt deutscher Erde ist dazu mehr angethan als dieses Bethlehem unter den Universitäten. Es bedeutet etwas, daß man hier im Herzen des armen deutschen Vaterlandes ist«.

Abstrakte Wendung der Wissenschaft und skeptische Isolierung der Wissenschaftler hätten aber keine ständige Wirkung haben können ohne die positive Gelegenheit der Reichsgründung, die mit überraschender Beschleunigung verschiedene Faktoren des deutschen Modernisierungsprozesses nach den Gründerjahren zusammenfassen konnte.

Damit konnte auch die neue wissenschaftliche Mentalität gegenüber der Gesellschaft und dem Staat mit der Option der gebildeten Schichten des deutschen Bürgertums für die Forschung und die Universität summiert werden.

Meine Meinung ist, daß ohne die Leistungen der deutschen Wissenschaft die innere Reichsgründung ihre Ziele insbesondere zwischen 1860 und 1890 nicht hätte erreichen können. Aber auch, daß ohne Reichsgründung auch die deutsche Wissenschaft nicht hätte existieren können. Zumindest nicht in der weltbekannten Breite und mit der homogenisierenden Funktion, die sie bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts erleben konnte.

Ich werde nun versuchen, einige Punkte zu fixieren, die die wissenschaftliche Entwicklung in ihrer Beziehung zur sogenannten inneren Reichsgründung erscheinen lassen. Diese Punkte werden das Gebiet der Sozial- und Staatswissenschaften berühren. Das bedeutet nicht, daß die Naturwissenschaften keine Wirkung auf die moderne Umgestaltung der deutschen Nation als innere Einheit und als internationale Großmacht geleistet haben. Im Gegenteil war diese Wirkung in Bezug auf das wirtschaftliche Wachstum und den technischen Fortschritt stark und deutlich ausgeprägt. Unter dem Gesichtspunkt der sozialen Mobilität waren z. B. die technischen Hochschulen und später Universitäten sehr wichtig. Manchmal konnten sie auch sehr günstige Möglichkeiten zur Entstehung und Entwicklung von Disziplinen anbieten, die in den traditionellen Fakultäten keine wissenschaftliche Anerkennung erhalten konnten.

Doch möchte ich mit der Isolierung der Sozial- und Staatswissenschaften die These betonen, daß die politische (realpolitische) Rolle der Wissenschaft in der Modernisierungsphase der deutschen Politik keine nur technische und positivistische Rolle war, sondern tief einbezogen war in dieselben Gründe der neuen Legitimation. Was selbstverständlich besonders durch die Sozial- und Staatswissenschaften erkennbar wird.

Ich könnte diese Einbeziehungen durch die Analyse der inneren inhaltlichen Entwicklung der neuen Wissenschaften belegen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Formalisierung im deutschen Universitäts-



system erhalten. Es scheint mir aber besser zu sein, den Weg zu verfolgen, der die Verbindung der neuen Wissenschaft mit dem Integrationsprozeß einerseits und mit dem institutionellen Reformstreben andererseits aufzeigt, die die ganze sogenannte innere Reichsgründung begleitet haben.

Ich möchte auf drei Faktoren hinweisen. Den ersten nenne ich »Nationsbedarf«. Damit meine ich die historische Notwendigkeit (gegen Mitte des 19. Jahrhunderts), eine gesetzgeberische und verwaltungsmäßige Einheit zu schaffen, die sich den **Bedürfnissen** und Ansprüchen eines Volkes anpassen konnte, das seit langem und mit dem größten Erfolg ein selbständiges geschichtliches und kulturelles Selbstbewußtsein gewonnen hatte und jetzt einen Staat brauchte, um politisch im europäischen Staatensystem existieren zu können. Der zweite Faktor ist viel typischer für die deutsche Situation und berührt den vielfältigen Charakter der deutschen Gesellschaft seit den Jahren des Absolutismus bis in das 19. Jahrhundert. Nicht nur überlebten die alten Stände in Deutschland, zumindest im sozial-politischen wenn nicht im staatsrechtlichen Sinne, länger als anderswo. Auch die neuen Klassengestaltungen innerhalb des arbeitenden Proletariats und des produktiven Bürgertums hatten die Neigung, sich selbst durch genossenschaftliche, assoziative, »corporate« Formen zu organisieren.

Der dritte »nationale« Faktor betrifft die Verbreitung der sowohl passiven als auch aktiven politischen Intervention der Staatsbürger innerhalb des universalen Demokratisierungsprozesses, durch den der gefürchtete Konflikt zwischen den antagonistischen Klassen der industriellen Revolution verschiedene Lösungen in den verschiedenen Ländern des Abendlandes finden sollte. Allgemeines Wahlrecht und Sozialpolitik waren die beiden Hauptwege. In Deutschland bekam der letztere den Vorzug, was nicht ohne Folgen auf der politischen Ebene sein konnte.

Die deutsche Wissenschaft hatte Interferenzen auf den drei verschiedenen Ebenen der politischen, der sozialen und der klassenhaften Integration.

Was die erste betrifft, wäre es leicht für mich zu bestätigen, daß alle neuen Zweige der Staatswissenschaft (das Öffentliche Recht, die Nationalökonomie, die Soziologie) mit dem gemeinsamen Anspruch auf ein globales Verständnis der gesamtdeutschen Probleme entstanden waren und durch zunehmend »nationalen« (oder »deutschen«) Charakter sich entwickelten. Aber darauf möchte ich verzichten.

Zweitens, gerade in dieser einheitlichen, wenn nicht imperialen, Funktion der deutschen Wissenschaft wurzelt die diffuse Anerkennung (innerhalb wie außerhalb Deutschlands) derselben als einer autonomen Struktur des sozialen Lebens.

Ich habe bereits auf die »zwei Pfeiler« von Hamack hingewiesen. Ich könnte an die berühmte Unterscheidung der englischen Gelehrten zwi-

schen »preußischem Militarismus und deutscher Wissenschaft« am Vorabend des Ersten Weltkriegs erinnern.

Aber auch aus weniger kriegerischer Sicht bleibt die hervorragende und fast gesondert stehende Anwesenheit der Wissenschaft und des Gelehrtenturns im Bismarckschen und dann Wilhelminischen politischen System unbestritten.

»Es lebe und blühe per saecula die deutsche Wissenschaft an unseren Universitäten«. Dies ist »der stolze Ruf«, mit dem der Historiker Theodor Birt in Marburg am 9. Januar 1900 seine »Rede zur Jahrhundertwende« schließt, indem er von den beiden Idealen spricht, »die schweben über unsrer Zeit ...: sie heißen Vaterland und Wissenschaft. Wir akademischen Bürger sind beiden Idealen ergeben«. Und er fügt sofort hinzu: »Unsre Nation selbst ist wissenschaftlich geworden!«

Einige Jahre zuvor hatte der Jurist Rudolf Sohm dieselben Begriffe auf dem gesamten Gebiet der Bildung angewandt, indem er die neubegründete »Sozial-Wissenschaftliche Vereinigung« am 16. Mai 1896 in Leipzig mit einer Rede über »Die sozialen Pflichten der Gebildeten« inauguriert hatte. »Die Gebildeten sind die Herrscher der Nation«, sagte er. »Gerade darum verpflichtet die Bildung, Herrschaft ist Dienst. Nur durch Dienen kannst du herrschen«. Und weiter: »Die Herrscherpflicht der Gebildeten heißt Erziehung! Die Gebildeten sind die berufenen Erzieher der Nation... Herrschen heißt erziehen, und nur durch Erziehung kannst du wahrhaft herrschen«.

Diese Wissenschaft und diese Bildung aber - und dies ist der dritte Punkt - die als Welt an sich, als abgesonderter Körper gilt, ist auch der Platz der größten intellektuellen, politischen und sozialen Mobilität innerhalb der institutionalisierten und offiziellen Apparate des deutschen politischen Systems im Kaiserreich gewesen.

Die durchgehende Spezialisierung immer neuer Fachwissenschaften durch die Gründung neuer Institute und Seminare innerhalb der traditionellen vier Fakultäten hatte nicht nur intellektuelle, sondern auch soziale Folgen. Man denke an die wachsende hierarchische Stratifikation innerhalb der Universitätsorganisation der Forschung und des Unterrichts, mit den Figuren des außerordentlichen Professors, des Privatdozenten, des Assistenten. Dadurch wurden aber gleichzeitig viele Türen geöffnet zum Eintritt in die akademisch-universitäre Welt.

Man hat oft bemerkt, daß die Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft im Kaiserreich von der herrschenden Frage der Vorbildung der Staatsbeamten bestimmt war. Dies stimmt tatsächlich: »Das Wichtigste ist, daß alljährlich und in wachsender Zahl Pfarrer und Aerzte, Lehrer und Referendare von den Hochschulen in's Volk strömen, ein Proceß unausgesetzter geistiger Verjüngung«, schreibt Birt in seiner schon zitierten Rede.

Es stimmt aber nicht die Folge, die man daraus zu ziehen pflegt, und zwar, daß eine solche praktische und prosaische Anwendung der Forschung und des Unterrichts keine echt wissenschaftlichen Ergebnisse hervorgebracht haben konnte. Die Geschichte der deutschen Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war auch auf dem Gebiet der Sozial- und Staatswissenschaften keine romantische Geschichte. Dafür habe ich das Kriterium der Realpolitik benutzt, um ihre Darstellung zu versuchen.

Unter diesem Gesichtspunkt aber war sie eine erfolgreiche Geschichte, sowohl in Bezug auf ihre innere inhaltliche Entwicklung, als auch was den Bau der besonderen Struktur des deutschen Beamtentums betrifft. Darin liegt ihre großartige Leistung als Widerspiegelungs- aber auch als Vorbereitungsmoment in den meisten Integrationsversuchen, die das ganze zweite Reich charakterisiert haben. Um Sohm noch kurz zu zitieren: »Das Wesen der Bildung ist, daß sie den Kreis der an ihr Teilnehmenden unaufhörlich erweitert. In der Ausbreitungsgeschichte der Bildung besteht die Geschichte der Nation«. Und weiter: »Die Frucht der Erfüllung des Herrscherdienstes heißt Entwicklung, der Nichterfüllung aber Revolution. Der dritte Stand als Erzieher des vierten!« Demzufolge: »Die soziale Pflicht der Gebildeten ist die Lösung der sozialen Fragen«.

Wenige Beispiele genügen, um die tragenden Züge der parallelen Entwicklung der Institutionen und der modernen Staatswissenschaften aufzeigen zu können.

Das erste Beispiel berührt die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit in den deutschen Staaten.

Insgesamt galt diese Reform als Voraussetzung jedes Versuchs, eine liberale Konstitution in Deutschland zu schaffen. Vor allem leistete sie die gründliche Gewähr zum Schutz der Staatsbürger gegenüber der staatlichen Herrschaft und dadurch zur richtigen bürgerlichen Dialektik zwischen Gesellschaft und Staat.

Nachdem Baden schon 1863 vorausgegangen war, vervollkommnete sich die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit 1875 in Preußen und später ohne besondere Schwierigkeiten in den übrigen deutschen Staaten. Ihre Folgen waren sehr bedeutend, nicht nur für die Geschichte des Aufbaus des Rechtsstaats in Deutschland (für Otto Mayer bedeutet der »Rechtsstaat die Justizförmigkeit der Verwaltung«), sondern auch für die starke vereinigende Wirkung, die sie durch die Homogenität der angewandten technischen Lösungen erzeugte.

Großen Anteil daran hatte natürlich die wissenschaftliche Verarbeitung, die durch den Vergleich zwischen den verschiedenen Lagen und mit den ausländischen Modellen die theoretische Festigung der Frage in der national-einheitlichen Richtung ermöglichte.

Weitere Folgen hatte die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit auf

der institutionellen Ebene und diese Folgen hatten wiederum mit der wissenschaftlichen Entwicklung zu tun. Die Frage nach einer Vorbereitung der Verwaltungsrichter entstand, die technisch an die Komplexität der modernen Gesellschaft angepaßt sei. Außerdem mußte man jetzt an verschiedene Lehrpläne für die unterschiedlichen Zweige des staatlichen Dienstes denken.

Daraus ergab sich eine großartige Diskussion, deren Schwerpunkt in der Rolle der neuen Staatswissenschaften lag, die gar nicht oder nur selten an der juristischen Fakultät vertreten waren. Die meist Zitierten waren: öffentliches Recht, Verwaltungsrecht, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik.

In ähnlicher Richtung bewegt sich der zweite institutionelle Fall, den ich erwähnen möchte. Ich meine die große Verwaltungsreform, die Preußen bis zum Jahre 1883 verwirklichte. Mehr noch als im vorigen Fall erscheint hier die führende, wenn nicht stellvertretende Rolle, die Preußen im gesamten Prozeß der inneren Reichsgründung spielte.

Die Rationalisierung der Verwaltung sowohl auf territorialer als auch auf funktionaler Ebene war das Ziel der Reform. Besonders in der zweiten Richtung brachte sie große Verbesserungen mit sich, die einen guten Beitrag zur Bestimmung des ganzen Verwaltungsmaterials als autonomes Feld zur Anwendung des entstehenden Verwaltungsrechts bedeutete.

Nicht nur. Den wachsenden Staatsaufgaben sollte auch eine »Fähigkeit für den höheren Verwaltungsdienst« - um die Worte des Gesetzes vom 11. März 1879 zu zitieren - entsprechen, die nur durch diese neuen Wissenschaften geleistet werden konnte. Das Verwaltungsrecht stand zusammen mit der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft immer an erster Stelle.

Einen Platz für sich nahm die Statistik ein. Die Gründung der ersten Statistischen Bureaus ist eine Sache der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und betrifft trotz des 1833 gegründeten Zentralbureau des Zollvereins selbstverständlich die einzelnen Staaten.

Die Gründung des Kaiserlichen Statistischen Amtes 1872 mußte auch eine wichtige Sache sein, doch die totale Homogenität des Gebiets sowohl unter dem amtlichen als auch unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt war abgesehen davon eine Wirklichkeit.

Das Ansehen der Statistik mußte auch außerhalb seiner amtlichen Organisation sehr groß sein, wenn Wilhelm Stieda 1876 durch die Verbreitung der statistischen Kenntnisse das Aufholen Deutschlands gegenüber den fortgeschritteneren Ländern Europas, insbesondere Frankreich, mit den folgenden Worten begründen konnte: »Es ist wahr, Frankreich ist uns weit voraus ... alles dies zugegeben, haben wir indessen eine Frage: war es auch nur annähernd möglich, in Deutschland an die Behandlung dieser wichti-

gen Fragen gehen zu können, so lange die deutschen Länder noch keinen Einheitsstaat bildeten? Man vergleiche die wirtschaftliche Lage Deutschlands und Frankreichs nach 50 Jahren, wenn wir Zeit gehabt haben, die gewonnenen Vortheile auszunutzen, wenn wir, nachdem die Außenseite vollendet, Gelegenheit gefunden haben, am innern Ausbaue rüstig zu arbeiten. Und wenn uns nicht alles trägt, so sind wir auf dem besten Wege auch in dieser Richtung, es in einigen Jahrzehnten anderen Völkern gleich zu thun!«

Die Sozialpolitik umfaßt den dritten Fall von institutionellem Reformismus, den ich behandeln möchte. Hier war die politische und gesetzgebende Initiative meistens kaiserreichlich. Doch die Durchführung der Maßnahmen auf dem Gebiet der Gesundheit, des Versicherungswesens und des Bildungssystems wurde auf staatlicher oder auch städtischer Ebene verwirklicht.

Nochmals also haben wir es mit dem Problem der Homogenisierung der deutschen Gesellschaft zu tun. Es ist schwer, dieses Feld der staatlichen Intervention abzuschätzen, sowohl unter dem Gesichtspunkt der Konsensausbildung innerhalb des deutschen politischen Systems als auch aus der Perspektive der praktischen und organisatorischen Entwicklung des entsprechenden staatlichen Apparats.

Peter Flora hat neuerdings diesbezüglich von der Entstehung einer neuen Makrokonstellation gesprochen, die durch die Elemente Kapitalismus, Industriegesellschaft, Familie/Bevölkerung, Massendemokratie, Nationalstaat, Internationales System gesteuert werden kann und die vier Hauptmöglichkeiten wachsender Ausgabenanforderungen in Gebieten - Äußere Sicherheit, Innere Ordnung, Wachstum, Wohlfahrt - bieten kann.

Sein Versuch einer Quantifizierung des Prozesses in Deutschland, beziehungsweise in anderen europäischen Staaten zeigt den großen Vorsprung, den Deutschland bis in die ersten zehn Jahre des 20. Jahrhunderts auf dieser Ebene erreichen konnte.

Die Zentralität der Sozialpolitik in Bezug auf die Eigentümlichkeit des deutschen Wegs zur modernen Massengesellschaft und zum modernen Sozialstaat wird meines Erachtens durch die Bedeutung bestätigt, die sie für den Zusammenhang Wissenschaft - Politik darstellte.

Wir haben bereits indirekt gesehen, eine wie große Rolle alle Sozial- und Staatswissenschaften in der planmäßigen Ausführung der inneren Reichsgründung spielen konnten. Öffentliches und Verwaltungsrecht, Statistik, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, Soziologie und Staatslehre waren darin einbezogen.

Und diese Einbeziehung mußte eine sehr tiefgreifende und umfassende gewesen sein, wenn ein Jurist wie Heinrich Rosin, der zu den größten Exper-

ten der verwaltungsgeschichtlichen Seite der Sozialpolitik rechnete, die Zeit fand, seine *Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarcks* 1897 zu veröffentlichen, wo er mit der naivsten Überzeugung der Sozialpolitik alles zurechnen konnte, was mit den modernsten Seiten des Gemeinwesens zu tun hatte: von dem »sozialen Friede« seiner Mitglieder bis zur neuen Leistungsfähigkeit des Staates, in einer Perspektive, die auch den Zwang der persönlichen Freiheit annehmen konnte, um »große und notwendige Ziele« zu erreichen. Damit wird der Staat nicht nur eine notwendige, sondern auch eine »wohlthätige Einrichtung«.

Dahinter steckt natürlich auch die allgemeuropäische Tatsache und Überzeugung, daß (mit den Worten Lorenz von Steins 1876), »wir im wesentlichen die Epoche der Verfassungsbildung überwunden haben, und daß der Schwerpunkt der weiteren Entwicklung in der Verwaltung liegt«.

Der politische Erfolg der Operation »Sozialpolitik« brachte die letzte Fixierung in der wissenschaftlich-akademischen Welt, nicht nur der neuen Fachdisziplinen, die sich autonom um den Schwerpunkt der staatlichen Intervention in der Gesellschaft gebildet hatten, sondern auch der neuen Professoren, die, besonders auf dem Gebiet der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft, aber auch auf dem des öffentlichen Rechts und der Soziologie, ihre wissenschaftlichen Äußerungen mit wachsender politischer Motivation ausdrückten.

Die beste Überprüfung dessen war, ex contrario, die plötzliche Veränderung der führenden öffentlichen Meinung bezüglich der Kathedersozialisten, nachdem die politisch günstigere Phase der Sozialpolitik am Ende der achtziger Jahre überwunden war.

Das Beispiel Adolf Wagners ist sehr bedeutend. Bei ihm wurde das politische Engagement stets den wissenschaftlichen Voraussetzungen untergeordnet. In der ständigen persönlichen Polemik mit Stumm bekräftigte er immer wieder die wissenschaftliche und nicht politische Legitimation seiner Äußerungen.

»Meine Kompetenz zu dieser Abwehr entnehme ich meiner Berufsstellung als Nationalökonom«, schreibt er auf den ersten Seiten einer Schrift von 1895, die heißt: *Mein Konflikt mit dem Großindustriellen und Reichsabgeordneten Freiherrn v. Stumm-Halberg. Eine Streitschrift zur Abwehr von Angriffen, Beleidigungen und Verdächtigungen. Mit einem Nachwort, besonders zur Duellaffaire und über Herrn von Stumms Offiziersqualität*.

Die Schrift ist »Meinen Berliner Studenten, insbesondere den Teilnehmern am Kommers des B. Februar gewidmet«. Die Studenten, die zugunsten Wagners und den anderen Kathedersozialisten mobilisierten, waren in einer »sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung« organisiert, die Stumm für eine sozialdemokratische hielt und die Wagner, im Gegenteil,

»ohne Beziehung zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie« einschätzte.

Auch dies ist ein Zeichen der legitimatorischen Funktion, die eine wissenschaftliche Qualifikation auf politischem Gebiet ausüben konnte.

Eine solche Symbiose von Politik und Wissenschaft mußte außerdem auf sehr breiter Ebene akzeptiert werden, wenn schon das Heilmittel für die Exzesse der Kathedersozialisten fast offiziell auf wissenschaftliche Weise vorgeschlagen wurde.

Wenn die Nationalökonomien innerhalb der Fakultät Philosophie, wo sie besonders in Berlin traditionsgemäß ihre Lehrstühle hatten, so gewalttätig und unkontrollierbar waren, war vielleicht ihre Umsiedlung zur Fakultät der Jurisprudenz höchst empfehlenswert. Dort würde die Kühllheit der Juristen und das formalisiertere Niveau ihrer Studien eine genügend dämpfende Wirkung auf die Unbändigkeit der Ökonomen bewirken.

Der Hinweis ist selbstverständlich nicht nur anekdotisch. Der Vorschlagende war kein Geringerer als der allmächtige Direktor des preußischen Kultusministeriums, Althoff. Eine Figur, der mit Recht ein ganzes System zugerechnet worden ist.

Mit dem »System Althoff« kommt es zur vollen Reife einer Situation, die schon lange in der deutschen Geschichte vorhanden war. Die einzelnen Aspekte dieser Situation sind selbstverständlich schon bekannt. Trotzdem ist die Stellung der Wissenschaft in der gesamten Umwandlung der deutschen Gesellschaft von ihrer ursprünglich ständischen zu ihrer wachsend massenhaften verfassungspolitischen Prägung, meiner Meinung nach, noch nicht genug betont worden.

Die deutsche Wissenschaft als mögliches Carrefour also der verschiedenen Funktionen, die diese Umwandlungen bestimmt haben. Als Carrefour, da durch sie die Protagonisten selbst jener Umwandlung tief geprägt wurden, die man nie vergessen darf: Menschen und Menschengruppen.

Und zwar nicht nur im Sinne der bildungsmäßigen Produktion und Reproduktion der Eliten, die die Entwicklung angeführt haben, sondern vielmehr im Sinne der technischen Ausrüstung und der philosophischen, methodologischen, ideologischen Legitimierung ihrer Funktion, besonders gegenüber den neuen Akteuren der politischen Szene: den Massen, besonders, um diese Akteure nur passiverweise spielen zu lassen. So paradox klingt in meinen Ohren der alte Ausspruch von Karl Marx »Die Theorie wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift!«

Durch die Wissenschaft konnten sich in Deutschland aber auch die verschiedenartigen Eliten der »corporate« Gesellschaft längst der Übernahme ihrer direkten politischen Verantwortung entziehen. Diese Folge ist natürlich am deutlichsten bei der Elite sichtbar, die mit der Wissenschaft direkt und professionell zu tun hatte: dem Gelehrtentum. Und bei jenen Gelehrten, die sich mit voller Objektivität ihrem Beruf nach den neu formalisierten Sozial- und Staatswissenschaften widmeten.

Dieser Weg war, meines Erachtens, ein besonders deutscher Weg, obwohl ich noch nicht in der Lage bin, vergleichende Analysen vorzulegen. Auch das Land, das als Haupt-, wenn nicht Universalerbe, des deutschen bildungs- und wissenschaftsorganisatorischen Modells, die Vereinigten Staaten von Amerika, gelten soll, konnte, kraft seines inneren Prinzips der »Démocratie«, eine ganz andere Entwicklung des Verhältnisses Wissenschaft/Politik erfahren.

Die doppelte Kreuzung der deutschen Wissenschaft mit den Integrationsproblemen der deutschen Modernisierungspolitik und mit den institutionellen Aspekten des Vereinigungsprozesses sollte meine Ausgangshypothese einer realpolitischen Interpretation der wissenschaftlichen Entwicklung in Deutschland plausibel gemacht haben. Jetzt kann man sehen, welche Stellung die deutsche Wissenschaft von Anfang an im verfassungspolitischen Kontext des Deutschen Reiches hatte und haben sollte.

Keine Indifferenz zwischen Wissenschaft und Politik. Im Gegenteil beweist die rasende Entwicklung der Sozial- und Staatswissenschaften seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Geschwindigkeit, mit der die neuen politischen Themen zum Gegenstand von Forschung und Unterricht wurden.

Dementsprechend ist die immer schnellere und verfeinerte politische Antwort des Systems auf die institutionellen Bedürfnisse der Zeit eine gute Bestätigung der wissenschaftlichen Basis, die eine moderne Massenpolitik unter anderem haben soll. Und zwar im doppelten Sinne der technischen Gründung von konkreten gesetzgeberischen Taten und der ideologischen Komponente der Konsens- und Legitimationsbildung.

Keine Indifferenz, aber zunehmender Abstand: einerseits eine wissenschaftlich begründete Politik, andererseits eine Wissenschaft, die immer mehr die Politik als Gegenstand ihrer Forschung und ihres Unterrichts und immer weniger als selbständiges Feld der praktischen Handlung betrachtet.

Um die zeitlichen und inhaltlichen Definitionskriteria wiederaufzunehmen, von denen ich ausgegangen bin, möchte ich vorschlagen, den Gelehrten des zweiten Reichs als einen Zwischentyp aus dem »politischen Professor« des Vormärzes und dem »Unpolitischen« der Nachkriegszeit zu bezeichnen.

Unser Gelehrter ist ein Professor (und ein Wissenschaftler) mit dem Bewußtsein, damit unmittelbar eine soziale und politische Rolle innerhalb des Systems zu besetzen. Und eine befriedigende Rolle, für sich und das System selbst. Durch diese Rolle wird, ohne Enttäuschung oder Verzicht, doch mit einem Nettoverdienst im sozialen Ansehen, die alte direkte und aktive persönliche Teilnahme am politischen Kampf ersetzt.

Damit ist wirklich das ganze politisch-kulturelle Bild des Vormärzes und



von '48 aufgelöst. Genau wie durch die Vielfalt der modernen Sozial- und Staatsfachwissenschaften wurde die gesamte alte Staats- oder Gesellschaftslehre aufgelöst.

Das Vertrauen in die gesamtprägende Kraft der liberalen Weltanschauung und der entsprechenden Konstitution für die ganze Gesellschaft wird (durch die Anerkennung der ungeheuren darin bestehenden Konflikte) vom abgetrennten und spezialistischen Vertrauen in die wissenschaftliche Diagnose, in die gelehrte Analyse, in die technische Lösung der Probleme ersetzt.

Das Merkwürdige und Entscheidende aber ist, daß diese neue Haltung politisch gefühlt und gelebt wird. Und zwar von den Protagonisten selbst, den deutschen Gelehrten und Professoren, wie auch von der Gesellschaft, innerhalb derer sie operierten, und vom Staat, in dessen Dienst sie nicht nur als Beamte standen.

Die Wissenschaft wird damit innere Struktur des politischen Systems. Sie spielt in ihm eine viel wichtigere Rolle, als die der einfachen technischen Lösungen von kollektiven Problemen.

Sie ist nicht nur (besser: noch nicht) eine prognostische Wissenschaft, außerhalb des Systems und über ihm. Sie arbeitet auf entscheidende Weise an den wichtigsten Funktionen mit, die die besondere Qualität des politischen Systems des zweiten Reiches bestimmen und die sich unter dem allgemeinen Integrationsbedarf zusammenfassen lassen.

Absolut kohärent ist auch die Weise, auf die sie in diesem »corporate system« operiert. Der bedeutendste Zug der wissenschaftlichen Entwicklung und der Organisation der Gelehrten in der Zeit war tatsächlich die Fachspezialisierung.

Wir haben bereits die Wichtigkeit der neuen Fachdisziplinen im Zusammenhang von Reformen und wissenschaftlicher Entwicklung gesehen. Dieser Trend läßt sich aus inneren Gründen des erkenntnistheoretischen Fortschritts innerhalb der verschiedenen Wissenschaften erklären. Man kann auch generell zu der Betrachtung gelangen, daß er ein Produkt des herrschenden Positivismus war, der seine Wirkung nicht nur zugunsten der Naturwissenschaften, sondern auch der Sozialwissenschaften erzeugte.

Dies genügt aber nicht. Die Zersplitterung der einheitlichen wissenschaftlichen Anschauung, die die politischen Professoren während des Vormärz und der Revolution 1848 betrieben hatten, muß auch äußere, verfassungsgeschichtliche Gründe haben.

Sie ist tatsächlich die Widerspiegelung des neuen Verhältnisses, das sich im Nachmärz zwischen Wissenschaft und Politik herausgebildet hat. Sie ist, sozusagen, die Widerspiegelung des neuen Liberalismus, der in realpolitischer Ansicht die äußere Reichsgründung akzeptiert und die innere Reichsgründung, auch durch die hervorragenden Mittel der Wissenschaft, verwirklicht hat.

Nur durch die Spezialisierung konnte man »objektiv« erforschen und »politisch« zusammenarbeiten. Innerhalb seines Fachgebiets war jeder Gelehrte frei und autonom. Darum brauchte man ein zusammenhaltendes System, das die einzelnen Leistungen der einzelnen freien Gelehrten politisch gelten lassen konnte. Dieses System war die deutsche Wissenschaft, schon bevor sie den Namen Althoff bekam.

Meine Meinung ist, daß die deutschen Professoren und Gelehrten des Kaiserreichs auch die besten Vertreter des entsprechenden Liberalismus waren. Sie machten Politik, indem sie Wissenschaft machten. Ihre Art, Politik zu machen, war, wissenschaftlich zu handeln. Und sie waren damit frei. Und konnten die Freiheit der Forschung, der Wissenschaft, der Bildung fordern.

Das hat - um einen letzten Namen zu zitieren - Hans von Triepel in seiner Berliner Rektoratsrede 1926 über »Staatsrecht und Politik« mißverstanden, wo er mit einer für diese Zeit charakteristischen Naivität die direkte Beziehung zwischen der Formalisierung der juristischen Methode und der Entpolitisierung des deutschen Staatsrechts erläuterte. Die Beziehung war weitaus subtiler und mediatisierter, aber die Perspektive Triepels war eine ganz andere als unsere heute, und wir brauchen sie nicht zu diskutieren.

Meine Überlegungen bezüglich des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Politik gelten eventuell nur für die begrenzte Phase, die ich zu Beginn meines Referats fixiert habe.

Voraussetzung dafür ist, meines Erachtens, die funktionierende Existenz einer »corporate« Gesellschaftsstruktur. Letztere bedarf ihrerseits der Existenz einer politischen Herrschaft mit großer Integrationsfähigkeit. Und gerade dies war, meiner Meinung nach, der wichtigste Anspruch, den das politische System Bismarcks als letzte geschichtlich bedeutende Variante des sogenannten monarchischen Prinzips ausdrücken konnte.

In jenem »corporate« Zusammenhang von Staat und Gesellschaft spielten die Wissenschaft als verfassungspolitische Struktur und die Professoren als soziale Körper ihre eigentliche Rolle, sowohl auf dertechnischen als auch auf der legitimatorischen Ebene, ohne einen direkten Anteil am Entscheidungsprozeß zu haben.

Letzterer lief anderswo ab. Die Gelehrten sollten es vorbereiten und auch rechtfertigen, aber sie hatten dafür keine Verantwortung. Die politische Stellung der Professoren war sozial und politisch anerkannt, aber sie war, gerade dadurch, eine Stellung ohne Verantwortung.

Die politische Entscheidung hatte zunehmende wissenschaftliche Basis gewonnen (um sich selbst der wachsenden Komplexität der sozialen Bedürfnisse anzupassen), aber die sich mit der Politik beschäftigende Wissenschaft (besser: Wissenschaften im Plural) hatte keinen Anspruch und keine Möglichkeit zur Entscheidung.

Ich kann ohne Zögern zugeben, daß diese Stellung eine zweideutige und widersprüchliche war. Wahrscheinlich entsprach sie einem rückständigen Entwicklungsstand der politischen und sozialen Verhältnisse; oder vielmehr jener historisch merkwürdigen Mischung aus Modernität und Rückständigkeit, die immer Hand in Hand ging mit dem alten Verdammnis Deutschlands, immer verspätet zu sein und immer mit übermäßiger Beschleunigung seine Verspätung überwinden zu wollen.

Wilhelm II. kann auch als Beweis der geschichtlichen Unmöglichkeit gelten, das monarchische Prinzip modernisieren zu können. Auf jeden Fall brachte das endgültige Scheitern des monarchischen Prinzips die Notwendigkeit mit sich, neue Zentren des Entscheidungsprozesses zu schaffen.

Die inzwischen, insbesondere in Deutschland, ungeheuer verbreitete soziale Anwesenheit der Wissenschaft zeigte in letzter Instanz seine Unfähigkeit, das Entscheidungsvakuum zu besetzen.

In den neuen Nachkriegsverhältnissen verloren die deutschen Gelehrten ihre politisch übergeschützte und subjektiv entpolitisierte Stellung im System und gewannen gleichzeitig jene politische Verantwortung zurück, deren Opfer ihre Versöhnung, wenn nicht Allianz, mit dem vorigen Régime ermöglicht hatte.

Diese Verantwortung konnten sie nicht ausüben. Im Durchschnitt waren sie (wie auch die meisten hohen Beamten, mit denen sie historisch stark verwandt waren) entscheidungsunfähig. Sie wurden alle, bewußt oder unbewußt, unpolitisch.

Die Aussage, daß die radikale Theoretisierung der Objektivität der wissenschaftlichen Forschung eine Antwort darauf war, ist natürlich zu einfach und dementsprechend falsch. Sie war aber *auch eine* Antwort.

Wie es gewissermaßen auch die entgegengesetzten Lösungen waren, die von Hans Kelsen und von Carl Schmitt innerhalb des öffentlichen Rechts und (in Bezug auf die Weimarer Verfassung!) durch die Verschärfung der formalistischen Position einerseits und der decisionistischen Position andererseits gegeben wurden.

Die Weimar-Professoren waren schließlich etwas anderes als die Bismarck-Professoren und die Professoren von '48. Herzmonarchisten und Vernunftrepublikaner zu sein, bedeutete vielleicht gerade dies. Das Schicksal der Weimarer Verfassung ist aber Beweis, daß Herz und Vernunft in der Politik nicht lange getrennt bleiben können.



Nicolaus Sombart

## Der Kaiser und seine Kritiker

Gedanken zur Problematik der Beurteilung Wilhelm I.\*

Joh. 11, 49-53

### I.

Es gibt keinen Herrscher der neueren Geschichte, der so streng beurteilt wurde und dem so viel Unrecht geschehen ist. Der letzte deutsche Historiker, der sich an eine Biographie des Kaisers herangewagt hat, Goetz, schrieb 1954: »Die bisherige Geschichtsschreibung über Persönlichkeit und Regierung Wilhelm II. befindet sich in einer überaus zwiespältigen Lage: wir sind von einer einheitlichen Beurteilung des Kaisers weit entfernt«. Und noch 1982 beklagt sich Sebastian Haffner darüber, daß es schwer sei, »dem Kaiser seinen historischen Rang zuzuweisen«.

Wir haben es offenbar mit einer doppelten Schwierigkeit zu tun: der Beurteilung der enigmatischen Persönlichkeit Wilhelms II. einerseits, der Beurteilung des Kaisers als historische Figur, im Kontext der deutschen Geschichte, andererseits.

Das Interesse an einer angemessenen Beurteilung des Kaisers geht weit über das Fachinteresse der Historiker hinaus. Es handelt sich immerhin um den Mann, der dreißig Jahre lang (1888-1918) an der Spitze des Deutschen Reiches gestanden hat. Die Epoche, die seinen Namen trägt, ist sicher die wichtigste der neueren deutschen Geschichte. In ihr ist das moderne Deutschland entstanden. Wir sind auch heute noch entscheidend von ihr geprägt. Die Weimarer Republik, das Dritte Reich, sind ohne Rückbezug auf das Wilhelminische Deutschland überhaupt nicht zu begreifen.

Tatsächlich ist das Problem der Beurteilung des Kaisers selber ein Teil der deutschen Geschichte. Sie hängt aufs engste mit der Vorstellung, die sich die aufeinanderfolgenden Generationen bis heute von ihr gemacht haben, zusammen.

\* Stark gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten im Wissenschaftskolleg zu Berlin, am 13. April 1983. Vergl. auch: Sombart, N., »Der letzte Kaiser war so, wie die Deutschen waren«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Januar 1979. Sombart, N., »Ich sage untergehen«, in *Merkur*, Juni 1980, S. 542-554. Kaiser Wilhelm II.: New Interpretations, edited by John C. G. Röhl and Nicolaus Sombart, Cambridge University Press, 1982.

Beide - diese neue, neueste deutsche Geschichte und die Geschichte der Beurteilung Wilhelms II. - nehmen ihren Ausgangspunkt in dem »act fondateur« unserer Geschichte, der Reichsgründung; und ihre absolute Referenz, der Fluchtpunkt jeder Perspektive, jedes Urteils, ist die Figur des Begründers des Zweiten Deutschen Reiches: Bismarck.

Um es gleich zu sagen: Man kann heute nicht, man konnte nie über den »historischen Rang Wilhelm II.« sprechen, ohne auch über die Bedeutung Bismarcks ein Urteil zu haben. Die Beurteilung Wilhelm II. steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage nach Sinn und Rechtfertigung der Bismarckschen Reichsgründung. Die Frage »War alles falsch?«, die mit Bezug auf den Kaiser immer wieder gestellt wird, hier ist sie am Platze.

Vom Anfang seiner Regierung an, sicher aber seit der Entlassung Bismarcks, ist der Kaiser ein Skandalon, »eine Anstoß erregende Sache«. Ein Jüngling übernimmt die Verantwortung für die Geschichte des eben gegründeten Reiches, das seit kaum zwanzig Jahren bestand. Seine erste große Tat: er liquidiert den Reichsgründer.

Der Kaiser erscheint sofort als ein »Phänomen«, ein Faszinosum. Das Phänomen ist ambivalent und spiegelt sich in der Ambivalenz der Urteile. Man ist begeistert und erschreckt. Hoffnungen werden geweckt und Ängste aktualisiert. Man glaubt, vor unerklärlichen Widersprüchen zu stehen. Zustimmung und Ablehnung sind in demselben Munde. Liegt diese Widersprüchlichkeit in der Komplexität des Phänomens - oder in der Perplexität der Beurteiler? Wollen sie ihn so, wie er ist, oder wollen sie ihn so nicht? Sehen sie ihn so, wie er ist, oder projizieren sie?

Es erweist sich, daß im Laufe der Jahre in der Beurteilung des Kaisers der Akzent immer stärker auf die negativen Aspekte des (ambivalenten) Phänomens gesetzt wird. Es entsteht ein ausgesprochener Anti-Kaiser-Effekt.

Nicht so sehr »im Volk«, das fasziniert ist, sondern in der politischen Klasse, die unmittelbar >betroffen< ist, in Parlament, Hof, Presse, Verwaltung - in der politisch interessierten Öffentlichkeit. »Kritik« am Kaiser ist Mode. Es ist eine Form von »Systemkritik«, die über die rein politische Opposition hinausgeht. In der Fixierung auf den Kaiser macht sich ohne jede politische Zielrichtung ein generelles Malaise Luft. Es scheint nicht mehr möglich, über den Kaiser ohne Gereiztheit, ohne eine gewisse Gehässigkeit zu sprechen.

Wir haben es offensichtlich im Verhältnis der »Elite« zu diesem Mann mit einer qualifizierten Beziehungsstörung zu tun. Welches sind ihre »Beurteilungskriterien«, welches ihre »Motive«, die bewußten und die unbewußten? Das zu erklären ist unsere Aufgabe.

Es bildet sich so etwas wie ein Kartell der Kaiserkritik, eine Gemeinschaft der »Unzufriedenen«. Ihr Credo läßt sich auf einen einfachen Nenner bringen: »Der Kaiser macht alles falsch«.

Die Kritik an seinem Regierungsstil, an seinem Auftreten, an seinen Charaktereigenschaften ist noch das Geringste: Er ist unstet, sprunghaft, er arbeitet nicht, er hört nicht auf seine Ratgeber, er respektiert nicht die verfassungsmäßigen Spielregeln, er ist unernt, ein Schauspieler: mit einem Wort, er ist unverantwortlich, wahrscheinlich geistig gar nicht zurechnungsfähig. Für den Historiker bedeutsamer sind die sogenannten »Kaisersünden«, die sich nach und nach zu einem Kanon verfestigen. Angefangen hat es mit dem Bestseller des Dr. Liman »Der Kaiser, ein Charakterbild Wilhelm II« (Erste Auflage 1904). Die Liste wurde Jahr für Jahr länger. Einer schrieb immer vom anderen ab und etwas dazu. Von einer Kaiserbeurteilung geht der Trend zu einer Kaiserverurteilung.

Es wird uns nicht schwerfallen, die wichtigsten Punkte der Liste ins Gedächtnis zu rufen. Die deutsch-nationale Geschichtsschreibung hat sie sich zu eigen gemacht. Mit dieser Kautio sind sie über die Geschichtsbücher in das allgemeine Geschichtsbewußtsein eingesickert und haben sich dort unauslöschlich eingefressen. Ich erinnere an die zehn wichtigsten:

1. die Entlassung Bismarcks (das ist das Schlimmste)
2. die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland
3. der Zick-Zack-Kurs
4. die Krüger-Depesche
5. die »Hunnen-Rede« (und Redenhalten überhaupt)
6. der Vertrag von Björkö
7. die Marokkopolitik
- B. das Daily-Telegraph-Interview
9. der Flottenbau und, last not least,
10. die Schuld am Ausbruch des Krieges.

Es ist hier nicht der Platz, sie eine nach der anderen zu analysieren, so reizvoll das wäre. Die ernsthafte historische Forschung hat inzwischen längst geklärt, daß all diese »Verbrechen« dem Kaiser keineswegs allein anzulasten sind, daß in den meisten Fällen der wahre Tatbestand ein völlig anderer ist als der, der zuungunsten des Kaisers kolportiert wird -, daß die Okkultierung des wahren Tatbestandes - im Fall der Krüger-Depesche zum Beispiel und der Daily-Telegraph-Affaire - bis zur notorischen Geschichtsfälschung geht -, man weiß vor allem auch und wußte es immer, daß alle sogenannten »Fehlleistungen« des Kaisers auch ganz anders, oft zu seinen Gunsten, interpretiert werden könnten. Das ändert nichts an der Situation.

Schaut man etwas näher hin, so muß man feststellen, daß, wenn sich seine Kritiker in dem einig zu sein scheinen, was sie ihm als »Fehler« zum Vorwurf machen, sie sich keineswegs darüber einig sind, was sie sich statt dessen gewünscht hätten. Die Diskrepanz ist hier grotesk, weil sie zwischen absoluten Extremen oszilliert und sich im Grunde aufhebt.

Seltsame Einmütigkeit besteht nur in dem einen Punkt: ihm à tout prix

ein Fehlverhalten nachzuweisen. Das verweist, will ich meinen, auf eine Beurteilungsstruktur, die sein Verhalten nicht aufgrund rationaler Erwägungen, sondern aus Gründen, die tiefer liegen, unter allen Umständen als »Fehlverhalten« wahrnehmen muß.

Jeder Versuch, den Kaiser positiv zu beurteilen, stößt bis heute noch auf einen harten, rational unerklärbaren Widerstand. Das gilt auch für jene Historiker, die das Monopol der Interpretation der deutschen Geschichte für sich in Anspruch nehmen. Wer für den Kaiser ist, disqualifiziert sich. Er ist von den Hohenzollern gekauft, ein Engländer oder ein Dilettant. Das ist nicht von ungefähr. Wir erkennen vielmehr in der Struktur dieser Abwehr drei Stereotypen der Kritik am Kaiser wieder, dem man vorwarf, zu sehr Dynast, zu sehr Engländer und nicht genug »Fachmann« zu sein. Die Struktur der Abwehr des Positiven ist mit der Struktur der Kritik deckungsgleich. Doch das nur nebenbei.

Zusammenfassend können wir sagen, daß sich, je mehr man sich mit dem Verhältnis Kaiser Wilhelms zu seinen Kritikern beschäftigt, der Eindruck verstärkt, hier handelt es sich um etwas ganz anderes als bloße »Kritik«.

Hier wird einem der Prozeß gemacht. Der Kaiser steht unter Anklage. Das Ziel des Prozesses aber ist nicht die Rechtsfindung, sondern seine Verurteilung.

Es geht auch gar nicht um die Person des Kaisers, obwohl man uns gerade das immer glauben machen möchte (und vielleicht selber glaubt). Es geht um die Rechtfertigung der Bismarckschen Reichsgründung. Um den Preis der historischen Wahrheit konstituiert und behauptet sich hier ein nationaler Mythos.

## II.

Das »Dossier der Anklage« wurde an dem Tage eröffnet, an dem Kaiser Wilhelm Bismarck, den Reichsgründer, entließ.

Der Hauptvorwurf, das ist die Pointe, der zentrale Punkt der Anklage, die gegen den Kaiser erhoben wird, ist dabei gar nicht einmal, daß er Bismarck entlassen hat, sondern daß er selber kein Bismarck ist. Beeilen wir uns zu sagen, daß es dabei gar nicht um den realen Bismarck geht, um die historische Figur, sondern um ein Ideal, einen fiktiven, einen mythischen Bismarck, der in den Köpfen des deutschen Reichsvolkes und seiner Führungsschicht als absolute Größe, als »Staatsmann« schlechthin, als derjenige, der immer richtig gehandelt hätte, sein unheimliches Wesen trieb. Auf die Frage, wie hätte der Kaiser denn eigentlich handeln sollen (da wo er angeblich falsch gehandelt hat), können wir darum, ohne die Gefahr zu irren, antwor-





Der Kaiser in Doom (Photo Harlingueviollet)

ten: wie Bismarck. Damit kommen wir zum zentralen Problem: Was hat es mit diesem mythischen Bismarck für eine Bewandnis? -

Ich will versuchen, es so zu definieren. Er war die ins Positive verkehrte Projektion der Ängste um die Überlebenschancen des Reiches. Er war für alle die, die in wachsendem Maße das Gefühl haben mußten, daß dieses

Reich, so wie es Bismarck gegründet hatte, nicht von Dauer sein konnte, daß es seit seiner Begründung zum Untergang bestimmt war, die kompensatorische Beschwichtigung, an der alle Hoffnungen festgemacht werden konnten, daß es doch gehen würde - unter der einen Voraussetzung allerdings, daß die übernatürlichen Fähigkeiten des nationalen Heros, der das Reich zu schaffen verstanden hatte, auch weiterhin sein Fortbestehen garantieren würde. Eine phantastische Hypothese!

Man erinnert sich: die preußische Militärmonarchie hatte das Reich in drei Raubzügen auf dem Schlachtfeld gegründet, den großen liberalen Nationalgedanken konfisziert und in einem kleindeutschen nationalen »Machtstaat« eine Herrschaft etabliert, die auf Repression nach innen und auf Drohung nach außen basierte. Zwanzig Jahre Bismarckscher Reichspolitik hatten den Beweis erbracht, daß dies Gebilde aus dem Zustand inneren und äußeren Bedrohtseins nie herauskommen würde. Das Gefühl dafür war für die Befindlichkeit der wilhelminischen Führungsschicht konstitutiv.

Das Paradoxe ist nun, daß gerade das Scheitern des späten Bismarck vor der Aufgabe, das Reich zu konsolidieren, zur Voraussetzung wurde für die Notwendigkeit der Entstehung eines »Bismarck-Mythos«.

Die Entstehungsbedingungen des Reiches wurden zu den Bedingungen der Möglichkeit seines Weiterbestandes verabsolutiert. Als Gewaltstaat gegründet (das war Bismarcks historische Leistung), sollte es, konnte es nur als »Gewaltstaat« weiterexistieren (Repression nach innen, Drohverhalten nach außen). Er - ich spreche jetzt von dem mythischen Bismarck - wurde zum Symbol, zum Garanten für die Perpetuierung der machtstaatlichen Gewaltsamkeit. Ihm fiel die doppelte Funktion zu: die (problematische) Reichsgründung zu legitimieren und die Bedingungen seines (prekären) Überlebens zu sanktionieren.

Die Option für die Gewalt führte zu einer Doktrin (richtigen) politischen Handelns, zur deutschen Vorstellung davon, was »Politik« sei (»Machtpolitik«), die sich mit einem spezifisch deutschen Verständnis von Geschichte unlöslich verknüpfte. Das war die »Vision der deutschen Staatsraison« (Stürmer), zu der auch ein Bild vom (immer richtig handelnden) »Politiker« gehörte. Der mythische Reichsgründer wurde so auch zum Paradigma des »absoluten Politikers«.

Hier stoßen wir auf den harten Kern der Kaiserschelte, auf die letzte Begründung aller Argumente, die bewußt oder unbewußt, jeweils hinter den situationsbedingten Argumenten stehen, die gegen Wilhelm II. ins Treffen geführt werden: Sie sollen den Menschen, die Persönlichkeit, den Charakter treffen; aber es geht um den ersten Repräsentanten des »Reiches«, in dessen Händen jetzt die Verantwortung für das nationale Schicksal liegt, um den Staatschef. Und da zeigt sich: er war (oder ist) kein Politiker, kein Staatsmann in jenem spezifisch Bismarckschen Sinne. Was war er aber

dann? Das Schlimmste, was man sein kann an der Stelle, wo ein »Politiker« hingehört: er war »Idealist«, oder, was noch schlimmer ist, ein »Romantiker«. Als beides wurde der Kaiser teils ironisch, teils aggressiv immer wieder apostrophiert.

Aber das ist noch nicht alles! Dahinter zeichnet sich, für die Kaiserkritik ausschlaggebend, eine andere Abweichung von der Idealvorstellung des »richtigen Politikers« ab: der Kaiser war kein Mann, d. h. kein »richtiger« Mann nach preußisch-deutschen Vorstellungen, ein Mann »harten Willens« (Reventlov), wie ein »Politiker« es sein muß, keine »Kämpfernatur«. Er war nicht entschlossen, nicht brutal genug, »ihm fehlte die Tatkraft, sich durchzusetzen« (Goetz). Mit anderen Worten: er war zu weich, zu weibisch.

Der wichtigste Beweis dafür? Sie dürfen dreimal raten: Seine Friedensliebe! »Guillaume, le pacifique« war das größte Schimpfwort, das ihm ein Harden entgegenschleudem konnte.

So war das negative Bild des Kaisers die Kehrseite der »positiven« - im Bismarck-Mythos sakralisierten - Vorstellungen der deutschen Führungsschicht von den Bedingungen der Möglichkeit, das »Reich« zu retten. Sie dachte nicht in den Kategorien des Friedens, sondern in denen der Gewalt - des Krieges und des Bürgerkrieges.

Das war das Gesetz, nach dem diese »Männer« angetreten waren, die Konsequenz der »verinnerlichten« Gewaltstruktur, die nicht nur das »Reich«, sondern ihre Persönlichkeit strukturierte. »Jede Gesellschaftsordnung schafft sich diejenigen Charaktere, die sie zu ihrem Bestand benötigt« (W Reich).

Wir wissen aber: ihre Vorstellungen von »Politik« waren nicht das Produkt ihrer Stärke, sondern ihrer Angst - der Angst und Schwäche, die sie sich auf keinen Fall eingestehen durften und in der Figur des Kaisers durch üble Nachrede pönalisierten.

Fassen wir zusammen: die Kaiserkritik ist eine Funktion der »Bismarck«-Idolisierung. Je größer Bismarck, umso kleiner der Kaiser.

Die Anklage, die gegen ihn erhoben wurde, lautete: nicht systemkonform im Sinne des Politikverständnisses des »Machtstaates« zu handeln. Das konnte auf keinen Fall toleriert werden.

Die Anklage organisierte sich zur Verfolgung.

Meine erste These lautet: Nur von der inneren Struktur des Bismarckschen Gewaltstaates her kann man den Zugang zum »Rätsel« Wilhelm II. finden, der schließlich sein symbolisches Opfer geworden ist. Ich will versuchen, die Beziehungsstruktur des Kaisers und seiner Kritiker in diese Gewaltstaatsproblematik einzubetten.

Dazu bedarf es einiger Vorbemerkungen zum Thema der Gewalt:

Den Funktionsmodus des »Reichs« hat Max Weber, der Soziologe des Wilhelminismus, in seiner berühmten und berüchtigten Definition des Staates auf den Begriff gebracht: »Der Staat«, sagt er - wir kennen den Satz alle auswendig, sooft haben wir ihn ad nauseam gehört - »ist derjenige Verband, der das Monopol legitimer Gewalt-samkeit in Anspruch nimmt - anders ist er nicht zu definieren«. Und weiter: »Der Appell an die nackte Gewaltsamkeit der Zwangsmittel, nach außen nicht nur, sondern auch nach innen, ist jedem politischen Verband schlechthin wesentlich. Vielmehr: er ist das, was ihn für unsere politische Terminologie zum politischen Verband erst macht.« Lassen wir getrost dahingestellt, inwieweit diese Aussage (deren verbale Gewaltsamkeit in die Augen springt) in ihrer Verallgemeinerung (»jeder politische Verband«) tatsächlich Anspruch auf Gültigkeit erheben kann. Fest steht, daß er für das von Bismarck erschaffene Reich gilt, daß er die exakte Beschreibung der Zustände ist, die Max Weber am eigenen Leibe zu spüren bekommen hat.

So können wir auch, in ihrer Anwendung auf das Wilhelminische Deutschland, die Konsequenzen akzeptieren, die Max Weber aus seiner Theorie zieht: »Gewalt und Bedrohung mit Gewalt gebiert ... nach einem unentrinnbaren Pragma allen Handelns unvermeidlich stets erneute Gewaltsamkeit«. Dieses »Pragma der Gewalt-samkeit« ist die »wissenschaftliche« Kehrseite der Bismarck-Verherrlichung.

Die Frage, die sich nun unausweichlich stellt, ist natürlich die: wie reagieren die Objekte der Herrschaft (der nackten Gewaltsamkeit der Zwangsmittel)? Wo bleibt die dem »Gewaltpragma« zufolge unausbleibliche Gegenreaktion, die von der Gewaltausübung ausgelöste Gewalt? Wie wird die Gewalt erlebt, erfahren, psychisch verarbeitet? Daraufbleibt uns die Webersche Soziologie die Antwort schuldig.

Die Antwort werden wir auch nicht in Berlin finden, im Zentrum der harten Militärmonarchie des Wilhelminischen Reiches, sondern in der weichen, dekadenten Atmosphäre »Kakanien«. Sie kommt nicht von einem preußischen Ordinarius, sondern von dem Angehörigen einer unterdrückten Minderheit, einem Wiener Juden, dem Erfinder der Psychoanalyse.

Während die Max Webersche »Gewalttheorie« auf der »Identifikation mit dem Aggressor« beruht, entsteht die Psychoanalyse als Theorie der subversiven Entlarvung der gesellschaftlich-kulturellen Gewaltstrukturen aufgrund der »Identifikation mit den Opfern«. Die eine verabsolutiert die bewußte Seite der Beziehungen, die andere entdeckt ihre Folgeerscheinungen im Unbewußten. Das ist wichtig. Das ist der entscheidende Unterschied, auf den es uns hier ankommen muß.

Ein wesentlicher Teil der durch Herrschaft aktualisierten Gewalterfahrung, der Reaktionen und Gegenreaktionen, wird nämlich unter den gesellschaftlichen Zwängen in das Unbewußte abgedrängt, verliert aber im Status der Unbewußtheit nichts von seiner intra-psychischen und inter-personellen Dynamik, im Gegenteil: die dort aufgestauten Kräfte determinieren auf eine, man könnte sagen hinterlistige Weise die bewußt erlebten Interaktionsformen.

Die Theorie der »Macht« eines Max Weber weiß nichts davon, weil sie nichts von den Leiden der »Ohnmächtigen« weiß, obwohl sie selbst ein Produkt der Ohnmacht ist. Die Psychoanalyse hingegen thematisiert diese Ohnmacht - ihr originellster Beitrag zum Instrumentarium der Hermeneutik ist die »Empathie«. Nur mit ihrer Hilfe

wird die eigene Ohnmacht erträglich, weil transparent - aber es kommt auch etwas anderes in den Blick, was Weber auch nicht kennt: die »Ohnmacht der Mächtigen«.

Warum erzähle ich Ihnen das alles, das Sie viel besser kennen als ich? Weil beides: die Unterscheidung von bewußt/unbewußt und die Dialektik von Macht und Ohnmacht für unsere weiteren Überlegungen wichtig ist.

Welches ist also die Lage? Wir befinden uns in diesem Zweiten Deutschen Reich, in einer Monarchie, die sich staats- und verfassungsrechtlich nur schwer definieren läßt, das braucht uns aber hier nicht zu bekümmern. Wichtig ist, es gilt unangefochten das monarchische Prinzip, das die staatliche Organisation, die Entscheidungsmechanismen, die sozialen Beziehungen, ja die Produktionsverhältnisse strukturiert. Seine Bejahung ist die Basis des offiziellen (bewußten) Konsensus, seine Internalisierung das eigentliche Ziel der primären und sekundären Sozialisation. Gleichzeitig ist dieser Staat, diese Herrschaftsform im Zeitalter wachsender Demokratisierung, der Anerkennung des autonomen Subjekts, der bürgerlichen Exaltierung des Individuums ihrem Wesen nach ein bizarrer »Anachronismus«.

Die bloße Existenz eines Kaisers, einer »Allerhöchsten Person« als höchstem Repräsentanten der Herrschaft (und der damit verbundenen Gewaltstruktur) verletzt das Selbstwertgefühl aller anderen Individuen. Als »Untertanen« erleben sie den Druck der herrschaftlichen Gewaltordnung als narzißtische Kränkung.

Dazu sofort eine Äußerung von Maximilian Harden, dem prominentesten der Kaiserkritiker, ein »Schlüsselsatz«: »Betont der Monarch das souveräne Ich, so erheben sich Millionen von Einzelegoismen, die sonst durch den Gedanken gebändigt werden, daß wir alle dienen« (Zukunft, 81.1908, geschrieben zwischen Eulenburg- und Daily-Telegraph-Affaire). Harden nimmt da einen Satz von Liman auf, der schon 1904 geschrieben hatte: »Je schärfer sich die Individualität des Monarchen in das Tageslicht stellt, umso schärfer wird auch der Kritizismus unserer Zeit einsetzen. Jedem »Ich« stellt sich mit dem Anspruch aufgleiche Bewertung das andere Ich, jeder Forderung die entgegengesetzte Forderung entgegen, und die absolutistische Neigung beschleunigt und befördert die Demokratisierung« (Liman, 47,13 /14).

(Mit der Demokratisierung, von der Liman spricht, ist es leider nicht weit her. Diejenigen, die klar und eindeutig aus einer antimonarchistischen Oppositionsstellung argumentieren, sind eine verschwindende Minderheit, die wir hier vergessen können.)

Wie also reagiert das gekränkte, gedemütigte »Untertanen-Ich«? Es empört sich und will die Ursache seiner Unterdrückung, die es als unerträgliche Zumutung, als Aggression empfindet, am liebsten beseitigen. (Max Weber: »Ich würde den Kaiser erwürgen, wenn man mich nur an ihn heran-

ließe«/1917). Das ist ihm aber durch die staatliche Organisation und die gesellschaftlich/ gesetzlichen Normen verboten, ein Verbot, das er verinnerlicht hat.

Die zur monarchistischen Loyalität rationalisierte »Identifikation« mit dem Gewaltherrschaftsprinzip ist die Regel, die Norm, das »Normale«. Darauf beruht das Funktionieren des »monarchischen Prinzips«. Man wagt die Abschaffung der »Allerhöchsten Person« nicht nur nicht zu fordern, man ist überhaupt nicht imstande, sie zu denken.

Der »republikanische Tötungswunsch« - die Gewaltreaktion auf die Gewalt - wird also nicht thematisiert, sondern (wie der gegen den Vater) verdrängt. Der Monarch (Gewalthaber) wird im Über-Ich auch zu einer unantastbaren inneren Instanz.

Ein Teil des »Aggressionspotentials« fließt sogar in das Über-Ich ein, das es gegen das eigene Ich verwendet, um ihm dabei zu helfen, die internalisierten gesellschaftlichen Normen aufrecht zu erhalten. Dazu gehört die Abschirmung gegen den Druck der »Tötungswünsche« aus dem Unbewußten, die Erzeugung von Schuld- und Angstgefühlen bei innerer und äußerer »Grenzüberschreitung«, aber auch der Gratifikationsbonus bei gelungener Einpassung in das (Gewalt-)System.

Ein anderer Teil des unbewußt gemachten, verdrängten psychischen Gewaltpotentials wird in das Funktionieren der Institutionen geleitet, anders wäre die Aufrechterhaltung ihrer autoritären Strukturen - Militär, Verwaltung, aber auch im Wissenschaftsbetrieb (die wissenschaftliche Theoriebildung inbegriffen) - gar nicht möglich.

Damit ist aber das Potential der Aggressionen gegen den Aggressor noch keineswegs aus der Welt geschafft! Es staut sich vielmehr ein psychisches Gewaltreservoir in der unbewußten Sphäre der gesellschaftlichen Beziehungen an. Von ihm wird die **Beziehungsstruktur** des Kaisers und seiner Kritiker wesentlich geprägt. Das ist meine zweite These!

Man ist »Monarchist« - bis in die Knochen - aber man leidet unter den Verhältnissen und fixiert seinen Unmut auf ihren höchsten Repräsentanten. Man »meckert« am Kaiser herum, man ist hämisch, mißgünstig. Man will ihn anders als er ist, man sieht ihn anders als er ist. Man »nörgelt«, man »sieht schwarz«. Man weiß es besser als er, man karikiert ihn. Man phantasiert. Kurz: man »beurteilt« ihn so ungünstig, weil man so unglücklich ist.

In einem Staat ohne institutionalisierte »politische« Opposition mit der Möglichkeit direkter Einflußnahme auf die Entscheidungsmechanismen, ist die einzige Möglichkeit der Verwertung des Potentials verdrängter Gegenreaktion gegen Gewalt nach außen das (gesellschaftlich erlaubte) Ausweichen in die verbale, parapolitische, literarische »Kritik« (oder in die Kunst). Das erklärt weitgehend das erstaunliche Phänomen, daß sich die eigentlich bedeutenden kreativen Leistungen des Wilhelminischen

Deutschland in einer von der herrschenden Schicht durch einen fast unüberbrückbaren Abgrund getrennten Gegenkultur entwickelt haben, die sich dann auch »bewußt« in ihrem polemischen Affekt als Zerstörungs- oder zumindest Störungsaktion auf den Gewaltstaat verstanden. Hier ist viel des »unbewußt Gemachten« sichtbar geworden! Die erste, harmlose Stufe der »Kaiserkritik« spielt sich auf dieser Ebene ab. Dazu gehört z. B. ein Phänomen wie der »Simplicissimus«. Ohne jedes politische Konzept, bringt er eine gewisse »Stimmung« des Unbehagens an den Verhältnissen zum Ausdruck.

Zusammenfassend also können wir sagen, die Beziehung »Kaiser und seine Kritiker« ist so strukturiert, daß das, was auf der Ebene der Bewußtheit sich abspielt, durch das beeinträchtigt wird, was aus der Sphäre der uneingestandenen Regungen in sie hineinfunkt. Die Beziehung bekommt dadurch etwas Irrationales. Das »Urteil« ist nie objektiv, kann nie »objektiv« sein. Immer herrscht ein »préjugé-défavorable«. Man ist dem Kaiser gegenüber intolerant.

Das meinte der Historiker Oncken, als er feststellte: »Ein Geschlecht, das das königliche Recht der Individualität so hoch stellt wie nie zuvor, wollte diesem einen gegenüber nicht tolerant sein. Es fühlt sich häufig herausgefordert und so häufig mit Recht herausgefordert, daß es fast verlernte, auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist« (Hermann Oncken, *Der Kaiser und die Nation*, 1913).

Doch alle diese »Kritikaster« - Publizisten, Professoren, Politikaster, die am Kaiser herumörgelten, standen dem Kaiser räumlich und gesellschaftlich fern. Sie nahmen ihn, je nach ihrem sozialen Standort, nur in seinen öffentlichen »Rollen« wahr (ohne sich natürlich klar darüber zu sein, daß sie immer nur die ihnen zugewandte Seite, also nur einen Aspekt des Phänomens wahrnehmen konnten, den sie gleichwohl für das Ganze nahmen).

## N

Die für uns interessante Gruppe der Kaiserkritiker rekrutierte sich nicht aus denen, die phantasierten, selber Kaiser oder seine »Ratgeber« zu sein, sondern aus denen, die effektiv oder potentiell seine »Ratgeber« waren. Die unerbittlichsten Kritiker des Kaisers waren die Männer seiner nächsten Umgebung.

Sie schrieben keine Bücher, Pamphlete oder Artikel, sie entwickelten auch keine »wissenschaftlichen« Theorien. Sie schrieben sich, untereinander, vertrauliche Briefe, Tagebücher und Memoiren. Die Allerschlimmsten aber waren die, die überhaupt nicht schrieben.

Nicht auf der Ebene der Argumente (der »Theorien«) war die Verfolgung am perniziösesten, sondern auf der des »acting-out«.

Diese »Kritiker« gehörten der höchsten Führungsschicht des Reiches an. Sie sind mit seinen Institutionen voll identifiziert. Sie stehen auf der Seite des Machthabers und partizipieren an der Gewaltausübung, sie gehören zu den privilegierten Nutznießern des (Gewalt)systems. Aber auch sie sind »Ichs«, die sich »mit dem Anspruch auf gleiche Bewertung« dem »Allerhöchsten Ich« des Souveräns »entgegenstellen« (Liman). Die »absolutistische Neigung« beschleunigt und fördert bei ihnen natürlich nicht die »Demokratisierung«. Die Konfrontation sekretiert vielmehr eine ganz eigentümliche Form von Duplizität der Verhaltensweisen, die an Schizophrenie grenzt, und der man überhaupt nicht mehr handlungstheoretisch, sondern nur noch psycho-analytisch beikommen kann.

Die institutionell abgesicherte »Identifikation mit dem Aggressor«, die zum traditionellen Habitus jeder monarchisch-aristokratischen Herrschaftsform gehört, reicht selbst hier nicht aus, um die durch die »Entmachtung« erzeugten Gegenaggressionen voll zu resorbieren. Ein unbewältigter Rest wird auch hier ins Unbewußte abgedrängt. Und der durch die Verdrängungsleistung ausgelöste Leidensdruck wird dadurch nur größer, daß das Verbot, seine Ursache zu identifizieren, hier quasi absolut ist. Die Beziehungsstruktur zwischen »Kaiser« und »Kritiker« entwickelt auf diesem Niveau ihre eigenen Modalitäten.

Auf der einen Seite finden wir »strikte Loyalität« bis hin zur Überloyalität, die Ergebenheitsbekundung bis zur Unterwürfigkeit, die Respektierung von Protokoll und Zeremonial bis zum Byzantinismus; gleichzeitig - auf der Rückseite davon - Techniken der Hintergehung, die nicht dadurch weniger perfide sind, daß sie unbewußt bleiben. Immer handelt es sich um Handlungen und Reden, die von dem unbewußt gemachten, verdrängten, psychischen Aggressionspotential, der von der Gewalt erzeugten, nicht verarbeiteten Gegengewalt, in einer Weise eingefärbt, modifiziert, ferngesteuert werden, die dem bewußten Tun konträr ist.

Hinter dem Funktionsmodus der Institutionen, hinter der Fassade des Protokolls, hinter den Normen des korrekten Handelns schwelte ein Malaise an der Situation - der eigenen und der »kollektiven«, führungsschichtspezifischen - die aber niemals auf ihre wirklichen Ursachen hin reflektiert wird - und werden kann. Gelegentlich macht sie sich in Stoßseufzern Luft, Blasen, die aus der Tiefe aufsteigen. So wenn der Staatssekretär Tschirschky 1906 ausruft: »Er (der Kaiser) ist das uns auferlegte Kreuz«, oder ein Flügeladjutant unwirsch bemerkt: »Wir leiden eben alle am Kaiser, er hat uns alle entmannt«, (von den Haßinvektiven Holsteins ganz zu schweigen).

Das sind Indikatoren des psychischen Klimas, das in der deutschen Führungsschicht herrschte. In diesem absonderlichen Klima entstehen - man wird sich nicht wundem - die absonderlichsten Verhaltensweisen.

Dazu gehört die Mystifikation. So, um ein Beispiel zu geben, die »Kotze-



Affaire«, in der die Hofgesellschaft, inklusive der Kaiserin und des Kaisers, mit anonymen pornographischen Briefen unter Druck gesetzt wurde. In denselben Zusammenhang gehört aber auch die intrigante Komplizität höchster Würdenträger des Reiches in der »Kladderadatsch-Affaire« und beim »Eulenburg-Skandal«. Von der Beteiligung der nächsten Vertrauten des Kaisers, in erster Linie Billows, bei der Daily-Telegraph-Affaire ganz zu schweigen.

Eine andere Form des gestörten Verhaltens ist der »Übereifer«, die »Überzärtlichkeit« (die der Analytiker kennt) als eine Art der Kompensation der Schuldgefühle, die aus dem Andrängen der Vernichtungswünsche resultiert, aber in einem Exzeß von Umsorgung der »Allerhöchsten Person« unbewußt seine Entmachtung betreibt.

Das erstaunlichste Dokument in dieser Hinsicht ist der Brief, den Graf Eulenburg auf einer Parkbank in Frankfurt/Main dem als Staatssekretär nach Berlin berufenen Bernhard von Bülow überreicht hat. In der Sprache höchster Devotion und Ergebenheit (»Unser lieber Kaiser, mit dem wir es so gut meinen«) wird ein minutiöser Plan entworfen, den Monarchen zu »entmündigen«. Diese Entmündigung wird (zur »Stärkung und Rettung der Monarchie« - versteht sich) zu einem Regierungsprogramm stilisiert.

Wieder anders liegt eine Attitüde, für die Holstein das beste Beispiel ist: die Verweigerung. »Il boude« - er geht nicht zu Hofe - von einer Position partiellen Machtbesitzes aus organisiert er unter der Maske höchster Loyalität zwanzig Jahre lang ein System der Durchkreuzung der kaiserlichen Absichten, - der »Informationssperre«, der Irreführung, der Insubordination. Nach seiner Entlassung grenzt sein Verhalten an Hochverrat.

Ein weiteres besonders interessantes, weil immer wieder diskutiertes Verhaltensmuster in der Beziehungsstruktur »Kaiser und seine Kritiker« auf höchster Ebene ist der Umgang mit den Informationen und gegebenfalls der als Informationsinput in den Entscheidungsmechanismus zu bewertenden eigenen Meinungsäußerung. Das vollzieht sich auf der Ebene der »Rationalisierung«, nach dem Motto: »Der Kaiser verträgt die Wahrheit nicht«, oder »Der Kaiser will keine andere Meinung hören als seine eigene«. Darüber gibt es eine ganze Literatur: ob nämlich der Kaiser, ja oder nein, für andere Meinungen und Informationen, von denen man vermuten konnte, daß sie ihm irgendwie unangenehm waren, zugänglich war. Die Forschung läßt keinen Zweifel darüber, daß er nicht nur offen für Meinungen und Informationen, sondern geradezu begierig danach war. Die »Kritiker« bestreiten das. Wenn man das näher untersucht, stellt sich heraus, daß sie sich mit ihrer Behauptung - die sie weitgehend zu einer Überzeugung internalisiert hatten (bewußt glaubten sie es), der Kaiser sei für die Wahrheit unzugänglich - ein Informationsmonopol sicherten, das sie mit dem unbewußten Ziel der Entmachtung des Kaisers ausübten. Das ging vom Fern-

halten unliebsamer Informanten (Ballin!) über das Vorenthalten von Nachrichten (darin hat Holstein Unglaubliches geleistet) bis zur glatten Falschmeldung und Lüge (dazu gehören die Ereignisse vom November 1918).

Erwähnen wir schließlich, als letztes, eine ganz subtile Form des Umgangs mit dem Kaiser, in der der unbewußte Wunsch, ihn zu beseitigen, in der Sorge um sein Leben zum Ausdruck kommt. Das Dauergemunkel um seinen Gesundheitszustand, sein Ohrenleiden, seine (seltenen) Schwächeanfälle; gewisse Irritationen, ein dem diensttuenden Hofbeamten oder Flügeladjutanten nicht einsichtiges Verhalten - war der Kaiser am Ende geisteskrank? Dann mußte er abgesetzt oder mindestens in Urlaub geschickt werden. Nur im Schutz dieser »Sorge« um die »Allerhöchste Gesundheit«, hat sich das Denken dieser Herren bis zu dem hochverräterischen Gedanken einer Liquidation des Gewaltherrn vorgewagt.

Das mindeste, was man sagen kann: Das Verhalten dieser Führungsschicht zum Kaiser war äußerst sonderbar! Er wird als der lebenswürdige, genialische, aber fürs Regieren untaugliche »Prinz« behandelt, den man ständig vor dem Kontakt mit der rauhen Wirklichkeit schützen muß. Aber dieses Schützen läuft darauf hinaus, ihn aktionsunfähig zu machen, was umso schwerer fällt, als er ausgesprochen aktionslustig war. Es entwickelte sich daraus ein seltsames Spiel, an dem sich alle beteiligten: ihn daran zu hindern, das zu tun, was er für richtig hielt, und ihn zu zwingen, etwas zu tun, was er nicht wollte.

Im Zusammenhang mit unserem Thema, der »Kaiserkritik«, ist nun noch besonders wichtig die Rolle, die in diesem sinistren »Spiel« der Indiskretion zufällt: suffisant, arrogant, malveillant wird der Unmut, der sich offiziell nicht äußern kann, abgelassen in vertraulichen, geheimen Informationen, Anekdoten, die nur halb wahr sind, oft reine Erfindungen, die auf Projektionen beruhen (man kennt die Psychoanalyse des Klatsches). Ebensoviele unbewußte, oft mikroskopische Racheakte.

Aber: das Kaiserbild der Öffentlichkeit wurde systematisch vergiftet durch die gezielten Indiskretionen aus seiner nächsten Umgebung! Von ihnen lebten die Publizisten, Professoren und Politiker, die darauf ihre Kaiserkritik gründeten. Das lief zum Teil sogar ganz offiziell über das Pressebüro des Reichskanzleramtes oder des A.A..

## V.

Es ist klar, und das ist meine dritte These, daß ein einzelner, wer auch immer er sei, der im Zentrum eines solchen Feldes kollektiver »Verfolgung« steht, davon affiziert wird. Hier stoßen wir auf das Problem der Ohnmacht des

Mächtigen. Selten hat ein Souverän so unerbittlich die seiner Position inhärente Ohnmacht erfahren müssen. Selten hat einer so sehr gegen seine eigene Natur, seine eigenen Vorlieben, sein eigenes Wollen das Amt ausüben müssen, das ihm jeder neidete.

Diesem hochdifferenzierten, hochsensiblen Fürsten war die unlösbare Aufgabe zugefallen, Kaiser dieses im Grunde schon bankrotten deutschen Reiches zu sein, »Kaiser« gleichwohl einer sich in voller Expansion befindlichen, modernen Industrienation, die zu völlig neuen Formen der gesellschaftlichen und politischen Organisation strebte und streben mußte (»Demokratisierung«). Das ist kein Gegensatz, sondern der fundamentale Widerspruch dieses anachronistischen >Gewaltstaates<. Der Kaiser hat sich von seiner Rolle eine ganz klare, von seinem Standpunkt aus durchaus kohärente Vorstellung gemacht. Er hat diese Rolle mit höchstem Mut und größtem Pflichtbewußtsein unter vollem Einsatz seiner Person zu spielen versucht. Was auch immer er tat, die der Reichsgründung inhärenten Antinomien, man sagt besser Aporien, konnten eine befriedigende Lösung nicht finden.

Des Kaisers Irrtum war es zu glauben, er könne das Unmögliche möglich machen - den Bankrott Bismarcks überspielen, das Reich zu Glanz und Größe führen. Es konnte nicht gelingen. Seine Unsicherheit war kein Charakterzug, vielmehr das Ergebnis der permanenten Verunsicherung, der er ausgesetzt war, letzten Endes der Reflex der konstitutiven Unsicherheit des Staatsgebildes, an dessen Spitze er stand. Keiner hat, wie er, erfahren müssen, daß die Wahrheit der souveränen Entscheidung die Unmöglichkeit ist, die Entscheidung zu fällen.

Kann es also wundernehmen, daß diese »Allerhöchste Person« unter dem Druck der an ihn gestellten Ansprüche und in dem Wunsche, es allen recht zu machen, zum Erfüllungsgehilfen seiner »Kritiker«, d. h. derer wird, die, von ihren unbewußten Wünschen geleitet, eigentlich nur seine »Entmachtung« anstreben? Das ist ein unausbleiblicher mimetischer Vorgang, das Produkt einer Osmose des »Opfers« mit seinen »Verfolgern« - eine >Identifikation mit dem Aggressors im umgekehrten Sinne. Zu den grausamsten Aspekten des Fürstendaseins gehört ja, nicht eine Minute allein gelassen zu werden.

Diese »Anpassung«, die schließlich zur unfreiwilligen Komplizität wird, erfolgt auf vielfältige Weise. Einerseits bläht sich, in der absolut singulären Position, die es einnimmt - angesichts der zur Schau getragenen Unterwürfigkeit - das eigene narzißtische >Ich< auf. Es sahnit gewissermaßen die Allmachts- und Omnipotenzgefühle, die die anderen sich versagen müssen und auf den Souverän übertragen, - projizieren - ab. Seine Größen- und Allmachtsprojektionen stehen stellvertretend für die aller anderen. Dadurch wird er zum echten »Repräsentanten«. Denken wir nur an die Rottenphantasien und die Träume von einer deutschen Weltmachtstellung ...

Das »Kaisersein« wird schließlich selbst ein vom kollektiven Wunschenken getragener Phantasmus, und der Funktionsträger und das Zeremoniell, mit dem er sich umgibt, zu einer Maschinerie, um ihn zu reproduzieren.

Dieser Modus seines Funktionierens als »repräsentative Person« aber ist eine Form der Selbstentfremdung. In dem Maße, in dem er diese Funktion ausübt, ist er nicht mehr er selbst. Es entsteht bei ihm jene »Einsichtslosigkeit der Herrschenden«, »ihre Unfähigkeit, gesellschaftliche Prozesse adäquat zu beurteilen«, die ein Aspekt der »Ohnmacht der Mächtigen« ist.

Der andere entgegengesetzte Modus der »Anpassung« liegt darin, daß die »Allerhöchste Person« durch die »unbewußten Aggressionen«, mit denen sein Unbewußtes auch kommuniziert, sich immer wieder in eine von ihm nicht gewollte Richtung drängen läßt.

Indem er »bona fide« diesen und jenen Rat befolgt, der ihn befähigen soll, seine »Macht« auszuüben, ist er auch immer dem Wunsch preisgegeben, der unbewußt seine »Entmachtung« ansteuert. Willig, korrekt zu handeln, trifft er dann jene Entscheidungen, die immer nur das »Bastardprodukt« von dem sind, was bewußt von ihm gefordert und unbewußt herbeigesehnt, gleichzeitig aber auch befürchtet wird. Das aber ist in diesem Reich die am Bismarck-Mythos festgemachte Hoffnung, die Katastrophe zu verhindern, von der man weiß, daß sie unausweichlich ist. In dem Versuch, dem Kaiser ihr >Gewalt<rezept zu oktroyieren, machen sie ihn unbewußt zur Projektfigur ihrer Ängste. So produzieren sie die >Fehlleistungen, die sie kritisieren, ständig selbst.

Sie sprechen von »Zick-Zack-Kurs« und alterieren sich über die verhängnisvollen Auswirkungen des »persönlichen Regiments«. Dabei ist ihr Wirken die eigentliche Voraussetzung für deren Zustandekommen.

Die sogenannten Fehlleistungen des Kaisers reflektieren also keineswegs seine eigenen intra-psychischen Störungen, sondern sind der getreue Ausdruck der Störungen der inter-personellen Beziehungstruktur, die ihn zum Erfüllungsgehilfen seiner Umgebung macht. Indem er das tut, was man bewußt/unbewußt wünscht, daß er es tut oder nicht tut, geht er immer schon in die Falle. Er nimmt das an sich »Unmachbare« auf die eigene Kappe. Indem er aber »schuldig« wird, entlastet er die anderen von ihrer Angst und Schuld (Krüger Depesche).

Das Merkwürdige ist nun, er tut es in dem stolzen, wenn auch falschen Bewußtsein, das zu tun, was er will. Er, der Allmächtigste, wird so zum Instrument der Ohnmächtigen. Sie rächen sich für ihre Ohnmacht, indem sie ihn zum Exponaten ihrer inneren Unsicherheit machen.

Nun wären all' unsere Ausführungen nicht mehr als ein auf die Gestalt Wilhelm II. bezogener Beitrag zur Soziologie und Psychologie der Herrschaft, wenn wir nicht jetzt den Nachweis dafür zu bringen versuchten, daß

und wie diese spezifisch deutsche Situation der Bedingungsrahmen war, in dem der nationale »Mythos«, als großes Ritual kollektiver Gewalt, seine Ausformung gefunden hat.

Es begann mit der Sakralisierung einer mythischen Bismarckfigur, in der die Ängste beschwichtigt wurden, die in dem dunklen Gefühl wurzelten, daß die Reichsgründung ein historischer Irrtum, das Reich eine Fehlkonstruktion war. Gleichzeitig aber sollte der Schuldige gefunden werden, der für seinen Untergang verantwortlich gemacht werden konnte, von dem man immer schon ahnte, daß er unausweichlich war und durch dessen Opfer alle anderen sich salvierten. Dazu war der Kaiser auserwählt.

Der »Prozeß«, der Kaiser Wilhelm II. gemacht wurde - und das ist meine vierte These -, war der Prozeß seiner Überführung in die Rolle des »Opfers«. In einem geradezu mythischen Sinne wurde er zum Sündenbock einer nationalen Fehlentwicklung gemacht.

~ .

Wenn ich hier den Begriff »Sündenbock« einführe, so will ich über das rein »Redensartliche« hinauskommen. Ich möchte, in durchaus »wissenschaftlicher« Absicht, einen Beitrag der Beurteilung Wilhelm II. leisten, einen Beitrag zur Hermeneutik unserer Geschichtsverständnisses.

Der Terminus »Sündenbock« steht heute im Zentrum einer kultur-anthropologischen Theorie der Genese von Mythen. Entwickelt zu einer »Theorie des Sündenbockmechanismus« (»Sündenbocksyndrom«), stützt sie sich auf Erkenntnisse, die aus der Untersuchung von Material der ethnologischen Feldforschung gewonnen wurden, sich aber auch in der Interpretation des mythischen Gehalts der griechischen Tragödie bewährt haben, besonders des Ödipus-Dramas. Ich stütze mich im folgenden im wesentlichen auf die Arbeiten des französischen Forschers René Girard (der heute in Amerika lehrt), auf dessen Bücher »La violence et le sacré« (1972) und »Le Bouc émissaire« (1982).

Es handelt sich offensichtlich nicht um eine »historische« Kategorie, mit der die Geschichtswissenschaft sofort etwas anfangen kann. Sein heuristischer Wert liegt darin, daß er uns hilft, die mythische Dimension der Geschichte unserem Verständnis zu erschließen, (und ich will ja zu zeigen versuchen, daß im Falle Kaiser Wilhelm II. nationale Mythenbildung eine ausschlaggebende Rolle spielt).

Auch wenn der Gedanke geradezu skandalös erscheinen muß, daß sich mitten im Europa des 19. Jahrhunderts, im Herzen der okzidentalen Hochkultur, im Zeitalter der positiven Wissenschaft, der Entzauberung, und der wachsenden Rationalität, in Deutschland etwas abgespielt haben sollte, das überhaupt nicht begriffen werden, ja überhaupt nicht perzipiert und zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung werden kann ohne die Anwendung der in der Erforschung archaischer und exoti-

scher Kulturen gewonnenen Hypothesen über die Entstehung und Funktion von Mythen, wollen wir gerade dies wagen.

Mythen werden nicht erfunden - sie sind ein Produkt kollektiver Schicksalsbewältigung. »Sinnfindungsszenarien«, die sich nicht in den Köpfen abspielen, sondern in Szene gesetzt werden. »Pas un thème, mais un mécanisme structurant«. Sie sind Teil des Geschehens - der Geschichte selbst.

Im Zentrum steht das Ritual der Tötung des Opfers zur Rettung der Gemeinschaft. Das ist die transkulturelle Grundstruktur des Mythos schlechthin. »La violence collective est une machine à fabriquer des mythes.«

Der Mythos ist die Rechtfertigung und Verschleierung dieses Gewaltaktes zugleich. Das, was ihn vom Handlungsmodell des »Gewaltpragmas« unterscheidet, ist, daß er nicht in der Interaktion bewußter Einzelwillen entsteht, sondern in der Sphäre kollektiver Unbewußtheit wurzelt.

Der »Konsensus« hat seine bewußte und seine unbewußte Seite. Der Mythos ist ein Produkt der unbewußten Seite des Konsensus. -

Der »Sündenbockmechanismus« nun ist ein transkulturelles Interaktionsmodell, das auf dem Zusammenwirken dreier Faktoren beruht:

Erstens: Einer vom ethnischen Kollektiv (Stamm, Volk, Polis) als unerträgliche Angst auslösende, Unsicherheit erzeugende, seine Überlebenschancen bedrohende »Krisensituation«, die als »Kulturkrise« empfunden wird, das heißt als Erschütterung der die normale Ordnung konstituierenden kulturellen Normen.

Zweitens: Einer Projektionsfigur, dem »Opfer«, das für diese Situation verantwortlich gemacht werden kann und von dessen Beseitigung, »Tötung«, das Ende der Krise erhofft wird. Diese rituelle Tötung ist ein Verfahren der Krisenbewältigung, eine magische Form von Krisenmanagement gewissermaßen.

Drittens: Spezifische »Verbrechen«, Untaten, die als Symptom, wenn nicht überhaupt als Ursache der Krise angesehen werden und dem »Opfer« angelastet werden können.

Der Kausalnexus zwischen verunsichernder Krisensituation und dem dafür verantwortlich Gemachten ist kein logischer oder historischer, sondern ein magischer, genau wie der zwischen der »Tötung« des Opfers und der Aufhebung/ Beendigung der Krise.

Der »Sündenbockmechanismus« organisiert sich als System der Verfolgung, dessen wichtigstes Merkmal darin liegt, daß sich die Handlungsmuster, der Diskurs, auf der Achse einer Polarisation zwischen dem Kollektiv und dem designierten Opfer im Zusammenspiel der Akteure entfaltet, ohne daß diese sich dessen bewußt sind. »Le système fonctionnera d'autant mieux qu'on aura moins conscience de sa fonction«. Es wird ein Stück, dessen Szenario genau festliegt, mit verteilten Rollen, von Akteuren gespielt, die es nicht wissen.

Die Gesetze für den Ablauf des Geschehens lassen sich anhand des ethnologischen Materials genau beschreiben. Es wird ein Opfer designiert, dem Verbrechen angelastet werden. Das Opfer ist eine Projektionsfigur. Die Verbrechen sind Projektionen. Das Opfer ist »unschuldig« - die Verfolger glauben an ihre Beschuldigungen.

Beim Opfer muß es sich immer um eine »Ausnahmefigur« handeln, die eine absolute Polarisierung von Gemeinschaft/Volk und frevlerischen »Schuldigen«

erlaubt. (Es kann sich auch um eine Minorität handeln.) Diese »Ausnahmeposition« ist durch eine soziale Marginalität gegeben, ein Abweichen von der »Normalität«, die auf physischen ebenso sehr wie auf sozialen Eigentümlichkeiten beruht. (Es kann der Krüppel, der Bucklige, der Einäugige und Klumpfußige sein - aber genauso gut der Geniale, Überbegabte, der außergewöhnlich Schöne. Es kann die alte, häßliche, warzenbedeckte Vettel, aber auch das besonders attraktive junge Mädchen mit dem Silberblick sein; es kann der Allerärmste sein, der Bettler, der Aussätzige - aber auch der Allerreichste, der »Krösus«.) Es ist der »Fremde« - aber es kann auch derjenige sein, der zwar zum Stamme gehört, der aber über allen steht, in der absoluten Ausnahmeposition: der König.

Der König ist als solcher immer auch schon das designierte Opfer, von dessen ritueller Tötung Wohlstand und Heil der Gemeinschaft abhängig gemacht werden. »Le roi ne régne qu'en vertu de sa mort future; il n'est rien d'autre qu'une victime en instance de sacrifice, un condamné à mort, qui attend son execution«.

Damit rühren wir natürlich an den Ursprung der sakralen Funktion des Königtums überhaupt. Die »Ohmacht des Mächtigen« erscheint hier in einem anderen Licht, als dem der entscheidungstheoretischen, soziologischen, ja selbst psychoanalytischen Interpretationen, in der wir sie gemeinhin sehen. Das »Sakrifizium« ist die Kehrseite der Sakralisation.

Auch der Charakter der »Untaten« ist nicht einer von »normalem Verbrechen« im Sinne eines modernen Strafgesetzbuches; es handelt sich immer um, die Grundnormen der Gesellschaft verletzende, transgressorische Akte (das Repertoire der Stereotypen sind Kindermord, Brunnenvergiftung, Sodomie und Inzest). Sie stehen immer in einem strukturellen wie auch symbolischen »Zusammenhang« mit der Krisensituation.

Der »Sündenbockmechanismus« (als »machine à fabriquer des mythes«) führt also dazu, daß ein unschuldiges Opfer bezichtigt wird, Untaten begangen zu haben, die es in Wirklichkeit nicht nur nicht begangen hat, ja, die vielleicht überhaupt gar nicht stattgefunden haben, sondern die es auch gar nicht hat begehen können, die aber sinnfällig machen, wieso es zu der generellen Krise kommen konnte.

Die »Verfolger« sind (immer) subjektiv von der objektiven Richtigkeit ihrer Anschuldigungen überzeugt, sie »projizieren«. Girard spricht von der »Illusion persécutrice«. Diese kollektive Wahrnehmungsverfälschung vollzieht sich bereits auf der Stufe der Perzeption. Die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu »erkennen«, ist durch die Aktualisierung des »Sündenbockmechanismus« außer Kraft gesetzt. Die Unbewußtheit ist für den Funktionsmodus des Mechanismus konstitutiv.

Ich muß nun noch einen letzten entscheidenden Punkt erwähnen: die Einwilligung des Opfers in seine Rolle. Girard spricht von der »collaboration mimétique des victimes avec leurs borreaux«. Natürlich ist auch sie unbewußt, aber sie gehört zum Ablaufschema der Handlung als eines seiner wichtigsten Momente. »La victime est consentente«.

Mit einem Wort: das Sakrifizium des »Sündenbocks« ist die Bedingung der Möglichkeit für die Wiederherstellung des »Normalzustandes« - die »Aufhebung des Ausnahmezustandes«. Sie vollzieht sich als Akt kollektiver Gewalt, zu dessen Verständnis das »Gewalt-Pragma« nichts beiträgt. Es ist die kollektive Gewalt, die im

Unbewußten der »Ohnmächtigen« aufgestaut ist. Aus ihr speist sich das Ideal der sozialen Ordnung, nicht als Modell einer Herrschaftstechnik, sondern als gemeinschaftsstiftender Mythos. »Souverän« ist nicht der, der die Macht hat, über den Ausnahmezustand zu entscheiden. Das gerade nicht zu können, ist die »Ohnmacht der Mächtigen«. »Souverän« ist, wer die Macht hat, den Normalzustand wiederherzustellen - das ist die »Macht der Ohnmächtigen«.

## VII.

Daß der Kaiser irgendwie die Rolle eines Sündenbocks gespielt hat, hat, vor allem nach 1918, manchem gedämmert. Das dunkle Bewußtsein, daß hier »die deutsche Öffentlichkeit ihr böses Gewissen auf einen Mann überbürdet« (Reck-Malleczewen), hat manchen seiner früheren Kritiker zu unerwarteten Eingeständnissen geführt.

Versuchen wir, ihn also als kultur-anthropologisches Phänomen im Sinne des eben geschilderten »Sündenbockmechanismus« zu erfassen.

Das sieht dann etwa so aus: Für den als unausweichlich empfundenen Reichsuntergang, für die permanente innen- und außenpolitische Krise, für die Unregierbarkeit dieses anachronistischen Machtstaates, die in wachsendem Maße als die nationale Existenz bedrohende Kulturkrise erlebt wird, muß der »Sündenbock« gefunden werden. Diese Rolle, ohne zu ahnen, was ihm geschah, fiel Wilhelm II. zu.

Seine »Designation« vollzog sich ganz nach dem Schema. Er war der »Ausnahmemenschen« par excellence. Seine Person und seine Position boten alle Voraussetzungen, um den Sündenbockmechanismus in Funktion zu setzen. Er wies alle Eigenschaften auf, um ihn zum symbolischen »Schuldigen« an der (von ihm ganz unabhängigen, unausweichlichen, vorprogrammierten) »Katastrophe« zu machen.

- Er war sowohl der Mächtigste, der Reichste, der mit allen Gaben Ausgestattete, der schöne Prinz, aber er war auch der Krüppel, der seit seiner Geburt das Stigma physischer Anomalie trug.
- Er war ein »Deutscher« - aber war er nicht vor allem der Sohn der »Engländerin«, nicht überhaupt viel eher ein Engländer als ein Preuße, ein »Fremder«, ein Ausländer? Und war er nicht sogar ein notorischer Judenfreund oder überhaupt selbst Jude? (Es fehlte auch nicht an dem Nachweis dafür [»Semi-Gotha«]).
- Und wie stand es mit seiner Normalität auf sexuellem Gebiet, der in seiner besten Zeit von Homosexuellen »umringt war«, dessen einziger wirklicher Freund und Ratgeber ein notorischer Schwuler war?

Wir wissen: jede dieser »klassischen Stereotypen« für die »designation de la victime« wurde gegen ihn ins Feld geführt.



Nach der »designation« organisiert sich die Verfolgung. Der Intensitätsgrad der Verfolgung ist proportional zur Nähe zum Opfer. Im Zentrum konstituiert sich die »umringende Schar«. Es ist die Schar derer, die über das Opfer herfällt, um es zu töten. (Die Grundfigur kollektiver Gewalt).

Auf unseren Fall bezogen habe ich zu zeigen versucht, daß die Männer, die dem Kaiser aufgrund ihrer Funktionen, aber auch menschlich am nächsten standen, seine »unmittelbare Umgebung«, tatsächlich die eigentlichen Träger und Protagonisten der »Verfolgung« waren. Sie unterlagen der »illusion persécutrice« am stärksten.

Dazu ein Wort: Alle gehörten sie der Generation derer an, die in der Reichsgründung aktiv, und sei es als Leutnants, im 70/71-Feldzug teilgenommen hatten - die sich politisch, sozial und biographisch mit dieser Reichsgründung identifizierten und identifizieren mußten. Sie alle fühlten sich in einer Notlage, aus der herauszukommen es weder innen- noch außenpolitisch ein brauchbares Rezept gab, obwohl sie sich das qua »Bismarckidealisation« weiszumachen versuchten.

Zwischen ihnen und dem Kaiser aktualisierte sich im täglichen Umgang das mörderische Klima eines »Double-bind«: so mußt du sein - so mußt du nicht sein. Auf der Ebene der Bewußtheit waren sie als Exponenten der politischen Klasse sozial und existentiell auf das Gelingen des Kaisertums verpflichtet. Gleichzeitig waren sie unbewußt von der Unmöglichkeit dieses Gelingens durchdrungen. Sie mußten ihn offiziell, institutionell anerkennen. Das angestaute, unbewußt gemachte Aggressionspotential aber floß in die Machinationen ein, die das »Sündenbock«-Syndrom produzierten. Wir erleben, mit den Worten Girards: »une véritable opération de transfert collectif qui s'effectue aux dépens de la victime et qui porte sur les tensions internes, les rancunes, les rivalités, toutes les velléités réciproques d'aggression au sein de la communauté«.

Ihr Wille, loyal zu sein, wurde übertroffen von ihrem Wunsche, sich von ihrer Mitverantwortung zu exkulpieren. Sie suchten ständig nach den Indizien für ein Fehlverhalten dessen, den sie zum Alleinverantwortlichen stilisieren konnten.

Das geht sehr weit - man muß das nur sehen. Die Geschichte der Regierungszeit Wilhelm II. ist gespickt mit Beispielen dafür, daß seine engsten Mitarbeiter Situationen schufen, um den Kaiser »schuldig« zu machen. Man kompromittierte ihn kaltblütig, wenn man ihn nicht direkt in Lebensgefahr brachte. Man ließ ihn glatt ins Messer laufen. Die Krüger-Depesche, die Landung in Tanager, die Zusammenkunft mit dem Zaren in Björki, und last but not least die Daily-Telegraph-Affäre - sind ebenso viele Fälle, in denen man den Kaiser in eine Situation manövriert hatte, die für ihn zu einem Mißerfolg, zu einer Kränkung, zu einer öffentlichen Demütigung führen mußte, die man dann aber sofort als neuen Beweis dafür anführen

konnte, daß er eigentlich unfähig war, »kein Bismarck«. Er beging damit die »Verbrechen«, die die unheilvolle Situation des Reiches »erklärten«.

Aber - das gehört dazu - der Kaiser ist »consentent«. Er spielt mit. Schließlich schreitet das Opfer, im vollsten Gefühl seiner Machtvollkommenheit, zur Autoexekution.

Kommen wir noch einmal auf Bismarck zu sprechen. Als »mythische Projektion« gehörte er komplementär zur Designation des Kaisers als »Sündenbock«. Im Widerspruch zu dem Gesetz der Unbewußtheit des »Mechanismus« als Bedingung seines Funktionierens, als historische Figur, als Akteur der deutschen Geschichte, hat er eine entscheidende Rolle gespielt, um ihn in Gang zu bringen, zunächst wohl in seinem Unbewußten. Wir können vermuten, daß er, sicher als erster, nach dem suchte, den er für das Scheitern seiner Reichsgründung verantwortlich machen konnte.

Die Art und Weise, wie er den jungen Hohenzollernprinzen keineswegs auf sein Amt vorbereitete, sondern ihn systematisch verunsicherte, wie er ihn gegen seine Eltern aufhetzte, mit falschen Informationen fütterte, alles unternahm, um ihn psychisch in seine Botmäßigkeit zu zwingen, ein gefügiges Werkzeug aus ihm zu machen, deutet darauf hin, daß er nur ein Ziel verfolgte: ihn als Werkzeug seiner Rechtfertigungspläne zu mißbrauchen.

Die wahre Größe Bismarcks liegt vielleicht darin, daß er, nachdem er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß sein Reich eine Fehlkonstruktion war, den kühnen Entschluß faßte, das Reich aufzulösen. Der alte Condottiere wollte noch einmal einen großen Coup wagen.

Seiner Natur und seinem Stile nach konnte das wieder nur als Gewaltakt vonstatten gehen. Die *mise en scène* wollte er schon selbst übernehmen: Rücksichtslose Repression der Arbeiterklasse, ein Bürgerkrieg, der in einem Blutbad erstickt wird, Panik der Bourgeoisie, Auflösung des Reiches durch die Fürsten. Perfekt! Die Schuld für das Ganze aber sollte den jungen Kaiser treffen. Er war das »designierte Opfer« schon in dieser Phase! Das Szenario für den Ritualmord stand auch bereit: es wurde ihm suggeriert, mit dem Säbel in der Hand auf den Stufen des Thrones zu sterben!

Der junge Mensch, noch ungebrochen, wollte seine Herrschaft nicht als Repräsentant der Gewalt, sondern als Protagonist der Versöhnung beginnen. Er hat die Teilnahme an dem ihm aufgedrängten Szenario »Apocalypse now« verweigert und Bismarck zum Teufel geschickt.

Die Entlassung Bismarcks, die ein Befreiungsakt war, bewirkte, wie wir wissen, das Gegenteil. Kaum im Sachsenwald etabliert, sekretierte der titanische Unhold das durchschlagendere Argument. Das »Verbrechen«, das die Verbindung herstellen muß zwischen Krise und Opfer, mußte skandalös, empörend, eine entscheidende Durchbrechung der gesellschaftlichen und sittlichen Normen, auf denen die Gesellschaft beruhte, sein! Bismarck ließ sich Harden kommen, wie man eine Bravo engagiert, und lancierte die Geschichte mit den »Kinäden«.

Auf diese Weise wurde der Kaiser, ganz in der Logik des Sündenbockmechanismus, tatsächlich des schlimmsten Verstoßes gegen die herrschende gesellschaftliche Moral verdächtigt, dessen ein Mann im Wilhelminischen Deutschland bezichtigt werden konnte: der Homosexualität. Zehn Jahre hat es gebraucht, bis diese Mine hochging.

Die »Verfolgung des Opfers« erreichte ihren ersten Kulminationspunkt in der Novemberkrise 1908, ausgelöst durch die sogenannte Daily-Telegraph-Affaire, hinter der, als der eigentliche Skandal, die Eulenburg-Affaire stand. Beide sind unlösbar miteinander verbunden!

Was geschah »wirklich«?

Es macht sich plötzlich explosionsartig ein genereller diffuser Unmut Luft, der seine Argumente da hernimmt, wo er sie findet, und diese Argumente sind in sich widersprüchlich und heben sich gegenseitig auf. Wir erleben ein Kesseltreiben, eine wilde Hatz, an der sich alle beteiligen und in der es nur um eines geht, einen Mann zu erledigen. Die Produktion des »Mythos« erreichte seinen Höhepunkt.

Nach der Novemberkrise von 1908 war die Novemberkrise von 1918 gewissermaßen nur ein Nachspiel. Man stößt den Kaiserin den Krieg, den er nicht will, man macht ihn für den Krieg verantwortlich, für den er nicht verantwortlich ist. Wir wissen heute, der Krieg war unvermeidlich, er war unausweichlich eingebaut in das durch die Reichsgründung gestörte europäische System, er war der Vollzug des vorprogrammierten, von seinem Begründer selbst schon vorausgesehenen »Untergangs« des Reiches. Es war das Verdienst des Kaisers, ihn dreißig Jahre lang verhindert zu haben. Ein wahrer Katechon. Aber das spielt keine Rolle. Das Ritual der Exekution rollte unerbittlich ab.

Als der immer vorausgeahnte, gefürchtete militärische und moralische Zusammenbruch des Reiches schließlich eintrat, wird das Sacrificium kaltblütig vollzogen. Der Kaiser muß weg. Es wird jetzt klar ausgesprochen; jetzt steht es in der Zeitung: Dieser Mann da, Wilhelm II. von Hohenzollern, muß geopfert werden, damit Deutschland gerettet werde. »Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn das ganze Volk verderbe!« (Joh. 11, 50).

Das »Opfer« wird gar nicht gefragt, es wird hintergangen, belogen und schließlich brutal vor den >fait accompli( einer gegen seinen Willen und ohne seine Zustimmung verkündigten »Abdankung« gestellt. Er will sich wehren, er protestiert, er möchte zu seiner Truppe, er möchte in Ehren sterben - nein, es wird anders bestimmt; seine Koffer werden in einen Sonderzug gestellt und er wird gezwungen, ins neutrale Ausland zu »fliehen«.

Der »Sündenbockmechanismus« wirkte sich bis in die gewählte Todesart aus. Der erste Kaiser war gegen seinen Willen von einer militärischen Junta zum »Kaiser« gemacht worden - der letzte Kaiser wurde gegen seinen Wil-

len von den höchsten Militärs dieses Reiches liquidiert. Es gibt auch viel schlimmere Formen der Exekution als die physische Tötung: Das »Opfer« wurde gezeichnet mit dem Stigma der »Fahnenflucht«. Das war in der Tat im Moralkodex des Soldatenstaates der schlimmste Makel, das unverzeihlichste, absolute Verbrechen.

Der einzige, der 1918 schon seine Stimme erhoben hatte, um den Deutschen zu sagen, daß sie im Kaiser sich selbst kritisierten, daß sie im Grunde mit allem, was sie gegen ihn vorbrachten, nur sich selbst richteten, daß sie auBerstande waren, die wahre Größe dieses Monarchen zu begreifen, die genau in dem lag, was über sein Deutschtum hinausging, Walter Rathenau, wurde mit dem Tode bestraft.

Der »Sündenbockmechanismus« arbeitet weiter. Ein Volk salvierte sich. Es hatte seinen »nationalen Mythos«.

## VIII.

So produzierte der »Sündenbockmechanismus« den nationalen Mythos, der auch unser Geschichtsbewußtsein beherrscht. Ein festgefugtes, in sich scheinbar kohärentes Sinndeutungsgefüge der deutschen Geschichte seit 1871. Es hat einen positiven und einen negativen Pol: das positive, ins Gigantische gesteigerte Bismarckbild, und, komplementär, umgekehrt proportional, das Negativbild Kaiser Wilhelm II. Beide sind gleichzeitig entstanden, beide sind unlöslich miteinander verknüpft.

Die Kraft des Mythos - seine Notwendigkeit - liegt ja darin, daß er eine Erklärung des nationalen Mißgeschickes liefert, ohne die wirklich Verantwortlichen zu kompromittieren. Der Mythos entlastet Bismarck (und seine Handlungsgehilfen) von der historischen »Untat« der Reichsgründung und lastet die Verantwortung für die unvermeidlichen Folgen dem Kaiser an. Der Mythos will, daß das Reich nicht deswegen untergegangen ist, weil es ein auf Verbrechen basierender, den wahren Beruf der Deutschen verratender, Europa verunsichernder, skandalöser Gewalttakt war, sondern weil ein unfähiger Monarch es nicht so, wie es ein Bismarck, der »absolute Staatsmann«, gekonnt hätte, geführt hat. Eine grandiose Mystifikation. Um welchen Preis? Den der historischen Wahrheit?

Aber was ist das, die historische Wahrheit? Sie anerkennen, würde heißen, das eigene Fehlverhalten anzuerkennen. Das war unertragbar, so unertragbar wie die Gewalt, die der Kern dieser Wahrheit ist.

Der Mythos, nicht die historische Wahrheit ist die Basis unseres Politikverständnisses, unseres Geschichtsbewußtseins, unseres Nationalgefühls geworden. Der Mythos beherrscht die Geschichtswissenschaft, wird auf den Universitäten verbreitet, steht in den Schulbüchern und sitzt in den Köpfen aller Deutschen fest.

Der Weg - und das ist meine letzte, fünfte These -: zu einer angemessenen Beurteilung Kaiser Wilhelm II. geht über die Demontage dieses Mythos. Ist die Stunde dafür gekommen"

Wir müßten Abschied nehmen von allen vertrauten und lieb gewordenen Stereotypen und Klischees, und das zuzugeben bereit sein, was die Generationen vor uns sich einzugestehen verweigert haben. Wir müßten uns durchringen zu der Erkenntnis, daß die Gründung des Deutschen Reiches durch Bismarck ein Irrtum, ein Fehler, eine Sünde wider den deutschen Geist war. Wir müßten anerkennen, daß Bismarck vor der Aufgabe, das Reich nach innen und außen zu konsolidieren, versagt hat, daß dieses Staatsgebilde im Herzen Europas nicht von Dauer sein konnte, daß es früher oder später an seinen inneren und äußeren Schwierigkeiten zugrundegehen mußte. Das reicht aber noch nicht. Wir müßten uns vor allem von dem Gedanken trennen, daß die Gründung des Reiches notwendig, positiv die beste Lösung des deutschen Problems zu seiner Zeit war. Wir müßten vergessen, es als die große nationale Errungenschaft zu verstehen und es als das sehen lernen, was es war: ein politisches Desaster!

Dieses schmerzliche Eingeständnis, daß der von Bismarck beschrittene Weg der falsche gewesen ist, und darum ins Unheil geführt hat, wird uns vielleicht leichter gemacht, wenn wir uns mit dem Gedanken anfreunden, daß es damals durchaus auch andere Alternativen gegeben hat; eine These, die sich, soviel ich weiß, ein einziger deutscher Historiker zu eigen gemacht hat: Franz Schnabel, »ein Liberaler süddeutsch-demokratischer und zugleich katholischer« Prägung. (Das steht für: nicht deutsch-national, norddeutsch-konservativ und zugleich protestantischer Prägung.) Die richtige Lösung, meint er, dem wahren Beruf des deutschen Volkes angemessen, sei nicht der nationale »Machtstaat«, sondern der fortschreitende Ausbau einer supranationalen europäischen Völkergemeinschaft in Anknüpfung an das alte Reich gewesen, wie sie unter den Zeitgenossen vor allem Constantin Frantz propagiert wurde, eine Lösung, die also nicht auf dem Prinzip der Gewalt, der Repression nach innen und außen, sondern auf dem basierte, wozu Bismarck total unfähig war: auf partnerschaftlichem Verhalten.

Zum Abschied vom Mythos gehört schließlich auch, daß wir das ominöse Denken in den Kategorien der Machtpolitik, der Verabsolutierung des Gewaltpragmas, suspendieren, was umso schwerer fällt, als es - bis heute noch - für ein ganz spezifisch deutsches Politik- und Geschichtsverständnis konstitutiv geblieben ist.

Entstanden im Wilhelminischen Deutschland, als Produkt der »deutschen Wissenschaft«, gibt sie sich als letzte Erkenntnis über den Funktionsmodus der Geschichte aus, ist aber doch nur die Theoretisierung der Entstehungs- und Lebensbedingungen des Bismarckschen Reiches. Zu ihr gehört die seltsame Vorstellung vom »idealen Politiker«, wie sie Max Weber

auf den Begriff gebracht hat. Auch sie gehört zum deutschen Mythos, ist ihr dritter Pol: Neben Bismarck, dem Vater, Wilhelm II., dem Sohn, (der ans Kreuz geschlagen wird) ist Webers »Gewaltpragma« als Dogma des deutschen Geschichts- und Politikverständnisses gewissermaßen der »Heilige Geist« - eine fatale Dreieinigkeit!

Erst nach der Demontage dieses mythischen Konstrukts (seiner Erkenntnis als solches) werden wir in der Lage sein, die angemessenen Kriterien zur Beurteilung der Gestalt Wilhelm II. zu finden.

Wir werden dazu, was schon Oncken forderte, »eine so zusammengesetzte Persönlichkeit, wie unser Kaiser es ist, mit unserem Gesamtempfinden, mit der Welt unserer lebendigen Ideale in Beziehung setzen, wir werden trachten, sie an der Kultur unserer Zeit zu messen und zu bewerten...« »Wobei wir freilich« - ich zitiere immer noch Oncken - »nicht vergessen dürfen, daß wir, auf der Scheide der Zeiten stehend, einen solchen Kulturbegriff einheitlichen Gepräges nicht besitzen. Wir haben eine nach neuen Werten suchende und eine die traditionellen Werte pflegende Kultur, eine zur nächsten individuellen Verfeinerung gesteigerte ästhetische Kultur und eine technisch verwegene und von äußerlichen Erfolgen strotzende Kultur der Mechanisierung des Lebens: von wo sollen wir den absoluten kulturellen Maßstab nehmen, um der Persönlichkeit des Kaisers gerecht zu werden?«

Das ist die Frage. Die einzig angemessene Frage, die man bei der Beurteilung des Kaisers stellen dürfte.

Ich glaube, um »dem Kaiser seinen historischen Rang« zuzuweisen, muß man ihn völlig herausnehmen aus dem System der deutsch-nationalen Geschichtsorthodoxie, deren Geisel er bis heute ist, und ihn in die Perspektive einer Betrachtungsweise stellen, die sich für die Geschichte und die Kulturentwicklung Europas unter kultursoziologischen Gesichtspunkten interessiert, in denen die sakralen und ästhetischen Dimensionen des Königtums ernster genommen werden als die zeitgeschichtlichen, in der Erkenntnisse, wie die Norbert Elias', ins Spiel gebracht werden könnten, und in der schließlich auch ein Wilhelm II. in den Genuß dessen kommen würde, was ich den »Benjamin Bonus« nennen möchte, die Einsicht in die tiefe Tragik allen Herrschertums.

Das aber ist ein weites Feld!

Joseph Szövérfy

## Luther, der lateinische Hymnus und das Kirchenlied

### Randbemerkungen eines Hymnologen\*

Luthers Bedeutung als Förderer des deutschen Kirchenliedes wurde schon häufig erörtert und untersucht. Das Gesamtthema ist heute noch immer nicht vollständig erschöpft, obwohl Hahns neues Buch' einen wertvollen, systematischen und nach modernen Gesichtspunkten gestalteten Beitrag zur Aufhellung dieser Problematik geliefert hat. *Hier* wird vor allem ein Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt: Luthers Verhältnis zum lateinischen Hymnus im Spiegel seiner neuen Gemeindelieder. Die alte Stellung des Hymnus im Rahmen der katholischen Liturgie der Gegenwart<sup>c</sup> ist immer noch zwielichtig, da die Versuche, eine große Anzahl von aus verschiedenen Perioden stammenden lateinischen Hymnen einheitlich in die Volkssprachen zu übersetzen, sich ungewöhnlichen Schwierigkeiten gegenübersehen, auch wenn es an gutgemeinten Anstrengungen nicht fehlte<sup>3</sup>.

Auf der anderen Seite gibt es Anzeichen dafür, daß das Interesse für den alten lateinischen Hymnus auf evangelischer Seite neu geweckt wurde. Dies bestätigt Herbert Goltzens Studie in der Mahrenholz-Festschrift unter dem Titel »Die Stellung des Hymnus im Tagzeitengebet«<sup>4</sup>. Goltzen sah in den katholischen Reformplänen für das Tagzeitengebet den Versuch, zur Gemeindeandacht zurückzukehren und beleuchtete die Stellung des katholischen Hymnus unter folgenden, Luthers Gedankengängen weitgehend entsprechenden Aspekten ökumenischen Charakters, zu denen er folgenden Gesamtrahmen bot: »Die liturgische Entwicklung in den getrennten und benachbarten Kirchen kann heute nicht mehr unbeeinflußt voneinander gesehen werden. Erkenntnisse und Verluste, Erneuerungen und Verfall der einen treffen auch die andere Teilkirche der abendländischen Christenheit«<sup>5</sup>. Von diesen Prämissen ausgehend kam Goltzen zu dem folgenden überraschenden, ja kühnen Schluß: »[Es] wäre erforderlich, daß ein kommandes Evangelisches Kirchengesangbuch ... eine in sich geschlossene Gruppe von *Hymnen* für das Tagzeitengebet aufnehmen wird« (dasselbst S. 85). Er geht aber noch weiter, indem er sagt: »Verstreut in die nach Ent-

\* Nach zwei Vorträgen, gehalten in der Evangelischen Kirchlichen Hochschule (Berlin) und im Haus der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union (Juni 1983).

stehungszeiten geordneten Liedgruppen des EKG<sup>6</sup> sind einige gute Hymnenübertragungen zu finden, von Luther bis Riethmüller und Klepper - aber nur für die Kundigen.... Dazu müßte eine gezielte Bemühung um die Neuübertragung wichtiger Hymnen der lateinischen Kirche kommen. Man meine nicht, dies sei epigonenhaft oder undichterisch ... « (S. 85). Goltzen schwebt Luthers Handlungsweise vor, und auf diese werden wir hier unser Augenmerk richten.

Bei den Anglikanern waren solche Bestrebungen immer eine Selbstverständlichkeit gewesen. Dazu gibt es viele Hinweise im heute vielfach veralteten, aber immer noch wertvolle Angaben über die ältere Zeit (bis etwa 1900) liefernden Hymnenlexikon in englischer Sprache.<sup>7</sup> Für die Anglikaner war es eine allgemein beachtete Praxis, die Hymnen der Alten Kirche in Übersetzungen der Gemeinde zum Singen anzubieten, und die Geschichte des englischen Kirchenliedes wurde immer wieder mit kurzgefaßten Umrissen der lateinischen Hymnik verbunden<sup>8</sup>. Luther selber ging übrigens mit gutem Beispiel voran; obwohl er in seinem Brief an Spalatin in erster Linie auf die Psalmen-Übersetzungen für Gemeindelieder Bezug nimmt, nennt er auch eine ähnliche Notwendigkeit für geeignete, dichterisch anspruchsvolle Hymnenübersetzungen: »Consilium est, exemplum prophetarum et priscorum patrum Ecclesiae psalmos vernaculos condere pro vulgo, id est spirituales cantilenam<sup>9</sup>, quo verbum dei vel cantu inter populos maneat. Quaerimus itaque undique poetas, cum vero tibi sit data et copia et elegantia linguae germanicae, ac multo usu exulta, oro, ut nobiscum in hac re labores et tentes aliquem psalmorum in cantilenam transferre, sicut hic habes meum exemplum«<sup>10</sup>. Gerade die Worte »sicut hic habes meum exemplum« schließen stillschweigend die Notwendigkeit von Hymnenübersetzungen ein.

Im übrigen beruft sich Luther u. a. auf eine Stelle beim hl. Paulus, wo dreifache »geistliche Gesänge« empfohlen werden: »Verbum Christi habitet in vobis abundanter, in omni sapientia, docentes et commonentes vosmetipsos psalmis, hymnis, et canticis spiritualibus, in gratia cantantes in cordibus vestris Deo« (Col. 3, 16 vgl. Eph. 5, 16). Luther sagt nämlich in seiner Vorrede zum Gesangbuch (Wittenberg 1524) folgendes: »Das geystliche lieder singen / gut und Gott angenehme sey / acht ich / sey keynem Christen verborgen / die weyl yderman nicht alleyn das Exempel der propheten und könige ym alten testament ... sondern auch solcher brauch / sonderlich mit Psalmen gemeyner Christenheyt von anfang / kund ist. Ja auch S. Paulus solchs I Cor. 14 eynsetzt / vnd zu den Colossern gepeut / von hertzen dem Herrn singen geystliche lieder vnd Psalmen ...«

Luther bemerkt dabei zu den »vorreformatrischen Liedern«, die er ebenfalls »verdeutscht« als Gemeindelieder vorlegt (und unter denen auch etliche Hymnenübersetzungen sind), folgendes: »Dise alten lieder / die



hernach folge[n], habe[n] wir auch mit auffgerafft / zum zeugnis etlicher Christen / so für vns gewest sind / ynn dem grossen finsternis der falschen lere / auff das man ja sehen möge / wie dennoch allezeit leute gewesen sind / die Christum recht erkand haben / doch gar wunderlich jnn dem selbigen erkenntnis / durch Gottes gnade / erhalten«<sup>11</sup>.

Man unterscheidet heute unter Luthers »Gemeindeliedern«<sup>12</sup> folgende Gruppen: Luthers »freie Lieder« (Hahn, 1981, S. 104f), »Bearbeitungen von Liedern des Mittelalters« (dasselbst 174ff.), »Versifizierung biblischer Stücke« (dasselbst S. 246ff.) und »Übersetzungen lateinischer Gesänge« (dasselbst S. 289ff.).

Die Zahl der von Luther übersetzten lateinischen Lieder, vor allem Hymnen, ist nicht so groß wie man es vielleicht erwarten würde. Jedoch ist ihr Vorhandensein unter Luthers deutschen Liedern für die Christengemeinde von größter Bedeutung.

Diese Tatsache springt besonders ins Auge, wenn man manches über Hymnenübersetzungen in so späten Zeiten wie im 18. und 19. Jahrhundert erfährt. Dazu steht eine skizzenhafte Darstellung von I. Schürk zur Verfügung<sup>13</sup>. Schürk blickt zwar auch kurz auf frühere Zeiten zurück, der Schwerpunkt seiner Ausführungen liegt aber bei diesen zwei Jahrhunderten, die durch die Aufklärung, die Vorromantik (Sturm und Drang), die Klassik und die Romantik gekennzeichnet sind und schließlich in den Historismus und den Positivismus münden. Auch wenn manche dieser Übersetzungen im katholischen Bereich entstanden sind, sind sie doch »geprägt von jener empfindsamen Humanitätskultur, die sich unter der Vorherrschaft der protestantischen Gegenden im 18. Jahrhundert entfaltet und vom Bildungswillen der Katholiken begeistert aufgenommen wurde«<sup>14</sup>. Dazu muß man noch bemerken, daß viele protestantische Pastorensöhne an der Gestaltung und Verbreitung der Aufklärung beteiligt waren. Dies bewirkte eine deutliche Hinwendung dieser Kreise, welche durch Luthers Kirchenlieder mit der alten Tradition einigermaßen vertraut waren, zu den Hymnen. Im Katholizismus zeigte sich ein »echter Rückkehrwunsch zur hymnischen Tradition erst gegen 1770«<sup>15</sup>. Der alte Hymnus hinterließ zu dieser Zeit überall Spuren in Literatur und Musik. Ohne uns in dieses bisher nicht genügend erforschte Gebiet hineinwagen zu wollen, sollen doch einige wenige Beispiele erwähnt werden. So äußerte sich der heute kaum mehr bekannte Aufklärer und Romandichter J. J. Heinse in seinem Hetären-Roman *Laidion*<sup>16</sup> über Pergolesis »*Stabat mater*«-Komposition begeistert, was kaum mit seinen aufklärerischen Neigungen und mit der Grundtendenz seiner Erzählung in Einklang gebracht werden kann, auch wenn man hier eine Art »Musikbegeisterung« gelten läßt. Anders verhält es sich mit der Einfügung der Totensequenz »*Dies irae dies illa*« in Goethes *Faust*<sup>17</sup>, wo sie ganz deutlich eine organische und sinngemäße Funktion hat<sup>18</sup>.

Bei den Hymnenübersetzungen des 18. Jahrhunderts spielt Herder eine entscheidende Rolle<sup>20</sup>. Neben ihm stehen solche »disparaten« Dichter und Schriftsteller wie Klopstock, Wieland, A. W. Schlegel, Tieck, Brentano und Fouqué; aber auch Goethe (1820-1823) ist hier zu nennen.

Doch bei diesen herrscht ein anderer Geist (und eine andere Grundlage) vor. Er entfernte sich ganz von der mittelalterlichen Hymnenauffassung (auch im liturgischen Sinn).

Als typisches Beispiel soll hier Klopstock stehen: »Klopstocks aktives Interesse für das Kirchenlied hat ihn nicht zur Hymnik geführt. In seinen geistlichen Liedern findet sich eine Bearbeitung des Lutherliedes »Komm heiliger Geist Herre Gott«, die jedoch den Zusammenhang mit dem Hymnus »*Veni creator spiritus*« kaum noch ahnen läßt; dasselbe gilt für die freie Behandlung des »*Te Deum*«. Auch die Bearbeitung des »*Stabat mater*« von 1767 ist eine vollkommene Umbildung des Hymnus<sup>21</sup>.« Im Laufe der Zeit wurden immer wieder einige hervorragende Hymnen übersetzt, es entstanden aber bis in unsere Tage<sup>22</sup> auch ganze Bände von Hymnenübersetzungen mit literarischer Zielsetzung. Nur wenige davon schließen an den liturgischen Brauch der Urhymnen an.

Luthers Kirchenlieder, einschließlich seiner Hymnenübersetzungen, waren nicht die einzigen ihrer Art in deutscher Sprache. Die Wurzeln reichen in die althochdeutsche Zeit zurück, wo es neben dem altbayrischen Petrus-Lied und dem Georgslied<sup>24</sup> auch »didaktisch orientierte« Übersetzungen gab wie die Murbacher-Hymnen<sup>25</sup>. Man findet »Interlinearübersetzungen« und ähnliche Erscheinungen auch außerhalb des deutschen Sprachraumes, so bei den Angelsachsen".

Um 900 entstand das deutsche Lied auf den hl. Gallus Ratperts von St. Gallen, dessen lateinische Übersetzung (Poetae Latini V, S. 536-540) in der Chronik Ekkeharts IV (1022) zu finden ist, der selber der Übersetzer war. Es ist noch unbekannt, wie dieses »Kirchenlied« vorgetragen wurde, ob z. B. ein Mönch oder Chorknabe es zu feierlichen Anlässen dem Volk vorsang. Es war auf keinen Fall ein »Volkslied«<sup>27</sup>.

Im 12. Jahrhundert erschienen deutsche »Mariensequenzen« und -lieder, die größtenteils von der lateinischen Hymnendichtung abhängig waren. Manche von diesen zeigten jedoch eine größere Selbständigkeit und gelten nicht als einfache Übersetzungen<sup>26</sup>. Der Sequenzenherausgeber Joseph Kehrein veröffentlichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts hundertdreizehn deutsche Hymnenübersetzungen und druckte auch eine Anzahl späterer Hymnenbearbeitungen und »Originallieder« aus dem Spätmittelalter ab. Unter diesen befinden sich weit verbreitete Offizienhymnen und Sequenzen, die teils mit Kommentaren und zwischenstrophischen (lateinischen) Einlagen und Erklärungen versehen sind, teils, wie »Mittid ad virginem« (AH 54.296<sup>30</sup>), abwechselnd deutsche und lateinische Strophen umfassen.

Dieses Verfahren ist vor allem wegen einer Anweisung Luthers interessant, der in seiner »*Formula missae et communionis*«<sup>31</sup> (Ende 1523) folgendes ausführt:

Cantica velim etiam nobis esse vernacula quam plurima, quae populus sub missa cantaret, vel iuxta gradualia, item iuxta Sanctus et Agnus dei. Quis enim dubitat, eas olim fuisse voces totius poluli, quae nunc solus Chorus cantat vel respondet Episcopo benedicens? Possent vero ista cantica sic per Episcopum ordinari, ut vel simul post latinas cantiones, vel per vices dierum nunc latine, nunc vernacula cantarentur, donec tota Missa vernacula fieret .. .

Man versteht Luthers Stellung und Leistung im Bereich des deutschen geistlichen Liedes am besten, wenn man diese Tatsachen und Janotas Feststellungen in den Vordergrund rückt. Janota gab in seiner umfassenden Arbeit über das deutsche geistliche Lied des Mittelalters<sup>32</sup> ein Kernproblem folgendermaßen an: » ... die Frage ... [nach dem Begriff Kirchenlied in der Volkssprache] ... führt ... in bedeutende Schwierigkeiten, weil trotz der umfangreichen Sammlungen, wie jener Hoffmanns, Wackernagels, Meisters, Bäumkers und anderer bislang ungeklärt geblieben ist, bei welcher Gelegenheit von der Gemeinde im Mittelalter zum liturgischen Gottesdienst geistliche Lieder gesungen wurden«<sup>33</sup>. Janotas gründliche Untersuchung hat eine Grundlage zur Beurteilung dieser Frage geschaffen.

Janota weist darauf hin, daß im Mittelalter deutsche geistliche Lieder im Rahmen der Meßfeier und des Kirchenjahres von der Gemeinde gesungen wurden. Dazu kamen noch Predigt- und Prozessionslieder aus der mittelalterlichen Periode. Damit gewann Luthers Kirchenlied eine mächtige mittelalterliche Unterstützung und Vorbereitung.

Wichtig sind zwei Aspekte: einerseits gibt es unter den von Janota untersuchten und behandelten geistlichen Liedern Übersetzungen lateinischer Hymnen (Janota, S. 92 ff., 246 ff. usw.), andererseits findet man unter ihnen Beispiele »geistlicher Spruchdichtung« und Meistergesang (Janota, S. 106 ff. usw.). Weiterhin zu nennen sind Dichter, wie der sogenannte Mönch von Salzburg, dessen Dichtungen, Übersetzungen und Bearbeitungen neuerdings in einer sorgfältigen Ausgabe des Salzburger Germanisten Fr. V. Spechtler<sup>34</sup> vorliegen. (Zu dieser Kategorie gehören übrigens auch andere »Kunstdichter«, wie Laufenberg, usw.). Pflieger untergliedert das »Geistliche Lied« folgendermaßen:

- I. Die gottesdienstlichen Volkslieder: Die Gemeindelieder.
- II. Die gottesdienstlichen Kunstlieder: Die Lieder mit Gregorianischen Melodien.
- III. Die außergottesdienstlichen Kunstlieder: Die Lieder des Minne- und Meistersang.
- IV. Die außergottesdienstlichen volkstümlichen Lieder: Die Parodien und Kontrafakta weltlicher Lieder.

Janota stellt folgendes Schema vor (das hier nur in Hauptzügen wiedergegeben werden kann):

<i>Liturgie:</i>	Lateinisches Kirchenlied
<i>Liturgischer Gottesdienst:</i>	
Gemeindelied	Dt. Chorlied
<i>Privatfrömmigkeit:</i>	<i>Liturgie:</i>
Konventikellied	Gemeinschaftslied (Janota, S. 271)

Obwohl Janotas Aufstellung einen besseren Einblick in die verwickelte Sachlage zu ermöglichen scheint, ist sie doch nicht völlig annehmbar. Er hat jedenfalls sehr einsichtig die Tatsache erkannt, daß das Liturgische und Paraliturgische, das Offiziell-Liturgische und »Gruppen-Liturgische« voneinander zu trennen sind; dazu kommen die Privatandachten, die größtenteils im Spiegel der damaligen lateinischen und volkssprachlichen Gebetbücher zu erkennen und zu identifizieren sind. Ein Verdienst von Janota ist auch die Einbeziehung der Lieder der Mystik und der *Devotio Moderna* sowie der Schule und der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten.

Damit haben wir die vorreformatorische Sachlage nun gekennzeichnet. Das Bild ist kompliziert, die Schichten berühren einander und die Verwendung der Einzeltexte ist durch diese Klassifizierung nicht immer eindeutig bestimmt. Janota berücksichtigt auch ein anderes nicht unbedeutendes Gebiet im Rahmen seiner Studie, die Problematik eines liturgischen Rechtsbegriffs (Janota, S. 12f1), was bei Luther und bei der Berücksichtigung der Stellung seines Kirchenliedes von vornherein wegfällt.

Man muß hier noch etwas anderes in Betracht ziehen: die Stellung und die Ramifikation des lateinischen Hymnus vor und zu Luthers Zeit, also im letzten Jahrhundert des Mittelalters. Leider ist dies ein ziemlich unbefriedigend erforschtes Gebiet. Bei den Vorarbeiten zu den *Annalen der lateinischen Hymnendichtung* (Band II) zeigte sich das ganz deutlich. Einerseits konnte man eine wesentliche Intensivierung des Hymnen-Schaffens zu dieser Zeit der Reformation beobachten. Andererseits ist jetzt vielfach das »Volkstümliche« aber auch das Abergläubische in den Vordergrund getreten. Die liturgische Vielfalt und der lokale Stolz der Einzelkirchen, Klöster und Kultstätten brachte eine Lawine von liturgischen (Brevier-)Hymnen und Sequenzen mit sich, so daß schon vor der Reformation Einzeldiözesen und Lokalsynoden Maßnahmen ergriffen, um diese einzudämmen. Von den einst (bis zum 12. Jahrhundert) so eifrig geschaffenen und benutzten Tropen<sup>37</sup> sind nur noch wenige im liturgischen Gebrauch. Im paraliturgischen Bereich melden sich diese Tropen noch in der Form der *Benedicamus*-Tropen, welche jetzt meistens unter dem Decknamen *Cantiones*<sup>38</sup> erscheinen. Eine eindeutige Abgrenzung des *Cantio-Begriffs* gab es zu jener Zeit

genausowenig wie einst eine Wesensbestimmung des Tropus<sup>39</sup>. Unter ihnen findet man Kontrafakta (sogar nach den Melodien von volkssprachlichen Liedern<sup>40</sup>), aber auch allerlei Produkte von Literati-Gesellschaften (vor allem in Böhmen) mit humanistischen Neigungen<sup>41</sup> und mit aus verschiedenen Inspirationsquellen beeinflussten Traditionen<sup>42</sup>. Ein typischer Fall ist das Auftauchen von Bruchstücken französischer Sequenzen des 12. Jahrhunderts<sup>43</sup>.

Andererseits traten aber nicht nur »orthodoxe« Meinungen und Lehrsätze in lateinischer Einkleidung auf. Gerade in Böhmen läßt sich dies leicht feststellen, wo Jan Hus selbst lateinische Hymnen (*Cantiones?*) und vielleicht auch eine Sequenz gedichtet hat<sup>44</sup>. Im hussitischen *Cantionale* von Jistebnicz (AH 1.14 usw.) finden sich zwar nur wenige lateinische Lieder, aber es ist wichtig, weil es »einigen böhmischen Liedern lateinische Anfänge, wie wir sagen würden, als Töne vorzeichnet« (Dreves).

Man findet sogar *Cantiones*, welche sowohl »utraquistische« wie auch orthodox-katholische Versionen in den Handschriften aufweisen<sup>45</sup>.

Die Zahl der sogenannten *Pia Dictamina* (übersetzt mit »Reimgebeten« und »Leseliedern«) in der nicht-liturgischen Hymnengruppe ist ebenfalls beträchtlich. Man findet sie gewöhnlich im (Privat-)Gebetbuch, und sowohl ihre Inhalte wie auch ihre Formen weisen kaum bestimmbare reiche Variationen auf.

Daß hymnische Lieder als geistliche »Tanzlieder« verwendet wurden, dafür gibt es viele Beispiele, wie die lateinisch-katalanischen Lieder von Montserrat und die Liedersammlung im Redbuch von Ossory<sup>47</sup> aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Daß dieser »Tanzliedtyp« international verbreitet war, zeigt sich darin, daß das sogenannte Mosburger *Cantionale*<sup>48</sup> (mit ähnlichen Zielsetzungen) nicht nur die Kompositionen des Sammlers, Johannes Decanus enthält, sondern auch Gesänge aus Frankreich und anderswo. Daß man die »weltlichen« und oft »unmoralischen« Gesänge der Jugend durch geistliche Lieder ersetzen wollte, ist ein Gedanke, der auch in Luthers Ausführungen vorkommt. In seiner schon zitierten Vorrede zum Gesangbuch (Wittenberg 1524) nimmt er auf diese Frage ausdrücklich Bezug. Damit steht Luther im Banne spätmittelalterlicher Bestrebungen, die international belegt sind.

Luther stand einer Überwucherung von Hymnik (liturgisch, paraliturgisch und nicht-liturgisch) gegenüber. Ihm ging es in erster Linie darum, seine Auslegung des evangelischen Gedankens durch seine Lieder zu unterstützen und vorwärtszubringen. Eine Fortsetzung des im Spätmittelalter vorherrschenden »Wirrwars« im hymnischen Liebbereich beabsichtigte er nicht. Er trachtete nach einer Lösung, welche seinen Zwecken entsprach, ohne aber einen gewaltsamen Bruch im Rahmen des neuen Liturgisch-Gottesdienstlichen herbeizuführen.

Aus seinen Bemerkungen geht deutlich hervor, daß Luther dem neuen »Gemeindelied« eine entscheidende Bedeutung beimaß. Es kann nicht bezweifelt werden, daß sein »Liedschaffen« in dieser Hinsicht unvollständig geblieben ist, da ihn andere Sorgen und Probleme ablenkten, und so mußte er sich auf diesem Gebiet mit der Grundlegung begnügen. Hätte Luther mehr Zeit dafür gehabt, ist es kaum zweifelhaft, daß wir heute eine wesentlich größere Anzahl von Lutherschen Liedern hätten, einschließlich weiterer Hymnenbearbeitungen.

Bei Luther sind Einzelhymnen aus verschiedenen Hymnenkategorien (Brevierhymnen, Sequenzen, Antiphonen, sogar ein »Tropus« und »freie« liturgische Hymnen) vertreten. Dagegen fehlen die »*Cantiones*«, obwohl Luther das Wort kannte und gebrauchte und zusammen mit dem anderen, ziemlich unbestimmten Ausdruck »*Cantilena*« benützte.

Wir wollen jetzt die von Luther übersetzten Texte einzeln historisch unter die Lupe nehmen und dann sowohl aus der Zusammenstellung der ganzen Gruppe, wie auch aus der Art und Weise, wie Luther diese Texte in deutscher Sprache wiedergab, Schlußfolgerungen ziehen.

Luther griff in erster Linie auf die älteste Schicht der Hymnendichtung, auf die Hymnen des hl. Ambrosius und des sonst wenig bekannten Sedulius zurück. Von Ambrosius stammt der Weihnachtshymnus, »*Veni redemptor gentium*« (Bulst, S. 43), der später dann in Bachs Bearbeitung bekannt und berühmt geworden ist. Die ursprüngliche Anfangsstrophe »*Intende qui regis Israel*«, eine Abwandlung der Psalmenstelle (Ps. 79, 1: »*Qui regis Israel, intende*« »... «), fehlt bei Luther völlig. Dies ist jedoch nicht seine Änderung; der Hymnus wurde in der Liturgie sehr oft ohne diese erste Strophe verwendet. Es steht uns keine Statistik darüber zur Verfügung, aber es ist möglich, daß dieser erste Weihnachtshymnus der westlichen Kirche<sup>49</sup> in dieser (unvollständigen) Form (mit sieben anstelle der ursprünglichen acht Strophen) allgemein viel häufiger verwendet wurde als in der Vollform. Dieser Hymnus ist Nr. 13 in der Hahnschen Ausgabe: »Nu komm der heyden Heyland« (S. 23). Hier ist die Luthersche Form achtstrophig, da Luther die »Doxologie«, d. h. die gewöhnlich angehängte Abschlußstrophe<sup>50</sup> mit dem Lob der Trinität, ebenfalls übersetzt hat. Hahn<sup>51</sup> widmet nur wenige Seiten diesen Hymnenübersetzungen und behandelt sie nicht einzeln. Wichtig ist die Tatsache, daß »drei der Lieder, die Luther 1523 /1524 im Zug der Gottesdienstreformen anfertigt, ... Übersetzungen lateinischer Gesänge« sind (Hahn, 1981, S. 289). Hierher gehört auch dieser Weihnachtshymnus. Hahn (S. 290) fällt das folgende Urteil über diese Übersetzungen: »Luther hat seine Vorlagen Vers für Vers - mit leicht aufzählbaren Ausnahmen - in die Volkssprache übertragen«. Die Tatsache, daß gerade im Zug der Gottesdienstreformen drei eingebürgerte und verbreitete Hymnen (die übrigen zwei sind noch getrennt zu behandeln) übersetzt und in die

neue Liturgie aufgenommen wurden, gibt uns gewisse Indizien für Luthers Haltung und Ideen zu diesem Problem. Ursprünglich waren alle drei von Luther jetzt übersetzten und wiederverwendeten Hymnen Teile des Offiziums, d. h. des Tagzeiten- und Jahrestaggebets des Breviers und wurden *nicht* vom Volk, sondern vom Klerus gesungen. Dann mußten sie »Gemeindelieder« werden. Man könnte hier auf verschiedene Spekulationen und Erklärungen eingehen, aber es ist fraglich, ob Luther in dieser Hinsicht an solche überhaupt dachte. Auch ist fraglich, ob er hier aus einem »Traditions- und Kontinuitätsbedürfnis« heraus handelte. Auf der anderen Seite erfahren wir von Janota gerade über diesen Hymnus: »Zu diesem Adventshymnus finden sich mehrere vorreformatorische Übertragungen« (Janota, S. 87f.). Unter den Übersetzern befindet sich auch Heinrich Laufenberg (Wackernagel<sup>52</sup> II, Nr. 755, mit dem Anfang »Kum har erloeser volkes schar«). Luther übersetzte hier »biegsamer« und »geschickter«, aber er konnte nicht alle »Nuancen« des lateinischen Textes wiedergeben. Die vierte Zeile der ersten Strophe legt uns das nahe; s. »*talis decet partus deo*« und »Gott solch geburt yhmn bestellt«. Der Urtext und die Luthersche Übersetzung benutzen zwei ganz verschiedene Verben. Ohne diese Frage in Einzelheiten zu besprechen, soll noch ein zweites Beispiel den Unterschied zwischen Original und Übersetzung nahelegen. Die zweite Strophe lautet nämlich wie folgt:

<i>Veni redemptor gentium:</i>	<i>Nu kom der heyden Heyland:</i>
Non ex virili semine,	Nicht von mans blut noch von fleysch,
Sed mystico spiramine	alleyn von dem heyiligen geyst
verbum dei factum est caro	Ist Gotts wort worden eyn mensch
fructusque ventris floruit.	vnd bluet eyn frucht weybs fleysch.

Damit sei eine Übersetzung, abgedruckt bei Kehrein<sup>53</sup>, verglichen:

Niht uz manlichem samen  
 sunder bezaichenlichem geiste  
 daz wort gotes worden ist vleise  
 vnd wvcher des bvches hat geblvt.

Die Unterschiede liegen auf der Hand. Luther bevorzugt »Sangbarkeit« und »Verständlichkeit« seiner »treuen« Übersetzung. Er bleibt dem Original so nahe, wie es möglich ist, ohne aber diese Vorbedingungen seiner Übersetzungskunst zu verletzen.

Etwas anders liegt die Sache beim zweiten Hymnus, »*A solis ortus Gardine*« von Sedulius (Bulst, S. 71f.). Hier handelt es sich um »die ersten sieben Strophen aus dem Abeceradius ..., die bereits als Weihnachtshymnus aus dem Gesamtwerk herausgelöst waren« (Hahn, 1981, S. 289). Die-

sem langen 23strophigen Hymnus entnahm Luther ein Stück, aber erst später: »Wenn er später, wahrscheinlich am 12. Dezember 1541, auch den Epiphaniasteil des Abecedarius, *Hostis Herodes impie - Was fürchtest du, Feind Herodes sehr* (32) überträgt, so baut er die De-tempore-Reihe weiter aus« (Hahn, daselbst).

Chronologisch gesehen ist der nächste ein Trinitätshymnus aus der älteren Schicht der Hymnik, die schon im 10. Jahrhundert in einer Handschrift der Kathedrale von Durham (A.IV. 19) mit altenglischen Glossen versehen wurde<sup>54</sup>. Luthers Übersetzung »*Der du bist drei in Einigkeit*« (Hahn, Nr. 36) ist nach dem Hymnus »*0 lux beata trinitas*« entstanden (AH 27.72, vgl. AH 2.34 und AH 51.38). Sie gehört zu den späteren Hymnenübersetzungen Luthers: »Anlaß und Zweck des wohl letzten Liedes Luthers (1543), ... das den wieder sehr alten Vesper-Hymnus ... überträgt und nicht mehr in die Gruppe der Lutherlieder eingeordnet ist ... , bleiben dunkel« (Hahn, 1981, S. 290). Das Vorhandensein dieser Übersetzung ist für uns besonders wertvoll für mögliche Konklusionen.

Neben diesen frühen Hymnen hat Luther u. a. auch einen karolingischen Hymnus auf den hl. Geist, den »*Veni creator spiritus*«, des späteren Erzbischof von Mainz, Hrabanus Maurus<sup>55</sup>, ein Denkmal der Auseinandersetzung zwischen der byzantinischen Kirche des Ostens und der westlichen Kirche um die Formel »*filioque*« im *Credo*, mit dem Anfang »*Korn Gott schepffer heyliger geyst*« (Hahn, Nr. 22) ebenfalls ins Deutsche übersetzt. Dies gilt (nach Hahns Meinung) als ein Versuch Luthers, schon 1524 Festlieder (in diesem Falle für Pfingsten) zu schaffen. Daß Luther das Bedürfnis hatte, gerade liturgische Texte über den Hl. Geist zu kreieren, zeigt die Tatsache, daß er auch eine Antiphon »*Veni sancte spiritus / reple tuorum corda fidelium*« (Hahn, Nr. 2) verdeutschte. Interessanter ist der Fall einer anderen Antiphon, »*Media vita in morte sumus*«, oder »*Mitten wyr ym leben sind*« (Hahn, Nr. 3), die früher unbegründet dem Sequenzdichter Notker Balbulus zugeschrieben wurde, obwohl sie erst aus dem 11. Jahrhundert stammen kann<sup>58</sup>. Diese Antiphon diente verschiedenen Funktionen, liturgischen und sonstigen. Dazu sagt Janota: »Die Antiphon *Media vita* fand im Mittelalter in verschiedener Funktion eine weite Verbreitung. Man gebrauchte sie zum >Schadensingen< gegenüber anderen; man versuchte damit Schlachten zu beeinflussen. Die Mönche von St. Matthias in Trier sangen die Antiphon im Jahre 1263, um so den Himmel geneigt zu stimmen: Er sollte sie von dem Abt Wilhelm befreien ... Nach der Schweriner Agende vom Jahre 1521 wird am Gründonnerstag am Ende des *Responsorium contra censuratos seu aggravatos* das *Media vita* gesungen ... «<sup>67</sup>. Janota weiß noch weitere Einzelfälle der Verwendung anzugeben. Von ihm wissen wir, daß verschiedene deutsche Fassungen schon im Umlaufe waren, als Luther seine »Übersetzung« in sein Gesangbuch aufnahm. Manchmal griff



Luther auf existierende Textübersetzungen zurück, so im Falle der Sequenz »*Victimae paschali laudes*« des Wipo von Burgund (ca. 1050), die auch in liturgischen Feiern und Dramen immer wieder gesungen wurde. Zwischen der Sequenz und Luthers Lied »*Christ lagynn todes bande[n]*« (Hahn, Nr. 8) liegt das erste deutsche Auferstehungslied »*Christ ist erstanden*«<sup>59</sup>.

Aus der jüngsten Vergangenheit entnahm Luther nur einen einzigen Hymnus ohne liturgische Funktion, den des Reformers Jan Hus »*Jesus Christus nostra salus*«, übersetzt mit dem Anfang »*Jesus Christus unser Heyland*« (Hahn, Nr. 16), ein lateinisches Lied, das international verbreitet war und auch in skandinavischen Handschriften verzeichnet ist<sup>60</sup>. Hier, wie auch anderswo, bot er den Text in einer Form dar, welche seiner theologisch-dogmatischen Auffassung entsprach. Weitere Stücke, wie das als Hymnus bezeichnete *Te Deum laudamus*, ferner eine Antiphon und lateinisch Tropus genannte Credo-Paraphrase (vgl. Hahn, Nr. 24) sind für uns hier kaum von Bedeutung.

Es gibt aber mehrere Indizien, die uns helfen, weitere Verbindungslinien zwischen Luthers Liedern und der lateinischen Hymnik zu ziehen. Mit Recht weist Hahn in seinem Buch über Luthers Liedschaffen (1981) darauf hin, daß Einzelformulierungen Hymnennachklänge und Reminiszenzen verraten, so die Sequenzen *Lauda Sion Salvatorem* und *Grates nunc reddamus* (AH 50.584 und AH 53.12) des Thomas von Aquin<sup>61</sup>. Diese Einzelfälle sind für uns eine Warnung, daß in Luthers Dichtwerk sicherlich auch sonst Nachklänge der Hymnentradition vorhanden sein müssen. Eine systematische Untersuchung seines OEuvres bleibt nach wie vor eine zu erfüllende Aufgabe.

Hier sollen nur zwei interessante Möglichkeiten angedeutet werden. Es handelt sich in beiden Fällen um deutsche Lieder, sichtlich ohne hymnische Bezüge. Der erste Fall ist das Lied »*Gott vater won uns bey*« (Hahn, Nr. 23), von dem man ohne weiteres eine Verbindung zu einem in der Crailsheimer Schulordnung (1480) befindlichen Marienlied »*Sancta Maria sie uns bej*« ziehen kann, welches auch mit einem Petrus-Lied Verwandtschaft aufweist. Wenn man aber den Motivschatz und die Einzelzüge des Luther-Liedes (und seiner älteren »Vorlage«) betrachtet, muß man zu dem Schluß kommen, daß auch hier Bruchstücke aus der Hymnentradition vorhanden sein können.

Noch interessanter ist der Fall von Luthers Lied auf die Brüsseler Märtyrer »*Ein neues lied wyr heben an*« (Hahn, Nr. 6), das vom »historischen« Zeitlied beeinflusst gewesen sein soll. Ohne diese These verwerfen zu wollen, sollte man jedoch darauf hinweisen, daß auch der Einfluß der meistens in dem *CommuneSanctorum* stehenden Märtyrerhymnen (deren Urbild das dem hl. Ambrosius zugeschriebene *Aeterna Christununera* ist, Bulst, S. 52) eine Rolle gespielt haben muß.

Dies sind nur einige flüchtig beobachtete Einzelfälle zur Beleuchtung der Möglichkeit einer weiteren Erforschung dieser Problematik.

Man kann noch ein weiteres Zeugnis für Luthers ungebrochenes Interesse für die lateinische Hymnik aus seinen späteren Jahren anführen. Es handelt sich um Luthers Vorrede zur Sammlung der Begräbnislieder (1542), wo er nach einer kurzen Aufzählung deutscher Gesänge folgendes sagt: »Mag man eins vmbs ander singen / wenn man vom begrebnis heim gehen wil. Also mag mans auch mit den lateinischen Gesengen halten

*lam moesta quiesce /*

*Si enim credimus /*

*Corpora Sanctorum /*

*In pace sumus / etc.*<sup>82</sup>

Besonders der erste Titel interessiert uns hier; es handelt sich um den bekannten Begräbnis-Hymnus des hispano-römischen Dichters Prudentius (Nr. X in seiner Sammlung *Cathemerinon*<sup>83</sup>), einem Vorläufer des *Dies irae dies illa*. Wir wissen, daß Luther sich für Prudentius interessierte; »Von den christlichen Poeten der ausgehenden Antike bevorzugt der Reformator Prudentius«, sagt Wolf.

Luther kannte natürlich den hl. Augustinus, einen Zeugen der Hymnendichtung des Ambrosius von Mailand, außerordentlich gut. Und Augustinus spricht in *seinen Bekenntnissen* über seine Emotionen, welche eben die ersten Hymnen des Ambrosius anlässlich des »Kulturkampfes« vom 368 in Mailand gegen die Arianer und die sie unterstützende Kaisermacht in der Seele des Augustinus hervorgerufen haben:

»Wieviel habe ich geweint in Deinen [nämlich Gottes] Hymnen und Liedern, heftiglich bewegt von den Stimmen Deiner Kirche in ihrem süßen Laut. Diese Stimmen drangen in mein Ohr und die Wahrheit flöbte sich mir in das Herz und mein Gemüt wallte auf zu Gottergebenheit und die Tränen rannen und mir war wohl mit ihnen«<sup>65</sup>

Dies können eben die Worte gewesen sein, welche die Hymnik, die ambrosianische Hymnik, in Luthers Gedächtnis unvergeßlich gemacht haben.

Luther befand sich im Grunde genommen in einer ähnlichen Kampfsituation wie der hl. Ambrosius zur Zeit der Abfassung seiner ersten trinitarischen Hymnen, welche in erster Linie Kampfgesänge und Protestlieder waren'. Luther stand zu der Zeit, als er mit seinen ersten Gemeindeliedern herauskam, in einem Doppelkampf. Wie Hahn dazu bemerkt: »Luthers Reformen sind jedoch nicht nur auf ihren Ausgang von Rom zu beziehen. Ihr Beginn, Ablauf, Tempo und Inhalt hängen wahrscheinlich auch mit Thomas Müntzers liturgischem Vorsprung zusammen... Dieser hat 1523 in seinem >Deutschen Kirchenamt< zehn Hymnenübersetzungen veröffentlicht ... Sie sind verhältnismäßig frei übertragen und dabei deutlich vom

spezifisch >schwärmerischen< Programm der >Entgrobung< geprägt, jenem Läuterungsprozeß, der auf die Geburt Christi im Menschen hinzielt ... «<sup>67</sup>. Luthers anderswärtige Hymnenübersetzungen scheinen eine »lutherische« Antwort darauf gewesen zu sein: »Noch einmal, wir werden nicht nur die Übersetzung, sondern eine möglichst genaue Übersetzung der lateinischen Gesänge als eine theologisch motivierte, auf Rom und die >Schwärmen zielende, in konkreter kirchengeschichtlicher Situation getroffene Entscheidung mit stilistischen Folgen zu begreifen haben« (dasselbst, S. 292).

Hahn hilft uns aber noch mehr, Luthers Verhältnis zur alten Hymnik zu verstehen und richtig einzuschätzen: »Wenn in den Übersetzungen auch in erster Linie *das gute Erbe der Alten* bewahrt und falsche Neuerungen abgewiesen werden sollte, wenn der Spielraum für die Applikation der Botschaft auf die Gegenwart in ihnen auch sehr eng war, sie tragen doch die Spuren davon, daß es Luther war, der über diese Botschaft nachgedacht und sie nachgesprochen hat«.

Luthers scheinbar beschränkter Beitrag zur Übernahme der alten Hymnik in die neue protestantische Tradition war dennoch eine entscheidende, folgenschwere Tat. »Non numerantur, sed ponderantur«. Die Tatsache allein, daß er die alte religiöse Dichtung der *katholischen* Kirche nicht restlos ablehnte und ignorierte, mußte ganz wichtige Folgen haben. In dem Augenblick, wo sich seine Nachfolger und Parteigänger mit dieser lateinisch-hymnischen Tradition konfrontiert sahen, konnten sie, im Gegensatz zu Calvins Konfessionsfreunden, die alte Hymnik nicht restlos verwerfen. Calvin duldet nur Psalmen und psalmodische Dichtung, wie es die Verbreitung und Nachwirkung der Genfer »Psalmen« im Französischen und Deutschen bezeugt.

In der evangelischen Kirchenliedtradition verlief die Entwicklung ganz anders. Eine solche Feindschaft und eine solche »pauschale« Ablehnung war hier infolge von Luthers Hymnenübersetzungen nicht vertretbar.

Ohne den Versuch unternehmen zu wollen, die Konsequenzen dieser Tatsache auf einer breiten Grundlage zu zeigen, sollen hier einige typische Beispiele aus verschiedenen Zeiten nach der Reformation und aus verschiedenen Teilen Europas angeführt werden.

Neuerdings hat Andreas Traub auf einen interessanten Fall aus Bern hingewiesen. »Um das Jahr 1525 verfaßte Cosmas Alder ... seit 1524 Cantor am Chorherrenstift St. Vinzenz zu Bern eine Sammlung mehrstimmiger Hymnen, die 20 Hymni de Tempore und 17 Hymni de Sanctis enthält... Bei der Reformation im Jahre 1528 wurde das Chorherrenstift aufgelöst. Cosmas Alder erhielt drei städtische Schreiberämter ... Nach seinem Tod gab Wolfgang Musculus (1487-1563) die Hymnenkompositionen heraus; sie wurden unter dem Titel *>Hymni sacri / numero LVII quorum usus in Ecclesia esse consuevit, iam recens castigati f / eleganti plane modulatione / concinnat*

von Mathias Apiarius in Bern gedruckt.«<sup>88</sup> Interessant ist die folgende Tatsache: »Da die Hymnen ihre liturgische Bestimmung verloren hatten, wies ihnen Musculus eine neue Funktion in der Erziehung der Jugend zu« (daselbst). Kontrafakturverfahren waren vor und in der Reformationszeit weitverbreitet und wurden von Katholiken und Protestanten gleichermaßen praktiziert<sup>89</sup>. Hier sehen wir jene Bestrebung am Werk, die die »christliche« (d. h. protestantische) Bearbeitung katholischer Texte durch Aufhebung spezifisch »katholischer« Elemente bezweckte, was wir u. a. bei Hans Sachs in der Bearbeitung des alten (mittelalterlichen) Christophorusliedes beobachten können<sup>70</sup>. Hier hat Musculus, der die Absurdität mancher seiner Korrekturen nicht bemerkte, einige ganz »amüsante« Textumgestaltungen zustandegebracht. Wie Traub zitiert, sieht die Bearbeitung eines alten Fastenhymnus bei Musculus folgendermaßen aus:

*Alter Hymnus:*

Iesu, quadragenariae  
dicator abstinentiae,  
qui ob salutem mentium  
hoc sanxeras ieiunium ...

*Die Bearbeitung von Musculus:*

Iesu, quadragenarium  
qui non doces ieiunium,  
sed irremissam praecipis  
servare poenitentiam ... (Daselbst, 17).

Auch diese radikale Umdeutung kann die Tatsache nicht in Zweifel ziehen, daß der alte Hymnus in einer neuen Funktion mit wesentlichen Korrekturen weiterlebt.

Anders ist es z. B. in den skandinavischen Ländern, wo nachreformatorische Gesangbücher »nova et vetera« nebeneinander bieten<sup>71</sup>. In Schweden lebt der Hymnus trotz der Reformation sowohl in lateinischer wie auch in schwedischer (Volks-)Sprache in zahlreichen Handschriften weiter, sogar Heiligenhymnen und Sequenzen behaupten sich hier in manchen Manuskripten, worüber Moberg ausführliche Daten gesammelt hat<sup>72</sup>. Noch mehr ist aus Dänemark zu verzeichnen.

In Finnland ist eine ganz interessante und international fundierte Gesangsammlung, *Piae Cantiones* genannt, herausgegeben vom finnischen Reformator Theodoricus Petri von Nyland (1582), aufgetaucht<sup>73</sup>. Mäkinen<sup>74</sup> entdeckte einige Melodien in böhmischen Quellen, und es ist klar, daß hier eine »Traditionswanderung« vorhanden ist, die die konfessionellen Grenzen überschreitet. Diese *Cantiones* waren in der katholischen paraliturgischen Gesangtradition Böhmens und Süd-Deutschlands tief verwurzelt. Theodoricus Petri unterdrückte in einem ähnlichen Verfahren (jedenfalls erfolgreicher als Musculus) die katholischen Elemente und »bearbeitete« manches »neu«. Trotzdem konnte man vieles mit großer Wahrscheinlichkeit rekonstruieren, was Funde in anderen vor- und nachreformatorischen skandinavischen Handschriften gezeigt und bekräftigt haben.

Damit haben wir die uns gestellte Aufgabe mit Ausnahme von zwei weiteren Einzelheiten im wesentlichen absolviert. Hier muß nochmals Luthers Rolle in der Bewahrung und Förderung der Hymnentradiation im protestantischen Bereich kräftig unterstrichen werden. Luther handelte nicht nur »instinktiv«, sondern ganz bewußt und sogar zielbewußt. Dies kann man mit seinem Parallelverfahren im Bereich des Heiligenkultes und in der Welt der Legende eindeutig beleuchten. Hier mag man Schwankungen und Kurswechsel beobachten, aber im wesentlichen hält Luther in diesem Bereich an seiner ablehnenden Haltung fest. Noch klarer sieht man Luthers konsequente und eindeutige Einstellung im Zusammenhang mit dem deutschen (spätmittelalterlichen) Brauchtum, worüber Erika Kohler in ihrem posthumen Buch berichtet<sup>75</sup>.

Aus all dem, was wir über Luther wissen, folgern wir, er hätte kein Interesse für Hymnen gezeigt, wenn dies seiner Überzeugung widersprochen hätte. Wenn er aber im Laufe seiner Tätigkeit immer wieder auf die Hymnen, trotz ihrer tiefen Verwurzelung in der katholischen Tradition, zurückgreift und sie sogar in den 1540er Jahren wieder in beschränktem Maße fördert und in der evangelischen Liturgie (einschließlich der Begräbnisse) in Übersetzung oder in lateinischer Urform bewahrt, weist dies eindeutig darauf hin, daß er einen inneren Hang, eine nicht zu unterschätzende innere Beziehung zur Hymnik in seinem Herzen trotz aller Änderungen und Aufwallungen bewahrte. Damit schuf er eine Brücke zwischen der alten Hymnik und dem neuen protestantischen Gemeindelied. Leider ist die Rezeptionsgeschichte des lateinischen Hymnus sowohl im katholischen wie im außer-katholischen Bereich noch immer ungeschrieben. So können wir heute erst mit wenigen konkreten Daten operieren. Luther könnte jedoch auch die Haltung der Katholiken der Hymnik gegenüber beeinflußt haben. Auf katholischer Seite war zu jener Zeit der alten Hymnik gegenüber eine wachsende, teils durch die Humanisten »geschürte« Entfremdung vorhanden, und ich vermute, daß die kulante Haltung protestantischer Kreise dem Hymnus gegenüber nicht wenig zur Fortsetzung der alten mittelalterlichen Hymnik - trotz schwerer Rückschläge - bis zum II. Vatikanischen Konzil auch in der katholischen Kirche und Liturgie beitragen konnte. Aber auch dies fordert weitere Untersuchungen und Quellenstudien, die heute noch fehlen.

## Anmerkungen

- 1 Gerhard Hahn, *Evangelium als literarische Anweisung. Zu Luthers Stellung in der Geschichte des deutschen kirchlichen Liedes* (München 1981). Zitiert als Hahn (1981).
- 2 Der Versuch, die Hymnen der Sammlung: *Hymni instaurandi Breviarii Romani*, ed. A. Lentini, OSB (Rom 1948) einzuführen, ist bisher fehlgeschlagen.
- 3 Ein Beispiel dafür ist: *Antiphonale zum Stundengebet* (Freiburg i. Br.-Münsterschwarzach 1979).
- 4 Herbert Goltzen, »Die Stellung des Hymnus im Tagzeitengebet«, in: *Kerygma und Melos. Christhard Mahrenholz 70. Jahre*, Hrsg. Walter Blankenburg u. a. (Kassel, Basel, usw. 1970) S. 71-86.
- 5 Dasselbst S. 84.
- 6 EKG = Evangelisches Kirchengesangbuch.
- 7 *A Dictionary of Hymnology*, ed. John Julian (Neudruck: New York 1957<sup>2</sup>) in zwei Bänden.
- 8 Einige Beispiele: »Introduction« von W.H. Frere, in: *Hymns Ancient and Modern. Historical Edition* (London 1909 u. o.), C. S. Phillips, *Hymnody, Past and Present* (London 1937) und J. Reeves, *The Hymns as Literature* (New York 1924).
- 9 *Cantilena* ist ein vieldeutiger Ausdruck, öfters benutzt im Sinne »religiöses Lied«, sogar als »Hymnus« gelegentlich.
- 10 Nach dem Text der Weimarer Ausgabe: *Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe* (Weimar 1883ff.), hier Bd. XII, S. 220: 608.
- 11 Zitiert nach: *Martin Luther, Die deutschen geistlichen Lieder*, herausgegeben von Gerhard Hahn (Tübingen 1967) S. 63f.
- 12 »Die meisten vom Reformator stammenden Neuschöpfungen sowie Umgestaltungen überkommener Texte sind eigens für den Gebrauch des Kirchenvolkes gestaltete Gemeindelieder«, sagt Wolf: *Herbert Wolf, Martin Luther* (Stuttgart 1980), S. 142.
- 13 Ingrid Schürk, *Deutsche Übertragungen mittellateinischer Hymnen im 18. und 19. Jahrhundert* (Tübingen 1963).
- 14 Schürk, S. 61.
- 15 Dasselbst, S. 68ff.
- 16 J.J.W. Heinse, *Laidion oder die Eleusischen Geheimnisse* (Leipzig o. J.).
- 17 Kees Vellekoop, *Dies ire dies ilia* (Bilthoven 1978).
- 18 *Goethes Werke*, Hrsg. E. Trunz (Hamburger Ausgabe); III (München 1976); *Domszene 120f.*, vgl. 524 und 649. S. auch: KW Niemöller, »Die kirchliche Szene«, in: H. Becker, Hrsg., *Die Couleur locale in der Oper des 19. Jahrhunderts* (Regensburg 1976), S. 341 ff. und F. Warminger, *Dies irae: Its Use in Non-Liturgical Music from the Beginning of the Nineteenth Century* (Diss. Northwestern University 1962), usw.
- 19 Vgl. dazu: J. Szövérfy, »Religiöse Dichtung als Kulturphänomen und Kulturleistung«, in: *Repertorium Hymnologicum Novum I* (Berlin 1983), S. 24-65, bes. S. 29-32.

- 
- 20 Dazu: »Herders Wiederentdeckung der Hymnik«, in: Schürk, a.a.O., S. 97f.  
Ferner: Fritz Wagner, »Die mittellateinische Legende und Lyrik im Urteil J. G. Herders«, *Mittellateinisches Jahrbuch* 8 (1973), S. 282-292.
- 21 Schürk, a.a.O., S. 100.
- 22 O. Hellinghaus, *Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen. Deutsche Nachdichtungen*, ... (M. Gladbach 1926); A. Schwerd, *Hymnen und Sequenzen*; F. Wolters, *Hymnen und Sequenzen. Übertragungen aus lateinischen Dichtern der Kirche vom 4. bis 15. Jahrhundert* (Berlin 1914), usw.
- 23 Ein Beispiel: H. Rosenberg, *Die Hymnen des Breviers in Urform und neuen deutschen Nachdichtungen* (Freiburg i. B. 1923), usw.
- 24 H. de Boor, *Geschichte der deutschen Literatur ... I* (München 1949, u.ö.) s. 82-84, K.H. Halbach, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, ed. W. Stammer (Berlin 1953 und 1960-1963<sup>2</sup>) II, S. 500-502. Zum Petruslied: Kl. Gamber, »Das althaiarische Petruslied ...«, *Festschrift F. Haberl* (Regensburg 1977), S. 107-116, usw.
- 25 W. Bulst, »Zu den Murbacher-Hymnen«, *ZfdA* 80 (1944), S. 157-162; U. Daab, *Drei Reichenauer Denkmäler der altalemannischen Frühzeit* (Tübingen 1963), S. 29-76.
- 26 Zu diesen: Helmut Gneuss, *Hymnar und Hymnen im englischen Mittelalter* (Tübingen 1968): »Geschichte und Verwandtschaft der altenglischen Hymnenglossen«, S. 122-193.
- 27 Ernst Schulz, »Über die Dichtungen Ekkeharts IV. von St. Gallen«, *Corona Quemea* (FS K. Strecker), (1952<sup>2</sup>), S. 199-223, bes. 5.209.
- 28 Z. B.: Hans Egger, »Mariensequenz aus St. Lambrecht«, in: *Verfasserlexikon – Deutsche Literatur des Mittelalters V*, ed. K. Langosch (1955) S. 666-668; ferner: G. Jungbluth, *Interpretationen mhd. Lyrik* (Bad Homburg v. d. H. 1969).
- 29 Joseph Kehrein, *Kirchen- und religiöse Lieder aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert* (Paderborn 1853).
- 30 *Analecta Hymnica Medii Aevi*, Hrsg. G.M. Dreyes und CL Blume (Leipzig 1886-1922), nach Bänden und Seiten zitiert.
- 31 *Luthers Werke*, Weimarer Ausgabe XII, S. 218.
- 32 Johannes Janota, *Studien zu Funktion und Typus des deutschen geistlichen Liedes im Mittelalter* (München 1968).
- 33 *Daselbst*, S. 1.
- 34 Franz Viktor Spechtler, Hrsg., *Die geistlichen Lieder des Mönchs von Salzburg* (Berlin-New York 1972).
- 35 Maria Carmelita (Clothilde) Pflieger, *Untersuchungen am deutschen geistlichen Lied des 13. bis 16. Jahrhunderts* (Berlin 1937), S. 9.
- 36 J. Szövérfy, *Die Annalen der lateinischen Hymnendichtung I-II* (Berlin 1964-1965).
- 37 Paul Evans, *The Early Trope Repertory of St. Martial de Limoges* (Princeton, N.J. 1970), S. 23.
- 38 Karl Heinz Schlager, »Cantiones«, in: *Geschichte der katholischen Kirchenmusik*, Hrsg. K G. Fellerer I (Kassel-Basel-Tours 1972), S. 286-293. Vgl. E. Jammers, »Cantio«, *Musik in Geschichte und Gegenwart II* (1952), S. 778-781.

- 39 E. Odelman, »Comment a-t-on appelé les tropes?« Cahiers de Civilisation Médiévale 18 (1975), S. 15-36.
- 40 Siehe die letzte Abteilung des ersten Bandes der AH (1886).
- 41 Verschiedene Beispiele aus böhmischen Quellen: J. Szövérfy, »Klassische Anspielungen und antike Elemente in mittelalterlichen Hymnen«, Archiv für Kulturgeschichte 44 (1962), S. 148-192.
- 42 So z. B. der Einfluß von Alain de Lille: J. Szövérfy, »Alain de Lille et al tradition tchèque«, Études d'Histoire Littéraire et Doctrinale (Paris-Montréal 1962), S. 239-258.
- 43 Dasselbst, S. 247 ff.
- 44 Szövérfy, Annalen II (1965), S. 387f.; AH 45 b., S. 105-106; ferner: Zdének Nejedlý, Dejiny husitského zpěvu I-VI (Prag 1954-1956), bes. II, S. 20-56, 57-99, 134ff. und 408ff. K Kouba, »Jan Hus und das geistliche Lied«, JbLH 4 (1969), S. 190-196.
- 45 Vgl. dazu: Szövérfy, »Religiöse Dichtung« (s. oben Anm. 19), S. 24ff.
- 46 Szövérfy, Annalen II, S. 332f.; ferner: H. Anglès, »El Llibre Vermeil de Montserrat y los cantos y la danza sacra de los peregrinos durante el siglo XIV«, in: Scripta I (1975), S. 621-661.
- 47 Richard of Ledrede. The Latin Hymns of Richard of Ledrede, ed. Theo Stemmler (Mannheim 1975), ferner die Ausgaben von R L. Greene und E. Colledge (1974).
- 48 Szövérfy, Annalen II (1965), S. 338-341 und F. A. Stein, Das Mosburger Graduale (Diss. Freiburg 1956).
- 49 L. Oldani, »Intende qui regis Israel«, in: Ambrosius 16 (1940), S. 177-182.
- 50 Gewöhnlich eine abschließende Strophe mit dem Lob der Trinität, die im Laufe der Hymnengeschichte verschiedene Variationen aufweist.
- 51 S. oben Anm. 1.
- 52 Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts I-V (Leipzig 1864-1877).
- 53 S. oben Anm. 29, S. 30.
- 54 Gneuss (s. oben Anm 26), S. 311 vgl. daselbst S. 102.
- 55 H. Lausberg, Der Hymnus Verū creator Spiritus (Göttingen 1979).
- 56 S. Wolfram von den Steinen, Notker der Dichter und seine geistige Welt. Darstellungsband (Bern 1948), S. 497f.
- 57 Janota, S. 232 ff.
- 58 Szövérfy, Annalen I (1964), S. 372-374; ferner: ders., Psallat chorus caelestium. Religious Lyrica of the Middle Ages (Berlin 1983), S. 18-33.
- 59 Gerhard Hahn, »Christ ist erstanden gebessert. Zu Luthers Stellung in der Geschichte des deutschen Gemeindeliedes«, in: Werk - Typ - Situation, Hrsg. I. Glier u. a. (Stuttgart 1969), S. 326-345.
- 60 Z.B.: Marius Kristensen, En Klosterbog fra Middelalderens Slutning (AM 76, 8<sup>o</sup>) ... (Kobenhavn 1928-1933), S. 14f.; vgl. XXII mit Literatur, wichtige Zusätze dazu mit Hinweisen auf (para)-liturgische Verwendung des Hymnus in Kopenhagen 1476: John Bergsagel & Niels Martin Jensen, »A Reconsideration of the Manuscript Copenhagen, A. M. 76, 8<sup>o</sup>«, in: Festskrift Henrik Glahn (Copenhagen 1979), 19-33, bes. S. 26f. und Anm. 9 und 14.



- 
- 61 Hahn (1981), S. 182 und s. Index 316 für »Lauda Sion«.
- 62 Luthers Werke (Weimarer Ausgabe) Bd. XXXV, S. 483.
- 63 Vgl. dazu: Szövérfly, *Annalen I*, (1964), S. 83-92; ferner: Jean-Louis Charlet, *La création poétique dans le Cathemerinon de Prudence* (Paris 1982), S. 3941.
- 64 Wolf (s. oben Anm. 12), S. 117.
- 65 Augustinus, *Confessiones IX*, vi, vii, nach ed. Skutella. Vgl. W. Bulst, *Hymni Latini Antiquissimi LXXV. Psalmi III* (Heidelberg 1956), S. 9.
- 66 Vgl. J. R. Palanque, *Saint Ambroise et l'Empire romain* (Paris 1933), S. 139-181, bes. S. 153
- 67 Hahn (1981), S. 291f.
- 68 Andreas Traub, »Die Hymnen von Cosmas Alder und Wolfgang Musculus«, *Die Musikforschung* 36 (1982), S. 16-18.
- 69 Zahlreiche Beispiele bei Wackernagel.
- 70 Wackernagel, III, S. 59-60.
- 71 S. oben Anm. 60. A. Mailing, *Danske Sahnehistorie* (Kopenhagen 1962-1966), ferner Jergen Pedersen, »Den latinske Hymne i tusind \$r«, *Hymnologiske Meddelelser* 7 (1978) S. 193-227; 8 (1979) S. 36-90, J. Elbek, »Grundtvig og de latinske salmer«, in: *Grundtvig Studier* (1959) 7-63 und aus der Reformationszeit einige Beispiele: *Den danske Psalmebog ...*, aff Hans Thomissen 1569 [Faksimile Ed.] von Erik Dal (Kopenhagen 1968), auch: *Nogle nye Psalmer oc Lofsange* (Rostock 1536) [Neudruck/Faksimile] (Kopenhagen 1972), *Malmö-Salmenbogen 1533* [ed. John Kroon] (Malmö 1967), ferner zur Musik: H. Glahn, *Melodistudier til den lutherske salmesangs historie fra 1524 til ca. 1600* (Diss. Kopenhagen 1954), I-II.
- 72 C.A. Moberg, *Die liturgischen Hymnen in Schweden* (Kopenhagen 1947), »Protestantische Quellen«, S. 155-164.
- 73 Szövérfly, *Annalen II* (1965), S. 441ff. und *Piae Cantiones. A Collection of Church and School Songs ... originally published in A.D. 1583 by Theodorice Petri of Nyland ... re-ed. G.R. Woodward* (London 1910).
- 74 Timo Mäkinen, *Die aus frühen böhmischen Quellen überlieferten Piae Cantiones-Melodien* (Jyväskylä 1964) mit weiterer Bibliographie.
- 75 Erika Kohler, *Martin Luther und der Festbrauch* (Köln-Graz 1959).



Josef Tal

## Der Weg einer Oper

Ich schreibe nun am Finale meiner Oper »Der Turm«, einem Produkt meines Studienjahres 82/83 am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Gedanken kreisen im Kopf, die weit hinausfliegen über die Grenzen der Notenblätter. Längst vergangene Tage meiner Kindheit, glücklich, weil auch kämpferisch verlebt in dieser Stadt, vehement herausgerissen durch politische Ereignisse und nun nach fünf Jahrzehnten auf nahezu ein ganzes Jahr zurückkehrend an den Ausgangspunkt, um wieder am inzwischen gegensätzlichen Ort eine größere Arbeit zu schreiben, dieser Kreis ist des Cusanus' *coincidentia oppositorum*, in welchem alle endlichen Gegensätze in der Metaphysis zusammenfallen.

In einem Augenblick der Besinnung verglich ich die Themen meiner vier Opern miteinander: »Ashmedai« (uraufgeführt in Hamburg 1971), die alte talmudische Legende vom Teufel, der den guten König überredet, für ein Jahr abzutreten und dem Teufel die Führung zu überlassen, der dann in Kürze das Volk ins Verderben stürzt.

Wohl nicht zufällig habe ich dieses Thema gewählt, denn es reflektiert die äußeren Geschehnisse im Lebensabschnitt meiner Jugend.

Dann: »Die Versuchung« (uraufgeführt in München 1976), das Problem der revoltierenden Nachkriegsjugend, die sich vom Überkommenen und Bestehenden befreien will, aber im Verlauf des Ringens in die gleichen traditionellen Fehler zurückfällt, weil sich noch kein klares Konzept vom »Neuen Gedanken« gebildet hat.

Dann die Oper »Massada« (uraufgeführt in Jerusalem 1973), der paradoxe »Sieg« des römischen Feldherrn über den durch Selbstmord ausgeschiedenen Gegner. Auf dem Höhepunkt seiner Verzweiflung erkennt der Römer eine kleine Gruppe von Kindern, denen es gelang, sich durch unterirdische Kanäle aus der römischen Umklammerung zu befreien und dem Selbstmord zu entgehen. Nun sitzen sie - im Hintergrund der Bühne - auf einem kleinen Felsplateau und spielen miteinander. Dem Feldherren wird es klar, daß der jahrelange Kampf umsonst war, denn diese Kinder sind der Keim des kommenden Neubeginns. (Alle drei Libretti sind vom Jerusalemer Poeten Israel Eliraz.)

Und nun sitze ich in meinem Arbeitszimmer des Wissenschaftskollegs zu Berlin und schreibe die Partitur zur Oper »Der Turm« (Libretto: Hans Keller, London), basierend auf der Idee der Erzählung vom »Turm zu Babel«.

»Die Versuchung« hat mich gelehrt, daß es nicht genug ist, die krassen

Fehler auf der Bühne zu zeigen. Der letzte Vorhang muß über Gedankenstoff fallen, der, ähnlich dem Orgel-Postludium, den Hörer mit eigenem Nachdenken aus dem Opernhaus entläßt. So wie der römische Feldherr, muß auch der Hörer den Keim eines Neubeginns erkennen.

Am Schreibtisch in Jerusalem wäre ich unmittelbares Atom im reißenden Strudel des Nahostkonflikts. Hier in Berlin gesellt sich dazu die europäische Angst vor den Raketen, die schon vor ihrer Explosion den Menschen von innen zerstören. Das Fehlen jeder kommunizierenden Sprache führt zur Zerstörung des Turmbaus. Könnte die Musik, als Teil der Kunst überhaupt, Sprache der disziplinierten Freiheit werden? Könnten wir mit dieser Sprache der Völker einen neuen geistigen unpolitischen Turm erbauen, der nicht, wie in Babel, aus Gott einen Götzen gemacht hat, den man mit Speeren besiegen kann? Der Gott des Gedankens wäre dann der Architekt dieses neuen Hauses in der Oper »Der Turm«. Jerusalem und Berlin würden zu Trägern seiner Stockwerke.

So die Jahre überblickend möchte ich sagen, daß da ein roter Faden durch meine Opern zieht. Er ist wohl der Ausdruck der Notwendigkeit, dem Scheußlichen unserer Tage sich zu stellen, statt schönere Landschaften in der Nichtexistenz aufzusuchen. Unweigerlich begeht man dabei Fehler im Einsatz, aber diese Fehler sind das Salz der Wirklichkeit und dürfen nicht vermieden werden.

All dies bezieht sich natürlich auch auf die Sprache der Musik in meinen Partituren. Nicht, daß alles um jeden Preis in neuer Mode gesagt sein muß. Aber es soll dem architektonischen Willen des neuen Hauses entsprechen. Alle Parameter sind frei und an kein System mehr gebunden. Diese Freiheit ist eine trügerisch dünne Eisdecke. Wer auf ihr tanzt, bricht unweigerlich ein. Aber die feste Unterlage muß für jedes Thema neu miterfunden werden. So nur kann die Starre des Systems vermieden und doch gleichzeitig eine Disziplin erreicht werden. Solche theoretische Analyse schreibt sich leicht in Worten. Jedoch auf jeder Partiturseite bricht der ständige Kampf zwischen Freiheit und Disziplin aus.

Der kämpferische Komponist muß all seine Kraft einsetzen, physisch und psychisch. Hat er die letzte Partiturseite der Oper beendet, so wird er das Ganze dem Wissenschaftskolleg überreichen als Zeichen des Dankes für die Geduld und Sorgfalt, mit der das Hinterland ihn in Ruhe und Sicherheit mit der Materie ringen ließ.

Andrzej Tomaszewski

## Denkmalpflege zwischen »Ästhetik« und Authentizität

Die Denkmalpflege wollte im 19. Jahrhundert perfekt sein. So sind den in diesem Geiste restaurierten Domen und mittelalterlichen Burgen ihre vermeintlich ursprünglichen Formen zurückgegeben und ihre späteren stilistischen Schichtungen entfernt worden. Man ist sogar, wie bei den Domen zu Köln und Prag, vor der Fertigstellung von nur zum Teil errichteten Bauwerken nicht zurückgeschreckt. Der Purismus war eine akzeptierte und von der Denkmalpflege in die Realität umgesetzte Doktrin und nicht zufällig ist Viollet-le-Duc Inhaber des Lehrstuhls für Ästhetik und Kunstgeschichte an der Ecole des Beaux-Arts in Paris gewesen. Die ästhetische Doktrin des Purismus und die mit ihr Hand in Hand gehende Praxis der Denkmalpflege sind von den damaligen Gesellschaften Europas allgemein gutgeheißen und genutzt worden. Die stilistisch einheitlich restaurierten, in neuem Glanz strahlenden, mittelalterlichen Architekturdenkmäler weckten Enthusiasmus, ließen Patriotismus und den Stolz auf die herrliche Vergangenheit aufkommen. Damals wurde noch nicht erkannt, daß dieser Grund zum Stolz der Preis für die an den Denkmälern vollführte Vergewaltigung war, durch die sie ein für allemal ihre ursprüngliche Authentizität verloren haben. Erinnert man sich heute an diese Zeiten, nennt man Viollet-le-Duc scherzhaft »Viollet-le-Monument«. Dieser Scherz, der dem in seiner Zeit großen Franzosen Unrecht tut, soll darauf hinweisen, daß wir jetzt aus den Erfahrungen seiner Zeit klüger geworden sind. Sind wir es tatsächlich?

Wir besitzen heute eine ausgezeichnete konservatorische Doktrin, die erstmals von dem österreichischen Kunsthistoriker Alois Riegl am Anfang unseres Jahrhunderts formuliert wurde. Ihre derzeit verbindliche Form hat diese Doktrin in der Gestalt der im Jahre 1964 auf dem ICOMOS-Kongreß in Venedig beschlossenen »Internationalen Charta über die Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern«, der sogenannten »Charta Veneziana«, bekommen. Es handelt sich dabei um eine wissenschaftliche, außerhalb aller ästhetischen Kriterien bleibende Doktrin. Ihr Ziel ist der Schutz und die Erhaltung der authentischen Substanz der Denkmäler für die Zukunft. Sie empfiehlt eine auf wissenschaftlichen Methoden basierende Konservierung der Denkmäler, verwirft dagegen deren Restauration, Rekonstruktion und Wiederaufbau, in denen sie die größte Gefahr erblickt.

Indes übersieht unsere zeitgenössische konservatorische Theorie, die ihre Lanze gegen die Restauration und den Wiederaufbau richtet, eine

andere Gefahr, welche unsere Architekturdenkmäler im Alltag bedroht. Diese, bislang nicht beim Namen genannte und keiner wissenschaftlichen Analyse unterzogene Gefahr, sind die in der Praxis herrschenden Grundsätze der Präsentation von Architekturdenkmälern. Sie stimmen nur zum Teil mit der Konservierungstheorie überein, stehen zum anderen im krasen Gegensatz zu ihr und verursachen einen systematischen Verlust der Authentizität der Denkmäler. Und das alles geschieht im Namen der Denkmalpflege, in Anlehnung an das »argumentum ex silentio« der konservatorischen Theorie.

Die Ergebnisse des Wirkens der Konservatoren, der Architekten und der Ingenieure, das die Präsentation der Architekturdenkmäler zum Ziel hat, können wir tagtäglich beobachten. Wir sind uns überhaupt nicht bewußt, daß wir sie, im Verhältnis zur Zeit ihrer Entstehung, in einem sehr veränderten Zustand sehen. Ist das ihr echtes oder ihr falsches Bild?

Die Architektur hat ihre Beständigkeit stets mit der Veränderlichkeit verknüpft. Der Architekt hofft beim Errichten eines Bauwerks, daß es über Generationen hin unverändert bleiben möge. Doch er erfährt beim Umbau eines alten Gebäudes oder bei der Veränderung seiner Umgebung die Bitterkeit der Vergänglichkeit und sieht, daß neue Lebensformen unvermeidlich Änderungen im Bereich der Architektur nach sich ziehen. Doch was ein Baumeister damals nicht voraussehen konnte, ist, daß sein Werk in der Zukunft zum Denkmal und als solches zum Gegenstand technischer und ästhetischer Manipulationen wird, deren Zielsetzung nicht die Adaptation an die sich verändernden Formen des täglichen Lebens ist, sondern vor allem die Präsentation des Bauwerks gegenüber der Gesellschaft.

Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts war der Mensch von historischen Formen in der Architektur umgeben. Er betrachtete ihre Kontinuität als etwas Normales. Die Explosion der aus dem Bauhaus stammenden modernen, mit der Tradition brechenden Architektur, sowie die durch den Krieg verursachten Zerstörungen historischer Komplexe, riefen in den letzten Jahrzehnten den nostalgischen Wunsch nach einer historischen Umgebung wach, in der eine nationale und kulturelle Identifikation erneut möglich ist. Die eigene Vergangenheit, die des eigenen Dorfes oder der eigenen Stadt, des Landes oder des Staates erweckt Lokalpatriotismus. Die Kenntnis unserer gemeinsamen europäischen Kultur stärkt das Zugehörigkeitsgefühl zu ihr. Die Vergangenheit fremder Zivilisationen läßt uns den Reichtum der menschlichen Kultur erkennen. Die Bewohner historischer Städte sind auf ihre Denkmäler stolz, möchten sie selbst gern betrachten und den anderen in einem möglichst »ästhetischen« Zustand vorzeigen. Das Bestreben, die Denkmäler anderer Länder kennenzulernen, hat eine wahre Explosion der »Denkmal-Touristik« hervorgerufen. Beispiel dafür sind die Scharen von Amerikanern, von Japanern (ganz abgesehen von den Deutschen), denen

wir an jedem wichtigeren Denkmal begegnen. Die »Denkmal Touristik« hat jedoch zwei Gesichter. Einerseits ist sie ein Zeichen des Interesses an der Kulturgeschichte, das geachtet und entwickelt werden sollte, andererseits aber eine Quelle ansehnlicher Einnahmen für die Staaten, für die historischen Städte und »last not least« für viele Geschäftsleute. Das Denkmal erfüllt hierbei die Rolle der Ware, die in einer möglichst attraktiven Gestalt vorgezeigt werden soll, in einer Gestalt, die dem Geschmack des modernen Durchschnittsmenschen entspricht. Was sind aber Geschmack und Bedürfnisse eines Zeitgenossen auf diesem Gebiet? Obwohl keine Umfragen zu diesem Thema durchgeführt worden sind, kann angenommen werden, daß ein Denkmal sich in einem guten und »ästhetischen« Zustand befinden soll und der modernen Gesellschaft zu dienen hat. Dies bedeutet, daß es einer Konservierung unterzogen werden soll, die uns um so besser scheint, je schöner und aufgeputzter das Denkmal aus den Händen der Konservatoren kommt. Dabei ist dem Durchschnittsmenschen die konservatorische Theorie in ihren Einzelheiten nicht bekannt. Er glaubt, daß das, was er betrachtet, das Ergebnis einer vorbildlichen Konservierung sei und ist von den Möglichkeiten der zeitgenössischen Denkmalpflege begeistert. Wie oft aber die Grundsätze der Präsentation die Prinzipien der Konservierung ersetzen, das weiß er nicht.

Die in vielen Ländern gemachten Beobachtungen führen zu der Folgerung, daß - trotz kleiner lokaler Unterschiede - eine internationale Schule der Präsentation der Architekturdenkmäler existiert, die sich auf ähnliche ästhetische Kriterien stützt und auf ähnliche Weise ihre Möglichkeiten aus der modernen Technik bezieht. Es dürfte sich lohnen zu überlegen, um welche Art von Kriterien es sich hierbei handelt, welche Ursprünge sie haben und in welchem Verhältnis sie zu der konservatorischen Theorie stehen\*

Meiner Überzeugung nach existieren vier Quellen, aus denen die Verfahrensmodelle mit den Architekturdenkmälern zum Zwecke ihrer Präsentation bezogen werden. Das sind:

- die Archäologie,
- das Museums- und Ausstellungswesen,
- die moderne Architektur,
- das Theater und der Film.

\* In meinen weiteren Erwägungen werde ich bei Benutzung der Termini »Ästhetik« und »ästhetisch« diese immer in Anführungszeichen gebrauchen, denn ich verstehe darunter weder die Ästhetik als einen Bereich der philosophischen Wissenschaften (die sich bislang für das hier besprochene Problem nicht interessiert hat) noch als die von dieser Wissenschaft formulierten Kriterien.

Jedes dieser Gebiete hat den Konservatoren und den Architekten seine eigenen »ästhetischen« Kriterien suggeriert. Wir wollen sie nacheinander untersuchen.

## 1. Die »archäologische Ästhetik« eines Architekturdenkmals

Eine charakteristische Eigenschaft der Archäologie ist, daß die von ihr freigelegten Objekte in einem unvollständigen oder sogar bruchstückhaften Zustand erhalten sind; oft handelt es sich dabei nur um Ruinen. Das grundlegende Denkmal der Archäologie sind jedoch nicht die ausgegrabenen Objekte, sondern die Anordnung der Kulturschichten in ihrem vertikalen Querschnitt, der es erlaubt, die chronologisch aufeinander folgenden Phasen des untersuchten Terrains abzulesen. Um die Form eines zerschlagenen Topfes zu rekonstruieren, müssen seine Fragmente mühsam zusammengeklebt und die fehlenden Stücke durch einen neuen Werkstoff ersetzt werden. Von den archäologischen Profilen werden Pausen (Abzüge) zum Nachweis der Chronologie der Veränderungen abgenommen. Archäologische Denkmäler werden nach ihrer Reinigung und Konservierung zu Ausstellungsstücken.

Viele Architekturdenkmäler sind in Form von verstreuten Elementen oder durch Mörtel zusammengehaltenen Mauerstücken bis in unsere Zeit erhalten. Die klassische Anastylose gestattete es lediglich, die verstreuten Bauelemente senkrecht zusammenzufügen: in Säulen, in Kolonnaden oder in Quadersteinwänden. Heutzutage umfaßt dieser Begriff immer öfter auch die Rekonstruktion ganzer Baugruppen, denen man die Form künstlicher Ruinen verleiht. Man bedient sich der in der Archäologie angewandten Rekonstruktionsgrundsätze und ergänzt die echten Fragmente mit neutralem Werkstoff, wobei darauf geachtet wird, daß das Authentische sichtbar von dem neuen Material unterschieden wird. Der Grad der Glaubwürdigkeit einer Rekonstruktion ist von den Proportionen zwischen dem Echten und der Ergänzung abhängig. In Grenzfällen erhalten wir von den Archäologen und den Konservatoren nicht nur ein fragliches, sondern ein von Grund auf falsches Bild eines Bauwerks. Die uns nicht bekannte Ursprungsform wird durch eine »*licentia archaeologica*« ersetzt.

Meine Beobachtungen lassen sich am besten durch die in der letzten Zeit in Ägypten ausgeführten konservatorischen Arbeiten veranschaulichen: Sie begannen mit Wänden, gingen dann über Säulen und führten schließlich zur teilweisen archäologischen Rekonstruktion ganzer Tempel (der Tempel Seti in Abydos, der Tempel Hatschepsut in Deir-el-Bahari). Es werden ganze Bauwerke errichtet, um darin wenige kleine authentische Ele-



mente unterzubringen. Und all das spielt sich ab unter dem von der konservatorischen Theorie akzeptierten Namen der Anastylose.

Das Problem der Anastylose und ihrer zeitgenössischen Auswüchse hängt hauptsächlich mit der Architektur der Antike zusammen. Ihm entspricht in der europäischen Architektur des Mittelalters und der Neuzeit das Problem der Konservierung von Ruinen - Ruinen von Bauwerken, die aus mörtelgebundenen Ziegel- oder Quadersteinen errichtet waren. Sie sind im Laufe der Zeit nicht in einzelne Elemente zerfallen, sondern als komplettes Bauwerk erhalten geblieben.

Die Heimat der modernen Ruinen-Konservierungsschule ist England, das Land der geschorenen Rasenflächen und der Rasen Tennisplätze. Diese Schule ist mit der »Ästhetik« der grünen, billardtisch-glatten Rasenflächen behaftet. Ohne auf die historische Umgebung des Baudenkmals zu achten – was besonders bei Kirchen von Wichtigkeit ist - praktiziert man das Prinzip, die bloße Ruine mit der Rasenfläche in Kontrast zu setzen. Die Konservierung der Ruine selbst ist, in der Regel, vorbildlich. Ohne Zugaben und Ergänzungen verbleibt sie in ihrem authentischen Zustand. Diejenigen Elemente des Bauwerk-Grundrisses, die nicht in Gestalt von Mauern überdauert haben, sind auf der Rasenfläche lesbar gemacht.

Die Übertragung der Grundsätze der englischen Schule auf den Kontinent hat ebenfalls unerwartete Effekte gezeigt. Die von Archäologen aufgespürten Relikte werden in Form von falschen Mauerwerken aus neuem Werkstoff lesbar gemacht (Aquincum in Budapest). Bei oberhalb der Erdoberfläche erhaltenen Ruinen werden diese wesentlich überbaut, oft ohne zu zeigen, wo die Grenze zwischen dem echten und dem neuen Mauerwerk verläuft. Parallel zu der Tendenz der »archäologischen Rekonstruktion« der Ruinen entwickelt sich der Trend, die Ruinen in ihrem natürlichen Zustand und in ihrer natürlichen Umgebung zu zeigen (Zsambék in Ungarn, Frauenkirche in Dresden).

Habent sua fata libelli. Umsomehr betrifft dies die Baudenkmäler. Selten sind sie aber so sichtbar wie im Falle der Porta Etrusca in Perugia. Für gewöhnlich verwischen spätere Umbauten den ursprünglichen Zustand eines Bauwerks, und die einzelnen Stilschichten auf seinen Mauern werden erst von der Bauforschung ans Tageslicht gebracht. Die Archäologen und die Konservatoren sind normalerweise bemüht, alle Wandlungen am Bauwerk zu zeigen, indem sie die entdeckten, älteren Fragmente vom Verputz befreien und die Geschichte des Bauwerks auf diese Weise präsentieren. Ein so behandeltes Bauwerk verliert jedoch seine stilistische Einheit, die es bislang besaß und wird zu einem künstlichen archäologischen Präparat. Es gewinnt aber an didaktischen Werten und wird durch die neuen Elemente bereichert. Die sich dafür anbietenden Lösungen sind zahlreich: von den diskreten bis zu den aggressiven. In manchen Fällen wird nur ein einzelnes

Fenster oder ein Portal exponiert (wie in dem Bischofspalast auf dem Prager Hradschin oder in der Altstadt von Warschau), manchmal aber auch ganze Reihen alter Fenster bzw. Rundbögen, die in der Fassade neue und ihr fremde Rhythmen einführen. Hier und da wird ein Einzeldetail oder ein Fragment eines einfachen Mauerwerks vom Putz befreit, oder ganze Wände oder Mauerpartien eines stilistisch einheitlichen Gebäudes, um die darunterliegende Stein- oder Ziegelanordnung zu zeigen, obwohl diese immer von Putz verdeckt war.

Die hier erörterte »archäologische Ästhetik« eines Baudenkmals verbreitet sich immer mehr. Sie läßt sich dort akzeptieren, wo sie der Erhaltung und dem Aufzeigen neuer Werte eines Denkmals dient. Dort aber, wo sie zum Bau von Pseudo-Denkmalern oder zur Schaffung aggressiver Präparate führt, ist sie unannehmbar.

## 2. Die »Museums- und ExpositionsÄsthetik« eines Baudenkmals

Ein Museumsmitarbeiter wird auf die Frage, was sich in seinem Museum befindet, üblicherweise nicht antworten, daß dort Denkmäler oder Kunstwerke aufbewahrt werden. Er sagt dagegen in der Regel: Exponate. Ein altes Kunstwerk, das in ein Museum gelangt, ist seiner natürlichen Umgebung beraubt und wird zu einem den Expositions-Gesetzen unterliegenden Objekt. Für dieses Objekt wird ein entsprechender Rahmen oder eine passende Vitrine ausgesucht, es wird vor einem geeigneten Hintergrund aufgestellt und alle seine (von dem Autor vor- und nicht vorgesehenen) formellen und expressiven Werte werden mit Hilfe eines durchdachten Beleuchtungssystems herausgeholt. In dieser Weise setzt ein Museologe auf seine Art das Kunstwerk in ein neues Licht.

Die Entwicklung des Museumswesens führte von den großen Ansammlungen von Kunstwerken, wie im Louvre oder den Vatikanischen Museen, wo die dicht aufgestellten Exponate den Bedürfnissen der Großen Säle untergeordnet waren, zu Museen, deren Raum entsprechend den Bedürfnissen der Ausstellung gestaltet ist. Das im Dunkel verbleibende oder ideal neutral gehaltene Innere wird vom Besucher kaum bemerkt. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf das Ausstellungsstück, das mit dem modernen Hintergrund oder mit einer Vitrine kontrastiert (das Dahlemer Museum in Berlin, das Römisch-Germanische Museum in Köln). Die Tendenz, die Umgebung den Exponaten unterzuordnen, führt zum Bau von Museumsgebäuden für von vornherein bestimmte Kunstsammlungen (das Brücke-Museum in Berlin).

Das Ausstellungswesen profitiert gern von den Erfahrungen des moder-

nen Museumswesens. Große internationale Ausstellungen und Industriemessen haben die Prinzipien der Exposition zu Reklamezwecken perfektioniert. Ausstellungshallen werden errichtet, deren Form immer attraktiver und hypermodern sind. Industrieprodukte werden wie Skulpturen auf Podeste gestellt, angestrahlt und mit Blumen und Pflanzen dekoriert. Kein Mittel der Expression, das die Aufmerksamkeit des Besuchers auf die ausgestellte Ware lenken könnte, fehlt.

Im Bereich der Präsentation der Baudenkmäler herrschen jetzt immer häufiger Kriterien wie im Museums- und Ausstellungswesen. Das Denkmal ist zu einem Exponat geworden, das den Gesetzen des Ausstellungswesens unterliegt.

Die Praxis, die Denkmäler ihrer natürlichen Umgebung durch das Abreißen von Bauwerken zu berauben, die als wertlos angesehen werden, reicht in das 19. Jahrhundert zurück. Viollet-le-Duc ist so mit der Pariser Kathedrale Notre-Dame verfahren. Und obwohl heutzutage eine künstliche Isolierung der Baudenkmäler eine außergewöhnliche Notwendigkeit ist (das Brandenburger Tor), sind derartige, obwohl kaum weniger brutale Vorgänge, immer noch an der Tagesordnung. Die Ursache sind nicht politische Gründe, sondern die Entwicklung der Touristik und die Verbreitung des Fotografierens. Ein Denkmal muß von allen Seiten in seiner »splendid Isolation« zu fotografieren und zu filmen zu sein. Nichts darf den Blick versperren und die Aufmerksamkeit des Besuchers ablenken.

Der natürliche Hintergrund eines Denkmals sind nicht allein die es umgebenden Bauwerke, sondern auch gleichermaßen das Gelände, das es umgibt. Die alten Pflaster, Gehwege, Kirchhöfe bilden einen integralen Teil der städtischen Landschaft. Sie werden jetzt aber immer öfter durch eine idealglatte Steinfläche mit graphischen Zeichnungen oder durch einen geschorenen Rasen ersetzt, die an den ebenen Boden einer Vitrine erinnern, auf dem das museale Exponat steht. Beispiele lassen sich aus der ganzen Welt zitieren (Domplätze in Köln, Palermo, Würzburg, Eriwan, Samarkand). Die grüne, aus England stammende Variante dieser Flächen wurde ebenfalls zum Allgemeingut (Southwell in England, Pisa, Hildesheim, Rumor in Rumänien). Eine Verlängerung der Grünfläche ist die »Gärtner-Ästhetik« des Baudenkmals. Bäume werden an Stellen gepflanzt, an denen sie niemals eine Daseinsberechtigung hatten (Place de la Carrière in Nancy), Blumenbeete werden dort angelegt, wo sie niemals existierten. Das Baudenkmal wird zum mit Blumen und Büschen dekorierten Ausstellungsstück. Das grüne Gewebe des Hintergrunds wird von einem bunten Blumentepich ersetzt. Buschwerk und Bäume dienen auch zur Lesbarmachung der nichterhaltenen Elemente der präsentierten Ruine.

Eine Übernahme der Erfahrungen des Museums- und des Ausstellungswesens in den Bereich der Exposition der Baudenkmäler sind auch die Pavil-

Ions und die unterirdischen Räume, in denen die Relikte der Architektur zur Schau gestellt werden. Diese Räume, deren Gestalt den Relikten untergeordnet ist und die mit ihnen durch ihre moderne Form in Kontrast stehen, bezwecken eine optimale Darstellung der expressiven Werte des Ausstellungsstückes (die Relikte des römischen Pratoriums in Köln). Anders als die unterirdischen Räume haben die Pavillons ihre äußere Form, die in dem Denkmal-Ensemble ein fremdes Element darstellt. Die können einen neutralen oder einen aggressiven Charakter haben (Hradschin in Prag, Wißlica in Polen, Pécs und Zselicszentjakab in Ungarn, Gizeh).

Eine andere Anleihe aus dem Bereich des Museumswesens sind die Freilicht-Museen. Ihre Errichtung ist in denjenigen Fällen berechtigt, in denen die Denkmäler aus verschiedenen Gründen nicht an ihren eigentlichen Plätzen bleiben können. In den restlichen Fällen wird mit dem Argument gefochten, daß das Denkmal in einem derartigen Museum leichter zu erhalten und zu konservieren - und was noch wichtiger ist - zu besichtigen sei. Die aus ihrer natürlichen Landschaft entfernten Denkmäler der Volksbaukunst verwandeln sich in Exponate, die dem Geschmack der Konservatoren entsprechend aufgestellt werden. Auf diese Weise entstehen künstliche Dörfer, die eine Synthese der Architektur einer gegebenen Region oder eines Landes sein sollen. Sie werden mit unechten Bauern bevölkert, die ihre alltäglichen Arbeiten zur Schau stellen.

Die Präsentations-»Ästhetik« nach dem Vorbild der Museen zieht immer größere Kreise. Es wurden zwar auf diesem Wege viele neue expressive Werte der Denkmäler sichtbar gemacht, dafür haben sie aber ihre natürlichen Daseinsbedingungen und ihre Umgebung eingebüßt. Ein Bauwerk ist immer mit seiner Umgebung eng verbunden. In einer künstlichen Umgebung kann es an Attraktivität gewinnen, es verliert aber seine Authentizität.

### 3. Die moderne Architektur und die Baudenkmäler

Die in unmittelbarer Nachbarschaft zu Baudenkmalern errichteten Werke zeitgenössischer Architektur werden zu deren Kontext und wirken sich auf ihre Perzeption aus. Dasselbe betrifft gleichfalls die in Baudenkmalern untergebrachten Werke der modernen Kunst. Ein in historischer Umgebung tätiger Architekt muß einen der drei folgenden Wege wählen: Die Konfrontation moderner und historischer Formen, die Einführung neutraler Formen oder das sogenannte »Pastiche«. Jeder dieser Wege ist schwierig.

Die moderne Architektur muß von besonders hoher Qualität sein, wenn sie bei der Gegenüberstellung mit den Denkmälern der alten Baukunst ein gutes Zeugnis unserer Zeit sein soll - einer Zeit, die sich ja doch gerade

durch Pietät dem kulturellen Erbe gegenüber auszeichnen möchte. Es hängt von der persönlichen Kultur und dem Talent des Architekten ab, wie weit er diese Aufgabe zu lösen vermag. Eine Gegenüberstellung moderner und historischer Formen kann sowohl ein einzelnes Denkmal bzw. sein Inneres betreffen als auch ein ganzes historisches Ensemble. Häufig handelt es sich dabei um Werke der modernen Kunst oder des Kunsthandwerks wie Türen oder Gitter, die an einem historischen Objekt angebracht werden oder um die moderne Einrichtung seines Inneren. Oft werden aber fremde und aggressive Elemente in historische Innenräume eingebracht, die mit neuen Funktionen verbunden sind, für die das Objekt überhaupt nicht vorgesehen war. Auf diese Weise wurden viele Innenräume katholischer Kirchen verunstaltet, die nach dem II. Vatikanischen Konzil den neuen Formen der neuen Liturgie angepaßt worden sind (der Heilige Castor in Koblenz). Man bemüht sich um die Einführung der modernen Architektur, deren Form nicht aggressiv und maßstabgerecht ist, in die historischen Bauensembles (Mainz, Bonn, Les Marais in Paris, Prag). Das Prinzip des Kontrastes führt jedoch oft zur Entwertung eines Denkmals. Der Folgen dieser Handlungen ist man sich nicht immer bewußt. Ein anderes Mal handelt es sich - wie im Falle des Centre Pompidou in Paris - um die Errichtung eines hervorragenden Architekturwerkes, welches aber der Umgebung nicht angepaßt und eine bewußte Vergewaltigung eines historischen und traditionsreichen Bezirks von Paris ist. Gelegentlich wird die Wertminderung eines Baudenkmals aus ideologisch-politischen Gründen herbeigeführt. In solchen Fällen soll wohl das erhebliche Übergewicht der »wunderbaren« Gegenwart über die Vergangenheit aufgezeigt werden (Kalinin-Prospekt in Moskau, der Partei-Palast im Kreml in Moskau). Manchmal ist die Wertminderung das traurige Ergebnis des Rechts auf privaten Grundbesitz.

Im Maßstab eines historischen Ensembles - einer Straße oder eines Platzes - läßt sich der Kontrast der modernen und der historischen Formen mit Hilfe der sogenannten »architektonischen Details« erzielen. Das wird besonders in den zu Fußgängerzonen verwandelten Straßen angewendet. Das Prinzip ist an sich, wenn es geschmackvoll durchgeführt wird, richtig. Es hat aber in vielen deutschen Städten zu Auswüchsen geführt. Die Fußgängerzonen erhalten fast unglaubliche Ausstattungen: Springbrunnen und Wasserfälle, Steinvulkane, in deren Kratern Blumen wachsen, abscheulich aggressive Vitrinen und Kugellampen. Dies ist eine »Pseudo-Moderne« schlechtesten Geschmacks, die den Charakter eines historischen Stadtkerns total zerstört.

Die Einführung der modernen, formneutralen Architektur entstammt konservatorischen Theorien. Eine Architektur jedoch, die keine Ambitionen hat, hört auf, Architektur zu sein. Nur wenige Beispiele einer derartigen »Anpassungsarchitektur« sind es wert, erwähnt zu werden (Würzburg,

Lübeck). In der Regel degradiert sie sich selbst zur schlechten modernen Architektur.

Der Grundsatz des »architektonischen Pastiche«, der dem Prinzip des Kontrastes nahe steht, beruht auf der Errichtung von Gebäuden, die aus modernem Material gebaut und mit modernen Details versehen sind, die jedoch den Maßstab, die Gliederung und die Aussage der ihnen benachbarten Baudenkmäler beibehalten (Limburg, Tübingen, Köln - Wohnquartier Sankt Martin der Große). Dieses Prinzip ist in der Praxis schwer anzuwenden und führt oft zur Errichtung von Bauten mit aggressiver Form oder zur Produktion falscher Baudenkmäler, die nicht nur die historischen Formen sondern auch die historischen Bautechniken nachäffen. Der Unterschied zu den echten Baudenkmälern beruht darauf, daß diese Bauwerke auf »Hochglanz« poliert sind und Frische ausstrahlen. Aber auch dieser Kontrast stellt sich nicht immer ein.

Seit André Malraux die Pariser Denkmäler ihrer Patina beraubte, die er als Verschmutzung ansah (*L' Arc de Triomphe* in Paris), wagten sich die Konservatoren mutiger an das Putzen und Anstreichen historischer Bauwerke. Die Patina wurde jetzt zu ihrem Feind. Die alten Bauwerke begannen mit der Farbe ihrer Fassaden und dem Gold ihrer Kuppeln frisch zu glänzen. Handelt es sich lediglich um die alten und aufgefrischten Farben? Bei der Besichtigung der Denkmäler in verschiedenen deutschen Ländern kann man zu der Überzeugung kommen, daß ihre Bewohner seit Jahrhunderten recht unterschiedliche Lieblingsfarben hatten. Eingeweihte behaupten jedoch - *relata refero* - daß dies die Lieblingsfarben der Landeskonservatoren seien.

#### 4. Die »Theater- und Film Ästhetik« der Baudenkmäler

Das Theater und die Szenographie suchen nach immer neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln und greifen dabei häufig auf die Möglichkeiten der modernen Licht- und Ton Technik zurück. Die traditionellen Bühnendekorationen werden mit Hilfe von Dias vorgetäuscht, die Musik und die akustischen Effekte werden von Tonbändern abgespielt. Der Film konnte die vom Theater nicht zu realisierenden Träume verwirklichen und eine fast vollkommene Illusion der Realität erreichen und uns dabei in jede gewünschte Epoche und auf jeden gewünschten Platz versetzen. Sowohl der Film als auch das Theater bewegen sich aber im Bereich des künstlichen Lichtes.

Die Bestimmung der Architektur jedoch ist das Verbleiben im natürlichen Licht der Sonne oder des Mondes, deren Glanz oder Schatten ihre Schönheit hervorhebt. Das Feuer aber, das Licht der Fackeln, der Kerzen oder des Kamins, hat von Anfang an ihre Formen aus der Dunkelheit her-

vorgehoben. Die ersten Studien über die Illuminationen der Bauwerke stammen aus der Renaissance. Michelangelos Entwurf der Piazza del Campidoglio in Rom sah an den Fassaden der Paläste eine Reihe von Griffen vor, die für Fackeln gedacht waren. Die Gaslampe und die elektrische Birne haben die Kraft des Lichtes verstärkt und es von der Energiequelle unabhängig gemacht; den Charakter der Beleuchtung haben sie jedoch nicht verändert. Das Neonlicht hat seine Anwendung vor allem im Bereich der Werbung gefunden. Erst die Entwicklung der aus dem Bereich des Theaters und des Films stammenden Scheinwerferbeleuchtung, die durch die Flugabwehr bis zur Spitze ihrer Möglichkeiten gebracht wurde, erlaubte die Präsentation der Baudenkmäler unter Anwendung des Lichts. Auf diese Weise begannen sie ein ihnen bislang nicht bekanntes Nachtleben.

Beim Anstrahlen eines Bauwerks von unten, also gegensätzlich zur natürlichen Beleuchtung, erhält man das Negativ der architektonischen Form (der Dom zu Köln, der Kapitelsaal in Lincoln). Die Beleuchtungsingenieure, die sich dieser Deformation bewußt sind, suchen nach neuen, der natürlichen Beleuchtung angenäherten Lösungen. Sie knüpfen an die historischen Beleuchtungsentwürfe an, verstärken ihre Effekte durch Scheinwerferlicht oder bedienen sich zweier Arten des Lichts: des wärmeren Lichts »der Innenräume« und kälteren »Mondlichts« (Piazza Campidoglio in Rom, Palazzo Pitti und Palazzo Vecchio in Florenz, Colosseum in Rom). Die Manipulation mit buntem Licht führt zu Lichtkompositionen, denen das Denkmal lediglich als Vorwand dient (Santa Maria della Salute in Venedig). Durch die Illumination historischer Springbrunnen konnte das Element der Bewegung erreicht werden. Eine so diskret elegante Beleuchtung wie im Fall der Fontana di Trevi in Rom gehört zu den Ausnahmen. Normalerweise werden alle zugänglichen technischen Mittel genutzt, um die gewünschte maximale Expression zu erzielen (Villa d'Este in Tivoli).

Die von der unerwarteten Schönheit der beleuchteten Baudenkmäler entzückten Betrachter sind sich oftmals nicht bewußt, in welcher veränderten Form sie diese anschauen (die Sphinx in Gizeh, Heilige Wassil-Kirche in Moskau).

Die Experimente auf dem Gebiet der Denkmalbeleuchtung führten zu der Idee, das Denkmal mit Hilfe der Mittel des Theaters und des Films auf eine Art Bühne zu stellen. Durch die Verbindung der Licht- und Tontechnik entstanden die nächtlichen »Licht und Ton«-Aufführungen, in denen die Rolle des Schauspielers dem Denkmal selbst zufällt. Einige dieser unter Mitarbeit hervorragender Historiker und Kunsthistoriker realisierten Aufführungen stehen auf einem hohen künstlerischen Niveau. Dies ist eine kreative Darstellung der Geschichte und der Schönheit des Denkmals, die jedoch auf eine Art durchgeführt wird, die vom Architekten nicht vorgesehen war.

Die Kraft des modernen Theaters brachte auch die Belebung der Ruinen antiker Theater mit sich. Sie sind nicht nur Besichtigungs-Objekte: auf den Tribünen werden nun Scheinwerfer aufgestellt und die Sitzkissen für Zuschauer bereitgelegt. Auf den Plakaten des Theaters in Epidauros erscheint wieder die »Antigone«.

Die »Theater- und Film Ästhetik« reicht in Bezug auf die Baudenkmäler bereits sehr weit und dringt in das Tagesleben ein. Ein Theatereffekt, der dem modernen Menschen die Illusion gibt, in frühere Zeiten versetzt zu sein, läßt sich nicht nur durch Theater- und Filmdekorationen erreichen. Die echte Architektur eignet sich dafür viel besser, denn sie trägt die Merkmale des Realismus und der Authentizität. Diese Idee begleitet die - sich dessen nicht bewußten - Konservatoren und Architekten, die die Denkmal-Ensembles auf eine theatralische Weise restaurieren und einrichten. In der Nachbarschaft historischer Bauten werden Pseudo-Denkmäler errichtet. Historische Fassaden, ganze Fassaden-Reihen werden von anderen Stellen herbeigebracht. Aggressive Restauration entfernt die Patina der historischen Fassaden. Könnte man nur noch den Schornsteinen den Rauch zurückgeben, den sie durch die Zentralheizung verloren haben, und die Menschen in historische Kostüme kleiden, wäre die Illusion des Versetztseins in eine andere Epoche noch stärker als beim Cinerama. Derartig präparierte historische Ensembles hören auf, sie selbst zu sein. Sie werden zum »Disney-Land«.

Die von Walter Elias Disney vor fast dreißig Jahren ins Leben gerufene Idee des Disney-Land hatte auf amerikanischem Boden eine tiefe psychologische und auch kulturelle Begründung. Als Disney unter enormen Kosten seine märchenhaft-historische Stadt errichtete, hat er sicherlich nicht vorhersehen können, wie schnell seine Idee von reich mit Baudenkmalern ausgestatteten Ländern übernommen und für welchen Preis sie durchgeführt würde: für den Preis des endgültigen Verlustes der Authentizität ihres Kulturerbes.

In diesem, notwendigerweise vereinfachten und unvollständigen Bericht über die auf dem Gebiet der Baudenkmäler bestehende Lage, war ich bemüht, ihre Ursachen und Motivationen aufzuzeigen. Es ist an der Zeit, sie jetzt allgemein zu beurteilen und einige Folgerungen zu ziehen.

Der Druck des gesellschaftlichen Masseninteresses an Baudenkmalern, das Bestreben, dieses Interesse zu kommerzialisieren und die neuen technischen Möglichkeiten versetzen uns in eine schwierige Lage, in der unsere konservatorische Theorie machtlos ist. Ihre von dem über die Baudenkmäler bestimmenden Personenkreis formell akzeptierten Empfehlungen wurden in der Praxis durch die an keiner Stelle formulierten Prinzipien der



»Denkmalpräsentation«, der »Show der Denkmäler«, ersetzt. Die im Alltag allgemein praktizierte »Ästhetik der Denkmal-Präsentation« ist jedoch ein zweischneidiges Schwert. Einerseits kam durch sie viel neue und unerwartete Schönheit der Denkmäler zum Vorschein, von der die Gesellschaft fasziniert wurde, andererseits aber ist die Substanz der Denkmäler und ihre Authentizität im großen Maßstab verlorengegangen. Die künstlichen Präparate werden als echte angeboten und die Gesellschaft dabei irregeführt. Die dabei entstandenen Zerstörungen am Bestand der Denkmäler sind größer als im Falle der puristischen Restaurierungen im 19. Jahrhundert. Unsere Generation ist die Generation der »Violer-le-Monument« geworden.

Was hat sich also seit dem 19. Jahrhundert verändert?

- Die Purismus-Theorie, die im Grunde keine konservatorische, sondern eine Theorie der Ästhetik der Präsentation eines Gebäudes war, ist der wissenschaftlichen Theorie der Erhaltung der Authentizität gewichen.

- Es entstand eine neue »moderne« Vision der sozialen Funktion eines Denkmals. Die frühere, elitäre Vision stützte sich auf den Glauben an die menschliche Vorstellungskraft, die fähig ist, den menschlichen Geist in frühere Epochen zu übertragen: kulturinteressierte Menschen sind nach Griechenland gepilgert, um dort inmitten der Ruinen Homer zu lesen und zwar im Original. Die moderne Massenvision, die nicht Hand in Hand mit einer Vertiefung der historischen Massenkultur der Gesellschaften gegangen ist, stützte sich auf die Kraft der modernen Technik, die fähig ist, das Denkmal in unsere Zeit zu versetzen und es in einer neuen, überraschend anderen Form zu zeigen. Das Denkmal hörte auf, »antiquité« zu sein und wurde zur »curiosité«. Teilnehmer eines Ausfluges steigen vor dem illuminierten Colosseum aus dem Bus und kaufen im nächsten Kiosk Comic-Hefte über das Märtyrertum der ersten Christen.

- Die denkmalpflegerische Praxis ist nur zum Teil der Theorie gefolgt. Nachdem sie den Grundsatz der Stileinheit des Denkmals abgelehnt hat, zeigte sie nun in übertriebener Weise seine Stilschichtungen. Außerdem blieb sie weiter beim Perfektionismus des 19. Jahrhunderts, der zur Restaurierung und totalen Renovierung führt. Die denkmalpflegerische Praxis blieb also weiterhin eine Praxis der Denkmalpräsentation.

Der Abgrund zwischen der konservatorischen Theorie und der Praxis ist derartig groß geworden, daß sich spitze Zungen darüber lustig machen und uns sagen: »Eure Doktrin ist wie die Tugend. Jeder spricht von ihr, aber niemand hat sie gesehen.«

Die Grenze zwischen dem, was auf dem Gebiet der Denkmalpräsentation unterstützt und weiterentwickelt und dem, was lediglich akzeptiert werden soll, ist leicht zu ziehen und sie drückt sich in der antiken Maxime aus: *primum non nocere*. Besonders wichtig ist es, die Elemente zu entwickeln,

die unsere Kenntnis und Liebe zum historischen architektonischen Erbe vertiefen. Sie sollten uns die Denkmäler in ihrer neuentdeckten Schönheit zeigen, ihre Substanz dabei jedoch nicht beeinträchtigen, sie nicht verfälschen und sie ihrer natürlichen Umgebung und der Patina der Jahrhunderte nicht berauben. Wenn wir das, was noch übrig geblieben ist, in seiner Echtheit erhalten wollen, müssen die anderen Elemente dieser Praxis ausgemerzt werden.

Doch dies läßt sich leicht fordern, dagegen schwer durchführen, zumal sich die Frage stellt, ob es überhaupt möglich ist. Das hängt nämlich von vielen Faktoren ab: den kulturpolitischen, den wirtschaftlichen, den technischen usw. usf. Ich bin nicht in der Lage, sofort ein gültiges Rezept vorzuweisen und möchte nur einige Gegenmaßnahmen zur Diskussion stellen: Die drei ersten Vorschläge beziehen sich auf Sofortmaßnahmen, die von Konservatoren unternommen werden sollten.

1. Man darf nicht weiter die zwischen der Theorie und der Praxis klaffende Lücke verschweigen und vor sich selbst und vor der Gesellschaft so tun, als wäre alles in Ordnung, weil die Doktrin ja stimmt. In den einzelnen Ländern sollten Berichte über den Stand der konservatorischen Praxis und über die Abweichungen von den geltenden Grundsätzen erarbeitet werden.

2. Gestützt auf diese Berichte sollte zusammen mit der Presse, mit Rundfunk und Fernsehen eine Kampagne zur Aufklärung der Behörden - sowohl der staatlichen als auch der kirchlichen - und der Gesellschaft geführt werden, die über die dem architektonischen Erbe drohenden Gefahren informiert.

3. Die konservatorische Theorie sollte verbessert werden, indem sie gegen alle ebenfalls »konservatorischen« Formen der Zerstörung der Substanz und der Authentizität der Denkmäler Stellung bezieht. Gleichzeitig sollte aus der Doktrin all das ausgeschlossen werden, was die Substanz nicht betrifft (also sie auch nicht zerstört) und was der Didaktik oder der Kulturpolitik dienlich sein kann. Zum Beispiel: die Wiederherstellung vollständig zerstörter Denkmäler, Errichten von Kopien, Bau neuer »Disney-Länder« oder, anders gesagt, »Milieu-Inseln« - allerdings in gehöriger Distanz von den historischen Ensembles. Denn dieser ganze Komplex gehört nicht zum Bereich »Schutz des Kulturgutes«, sondern - und das ausschließlich - zur modernen Kultur.

Die beiden nächsten Vorschläge beziehen sich auf ständige Tätigkeitsbereiche, die die denkmalpflegerischen Kreise allein, ohne Teilnahme der Behörden und der Gesellschaft, nicht durchführen können.

1. Die Denkmalpflege muß als eine wissenschaftliche Disziplin, die in enger Verbundenheit mit der Geschichte der Architektur steht, entwickelt werden. Zu den Methoden der Quellenuntersuchungen der Architekturgeschichte: Die Bauforschung und die Bauarchäologie, die historische und die Vermessungsdokumentation, die Analysen der Baustoffe usw. sind iden-

tisch mit den Forschungsmethoden der Denkmalpflege und können und sollten in gleicher Weise wissenschaftlichen wie denkmalpflegerischen Zwecken dienen. Jedes Bauwerk muß vor seiner Konservierung Untersuchungen unterzogen werden, denn nur auf ihrer Grundlage können entsprechende denkmalpflegerische Entscheidungen getroffen werden. Und vice versa. Alle denkmalpflegerischen Arbeiten, die den Zustand eines Bauwerks verändern, müssen für die Wissenschaft dokumentiert werden. Dies erfordert die Bildung eines Netzes von konservatorischen Zentren oder wissenschaftlichen Forschungsinstituten an Hochschulen oder bei lokalen Behörden. Die diesbezügliche Lage ist in den meisten europäischen Ländern sehr schlecht. Stellen dieser Art gibt es unverhältnismäßig wenig im Vergleich zu den Bedürfnissen. In manchen Ländern sind bislang überhaupt keine denkmalpflegerischen Institute vorhanden.

2. Es müssen Spezialisten für die Tätigkeit im Bereich der Denkmalpflege geschult werden. Trotz Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern ist die Lage auf diesem Gebiet im europäischen Maßstab katastrophal. An vielen Architektur-Fachbereichen fehlen Lehrstühle für Denkmalpflege. Beim Kunstgeschichts- und Archäologiestudium fehlt in der Regel der Gegenstand »Denkmalpflege«. Die Bauingenieure erfahren während des Studiums nichts über die Grundsätze des Verfahrens mit einem Baudenkmal. Die Zahl der denkmalpflegerischen Nach-Diplom-Studiengänge ist verschwindend gering. Es werden kaum Handwerker für die Konservierungsarbeiten geschult. Letztendlich fehlen auch spezialisierte Bau- und konservatorische Unternehmen. Die schwierigsten konservatorischen Arbeiten werden einfachen Baufirmen anvertraut.

Die wissenschaftlichen Forschungen und die Schulung der Fachleute würden einen kleinen Prozentsatz der Summen ausmachen, die in den einzelnen Ländern für die Denkmalpflege ausgegeben werden. Ohne diese Forschung und Schulung werden Pfennige eingespart, aber dafür unermeßliche Werte des architektonischen Erbes verschleudert.

Der Umgang mit dem kulturellen Erbe gehört zu den grundlegenden Rechten der Menschen, sowohl der heutigen als auch der späteren Generationen. Der erwachte Wille der Gesellschaften, dieses Recht zu nutzen und die dahinter stehenden finanziellen und technischen Möglichkeiten bilden für die Denkmäler heutzutage sowohl eine große Chance als auch eine große Gefahr. Unsere Generation verspielt diese Chance nicht, wenn sie sie klug und voraussehend nutzt.

Deutsch von Dolores Müller



---

Shulamit Volkov

## Erfolgreiche Assimilation oder Erfolg und Assimilation:

### Die deutsch jüdische Familie im Kaiserreich

Die Diskussion über das deutsch jüdische Leben im Vor-Nazi-Deutschland dreht sich immer wieder, und immer noch, um die sogenannte Assimilation. Man hat schon oft darauf hingewiesen, daß dieser Begriff; nicht nur innerhalb unseres Kontextes, sondern auch in anderen Zusammenhängen, analytisch verwirrend und unsauber ist. Historisch aber wurde dieser Begriff in Deutschland schon Anfang des 19. Jahrhunderts häufig gebraucht - bei Juden wie auch bei Nicht-Juden - und hatte ursprünglich eine unzweideutig positive Bedeutung. »Assimilation« wurde bis in das 20. Jahrhundert in der Umgangssprache vereinzelt angewandt, bezogen auf die Formen sozialer und kultureller Integration der Juden in das Leben der allgemeinen deutschen Gesellschaft, betrachtet als ein Ergänzungsprozeß der legalen Emanzipation. Erst in der Auseinandersetzung zwischen Zionisten und ihren Gegnern, spät im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, wurde er zunehmend negativ verwendet, und zwar von den Vertretern beider Lager, die ihn in ein Synonym für ein Leben der Selbstverleugnung und der Blindheit gegenüber einer feindlichen Umwelt umgewandelt haben. Wir scheinen uns auch noch heute innerhalb der Grenzen dieses Ideologiestreits, immer noch lebendig im jüdischen Kreis, zu bewegen.

Die Kontroverse dreht sich immer wieder um eine allgemein akzeptierte Anschauung von den entwickelten Beziehungen zwischen Juden und Nicht-Juden im 19. und frühen 20. Jahrhundert, die einen Prozeß der kulturellen Annäherung beschreibt, in dem die Juden äußere und innere Werte deutscher Kultur übernahmen. Sie waren vor allem aktiv in den Bereichen der Künste, der Literatur, des Journalismus und der Wissenschaft, und ihre Leistungen sind die heute bestbekanntesten Aspekte jüdischen Lebens im deutschen Kaiserreich. Ein Echo davon findet man in der Literatur: »Der Beitrag der Juden zu ... « ist immer noch das beliebteste Thema der deutsch jüdischen Geschichtsschreibung.

Aber die Versuche, die ganze, vielseitige, heterogene, deutsch jüdische moderne Geschichte unter dem Assimilationsbegriff zu erfassen, sind, glaube ich, nie ganz gelungen und können nie gelungen sein. Erstens muß man einen großen Teil der jüdischen Bevölkerung überhaupt außer acht lassen, um dieses Thema als zentral, sogar als das einzige, zu präsentieren.

Man muß dann die jüdische Orthodoxie, die fast 15 % der deutschen Juden auch noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges umfaßte, wie auch die Mehrzahl der nicht-städtischen Juden übersehen. Man läßt auch völlig aus, und zwar oft ausdrücklich, die sogenannten Ostjuden, wie man sie auch definieren mag, die eigentlich durch das ganze Jahrhundert ein wichtiges, dynamisches und einflußreiches *Element des deutschen Judentums* ausmachten. Man konzentrierte sich auf die wohlhabenden, hochgebildeten, großstädtischen Juden, die natürlich auffällig waren, aber dennoch nur einen Teil, wenn auch einen wichtigen und wachsenden Teil, der gesamten deutschen Judenheit bildeten.

Zweitens zeigt sich auch unter diesen letztgenannten, offensichtlich »assimilierten« Juden, und zwar nur zögernd Ende der 70er Jahre, aber ausdrücklich ab den 90er Jahren, ein vermutlich neues Selbstverständnis. Mitte der 90er Jahre sind die Anzeichen einer neuen Auseinandersetzung mit dem Judentum, auch oder hauptsächlich unter den »Assimilierten«, leicht zu finden. Dieser Wandlungsprozeß war teilweise Antwort auf antisemitische Angriffe. Er war aber auch eine Antwort auf Veränderungen im sozialen und kulturellen Umfeld der Juden während der Jahre, ein Ausdruck einer neuen Erkenntnis. Auch unter den »Assimilierten« wurde damals die völlige Assimilation in die deutsche Gesellschaft nicht weiter als unproblematisch betrachtet. Vor *allem deshalb* scheint mir die einfache, linear-formulierte Assimilationsgeschichte unbefriedigend zu sein. Es ist vielleicht Zeit, sie neu zu betrachten, die Wichtigkeit des Prozesses neu zu bewerten und von einer neuen Perspektive aus und mit neuen Begriffen die deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit zu bearbeiten.

Der Traum der Assimilation, über den so viel gesprochen wurde, war eigentlich - so würde ich argumentieren - ein kurzlebiger Traum. Die ersten hundert Jahre in dem Prozeß des Auszugs aus dem Ghetto waren Jahre des Ringens um die völlige juristische Emanzipation. An wirkliche Angleichung war noch nicht zu denken, so lange diese nicht erreicht war. Jedenfalls wurde die Emanzipation schon damals von Juden selten als eine Aufforderung zum vollständigen Verschmelzen oder Verschwinden interpretiert. Von Moses Mendelssohn an wurde sie hauptsächlich als eine Aufforderung zur sozialen Integration *und eine* Weiterführung der - mehr oder weniger geänderten und unterschiedlich interpretierten - jüdischen Tradition verstanden. Abgesehen von einer kleinen Gruppe reicher, besonders hochgestellter Juden war das Hauptproblem der deutschen Juden während des neuen Zeitalters nicht, wie es so oft vorgebracht wird, einfach als Deutsche angenommen zu werden, sondern eine angemessene Zusammensetzung von Integration und Gruppenidentität zu finden, die Juden wie auch Nicht-Juden akzeptieren konnten.

Von Anfang an war es klar geworden, daß die neue Freiheit mit dem Verzicht auf bestimmte traditionelle Gewohnheiten verknüpft war, und daß sie von diesem Standpunkt aus ihren »Preis« hatte. Mit großem Optimismus sah man die bevorstehenden Möglichkeiten; dennoch mußte diese ausgesuchte Kombination im Laufe der Zeit immer wieder neu umrissen werden und wurde immer wieder bestritten. Es war, zum Beispiel, ein verhältnismäßig billiger Preis, die besondere jüdische Kleidung aufzugeben, um unerkannt in der Öffentlichkeit aufzutreten, obwohl sogar dieser Schritt heftig diskutiert und, wie es auch wohl bekannt ist, von manchen durchaus abgelehnt wurde. Änderungen im täglichen Ritual und in Synagoge-Gebräuchen, um ein anderes Beispiel zu nennen, wurden jahrzehntelang diskutiert und nur sehr allmählich und selektiv eingeführt. Sie wurden oft und von vielen bis hinein in das 20. Jahrhundert als ein zu hoher Preis für die Annäherung an christliche deutsche Gebräuche betrachtet.

Aber während Entscheidungen in bezug auf äußerliches Benehmen innerhalb des individuellen Lebenslaufs getroffen werden konnten, und die Reform des Rituals die Zustimmung der Rabbiner und der jüdischen Führungspersonen brauchte, konnte die Mehrzahl der täglichen, aber auch prinzipiellen Fragen, die sich auf der einen Seite mit sozialer Integration und auf der anderen Seite mit der Bewahrung der jüdischen Tradition befaßten, nur innerhalb der jüdischen Familie behandelt werden. Deshalb ist die Geschichte der deutsch jüdischen Familie zentral für das Studium des Prozesses der sogenannten Assimilation. Es waren die Fragen über Familienwohntort, über Sozialisation und Erziehung der Kinder, über Ehe und Vermögen, mit denen die jüdischen Familien sich oft und *bewußt* als Probleme der Integration gegenüber der Tradition beschäftigten. Es waren aber auch viele andere Fragen, die im Bereich des Familienlebens *unbewußt* auf diese Problematik einen großen, fast immer unterschätzten Einfluß hatten. Offensichtlich konnte man die Kinder nur mit den größten Bemühungen in einer isolierten Gemeinde als Juden erziehen. Oder ein Kontakt mit der jüdischen Gesellschaft und ihrer Geselligkeit war unentbehrlich, um Mischehen verhindern zu können. Ohne Zweifel mußte man es innerhalb der Familie besprechen, wenn die Frage der möglichen Taufe der Säuglinge auftauchte, obwohl sie selten als eine reale Alternative betrachtet wurde. Aber auch andere Entscheidungen innerhalb der Familie konnten von großer Wichtigkeit sein. Die Größe der Familie, die Ausbildung der Kinder, die Konsumgewohnheiten, die Sprachbenutzung, das sind nur einige Aspekte, (die ich anderswo mit dem Begriff »intime Kultur« bezeichnet habe, und) die für die Synthese von Integration und Tradition zentral waren, obwohl sie nicht immer als solche anerkannt wurden. Durch »richtige« Entscheidungen konnten dann die Juden mit der Zeit immer weniger von anderen unterschieden werden. Und genau das wurde für ihre endgültige Integration in diese Gesellschaft oft als unentbehrlich betrachtet.

Um es noch einmal zu sagen: Die Hauptfragen des Assimilationsprozesses müssen hauptsächlich als Familienfragen behandelt werden, und freilich spielte die Familie von Anfang an eine zentrale Rolle bei der Synthese oder bei dem Versuch, eine akzeptierbare Synthese zwischen Integration und Tradition zu schaffen.

Das Schlagwort der jüdischen Aufklärung »sei draußen ein Mensch und zu Hause ein Jude« war charakteristisch für die frühere Lösung der täglichen Fragen der »neuen Juden« innerhalb der emporkommenden bürgerlichen Gesellschaft. Die traditionelle jüdische Familie war in der Tat sehr wohl geeignet, den Integrationsprozeß in diese Gesellschaft zu fördern. Die Züge der Bescheidenheit, Sparsamkeit und eine Art besonderer Gemütlichkeit - alle zentral für die Entwicklung der *bürgerlichen Familie* - waren früher auch charakteristisch für das jüdische Haus. So zeigten sich die ersten Schritte der sozialen Anpassung für die jüdische Familie als Institution als besonders unproblematisch. Sie hatten sich schon damals angesichts der jüdischen religiösen Vorschriften und der besonderen Minderheitsposition der Juden entwickelt. Während das Individuum sich an die Bedingungen der allgemeinen Gesellschaft mehr oder weniger anpassen mußte, wurde die Familie als ein richtiger jüdischer Zufluchtsort betrachtet, ähnlich, obwohl nie ganz gleich, der allgemeinen bürgerlichen Familie. Die jüdische Familie konnte als solche weiter existieren, gleichzeitig dem Prozeß der Integration und den Bemühungen der Tradition treu bleibend. Sie war am besten geeignet, ein Hüter der Tradition zu sein, sogar besser als die von Nicht-Juden leichter zu beobachtende jüdische Gemeinde. Sie konnte dagegen auch für eine überindividuelle Gesamtfamilienintegration sorgen, mit einer Solidarität, die zwar die individuellen Bestrebungen unterstützte, aber auch zielbewußt für die Zukunft der kommenden Generationen den Weg bereitete.

In den folgenden Bemerkungen möchte ich an einigen Beispielen zeigen, was ich für die charakteristische Reaktion, nicht der individuellen Juden, sondern der jüdischen Familie als solcher auf dieses Problem halte. Ich versuche hier, auf den Ausweg, den sie in der Regel gewählt haben, hinzuweisen, nämlich auf die ständige Bestrebung nach sozialem Aufstieg. Der Drang nach oben war zu Beginn des Prozesses eine Art »Lösung« angesichts der offensichtlichen Unvereinbarkeit von Traditionstreue und Integrationsdrang. Man versuchte, durch soziale Mobilität als Jude angenommen zu werden; wenn nicht als gleichstehender, dann als ein erfolgreicher, irgendwie ausgezeichneter Bürger; wenn nicht einfach als Mensch, dann zumindest als nützliches Glied der Gesellschaft. Die Erfolgreichsten, so könnte man behaupten, durften immerhin als Juden auftreten, auch innerhalb der grundsätzlich feindlichen Gesellschaft. Man denkt an die Figur Gerson



Bleichbröder, die kürzlich so glänzend bei Fritz Stern beschrieben wurde. Unter den damals existierenden Umständen konnte freilich der soziale Aufstieg als ein Ausweg erscheinen. Mit der Zeit aber, und mit den anwachsenden Schwierigkeiten der Integration, wurde diese ständige Mobilität nach oben zu einem Ziel an sich, das die beiden früheren problemgeladenen Tendenzen ersetzte. Das Entscheidungskriterium bei allen Zweifelsfällen wurde dann meistens nicht länger entweder Traditionstreue oder Integrationsforderung, oder unter Umständen sogar beides zusammen, sondern schlicht und einfach der Erfolg.

Daß, gemessen an den Maßstäben der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, nämlich an den Kriterien des Besitzes und der Bildung, die jüdische Minorität außerordentlich erfolgreich war, kann nicht bezweifelt werden. Die emanzipierten Juden stellten ein einmaliges Wirtschaftswunder dar, und ihre Leistungen im kulturellen Bereich bedürfen keiner weiteren Erwähnung. Der Erfolg war wirklich schwindelerregend, aber er war ein Anstoß in aller Augen. Statt sie zu vermindern, verstärkte er die Spannungen um das Judentum. Gerade diejenigen, die sozusagen erfolglos waren, konnten vielleicht die Reste ihres Judentums abstreifen, falls sie es wollten. Die Schwachen und die Mittelmäßigen konnten in der Menge verschwinden, aber nicht die sehr Reichen, Gebildeten und Begabten.

Als es zur Wahl kam, war aber die Entscheidung - meistens unbewußt - völlig klar: Das deutsche Judentum zog den Erfolg der Assimilation vor.

Dieser Erfolg, das muß man hier unterstreichen, war eine kollektive, soziale Erscheinung. Er hat nichts mit den besonderen ethnischen Eigenheiten der Juden zu tun, weder mit einem in ihnen vermuteten ererbten Ehrgeiz, noch mit einer in ihnen vermuteten außerordentlichen Begabung. Er war das Resultat des Lebens als Minderheit mit dem zweifachen unmöglichen Ziel der Identitätsbewahrung und Assimilation, und er war vor allem eine Errungenschaft der jüdischen Familie als Institution.

Die jüdische Familie in ihrer eigenartigen Position mußte einen Auswahlprozeß in die Wege leiten. Dieser Auswahlprozeß erlaubte es ihr, Elemente der jüdischen kulturellen Tradition auszusuchen und sie mit modernen Elementen der allgemeinen Kultur zusammen zu nutzen. Im Zeitalter der Emanzipation operierte die jüdische Familie ungebunden, da der Emanzipationsprozeß eine Befreiung von den alten, beschränkenden jüdischen Gebräuchen mit sich brachte. Der ständige Wandel im Zeitalter der Industrialisierung ließ auch die Normen und Kriterien der allgemeinen Gesellschaft günstig unbestimmt. Aus einem großen gemischten Arsenal war es dann möglich, die brauchbaren Elemente herauszulösen, um eine neue Synthese für ein neues Judentum zu schaffen. Das deutsch jüdische Arsenal war freilich reicher als *nur* das deutsche oder *nur* das jüdische, und der Auswahlprozeß war außerordentlich geschickt.

Erstens war es möglich, doch an alte, nützliche jüdische Verhaltensweisen gebunden zu bleiben. So hatten die Juden schon sehr früh auf die Idee der Produktivierung verzichtet und nutzten dagegen die Vorteile, die eine jahrtausendalte Ausübung des kaufmännischen Berufs ihnen bot. Wohlbekannt ist auch die charakteristische Betonung des Lernens im Judentum, die bei der jüdischen Familie weiter, obwohl in einer neuen Richtung, ausgeübt wurde.

Interessanter und auch charakteristischer sind aber die Fälle, in denen alte und neue Elemente zusammen gebraucht wurden, um einen besonderen Vorsprung zu erreichen, einen besonderen Erfolg zu erzielen. Ich möchte hier auf zwei Beispiele kurz eingehen: Die Kindersterblichkeit innerhalb des deutsch jüdischen Milieus und die eheliche Fruchtbarkeit der Frau - beides charakteristische Merkmale des besonderen deutsch jüdischen Familienlebens.

Sinkende Säuglingssterblichkeit wird oft als wichtiges Merkmal der Modernisierung betrachtet. Die jüdische Säuglingssterblichkeit aber war schon Anfang des 19. Jahrhunderts niedriger als die der allgemeinen Bevölkerung in Deutschland, egal, ob man die Angaben für die östlichen, die westlichen oder die südwestlichen deutschen Provinzen beobachtet. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war die jüdische Säuglingssterblichkeit, gemessen an 100 ehelichen, lebendgeborenen Kindern unter einem Jahr, fast immer niedriger und oft viel niedriger als die der allgemeinen oder nicht jüdischen Bevölkerung, auch außerhalb Deutschlands. Für Deutschland wie auch für Rußland, die österreichische Monarchie, England oder die Vereinigten Staaten war das ebenso richtig, auch wenn man ausschließlich Zahlen für Großstädte benutzt, also für St. Petersburg, Budapest, Amsterdam, London, New York oder Baltimore. Überdies sank die jüdische Säuglingssterblichkeit während dieses Zeitabschnitts überall schneller und regelmäßiger als die der Nicht-Juden. Unter den »Vermittlungsgliedern«, die die unterschiedlichen Raten der Säuglingssterblichkeit erklären sollen, ist der Wohlstand der Eltern ohne Zweifel ein Schlüsselement. Schon damals wurde die Frage immer wieder diskutiert, ob und inwieweit die besonderen wirtschaftlichen und sozialen Eigenschaften der Juden für ihre demographische Eigenart verantwortlich waren. Da ich aber nochmals die Daten geprüft habe, würde ich jetzt behaupten, daß der Unterschied zwischen Juden und Nicht-Juden in bezug auf die Kindersterblichkeit sicherlich nicht völlig auf Wohlstandsunterschiede zurückzuführen ist.

Die niedrigen Kindersterblichkeitsziffern bei Juden sind sowohl in Städten, wo ihr gesicherter sozialer Status und ihr Reichtum wohlbekannt oder sogar notorisch war, wie zum Beispiel in den Hauptstädten des deutschen

Tabelle 1:  
Jüdische Säuglingssterblichkeit in ausgewählten europäischen Städten;  
spätes 19. Jahrhundert bis 1913

Städte	Periode	Säuglingssterblichkeit (pro 1000 Lebendgeborene)	
		Juden	Gesamt- bevölkerung
St. Petersburg	1905-1909	11,7	26,2 <sup>o</sup>
	1910-1914	7,8	24,4 <sup>c</sup>
Krakau	1891-1893	14,8	20,6
	1901-1904	13,0	17,2
	1905-1909	11,4	16,4
Budapest	1894-1896	15,9	27,1
	1897-1899	12,2	18,8
	1900-1902	9,7	15,3
	1903-1910	9,5	16,2
München	1894-1897	7,1	28,6
	1898-1901	11,4	27,4
	1902-1905	8,1	23,2
Frankfurt a.M.	1891-1895	7,7	16,2
	1896-1899	7,9	15,8
	1900-1904	8,5	16,1
	1905-1909	6,5	14,2
	1910-1913	4,6	11,1
Amsterdam	1901-1905	9,2	12,5' <sup>o</sup>
	1906-1909	7,5	9,2 <sup>o</sup>
	1910-1913	5,8	7,1 <sup>c</sup>
London	1903	12,8	16,1

c = Nicht-Juden

Quellen: Nach U.O. Schmelz, *Infant and Early child Mortality among the jews in the Diaspora*, Jerusalem 1971.

Tabelle 2:  
Kindersterblichkeit (unter 15 Jahren) in Preußen 1877.-1914

Jahr	Juden	Nicht-Juden	Abstand
1877	45,07	54,62	9,55
1880	42,83	53,94	11,11
1885	37,99	53,74	15,75
1890	31,88	52,67	20,79
1895	26,81	53,05	26,24
1900	23,26	50,84	27,58
1905	18,70	49,10	30,40
1906	18,58	53,10	34,52
1907	16,73	45,14	28,41
1908	16,62	45,81	29,19
1909	14,25	45,00	30,75
1910	13,01	43,99	30,98
1914	9,92	35,61	25,69

Quellen: nach Jakob Lestschinsky, »Probleme der Bevölkerungs-Bewegung bei den Juden«, Merton, 1925-1926.

Tabelle 3:  
Kindersterblichkeit (0-15) Berlin

Juden	Nicht-Juden
Jahre	Jahre
1880-1884 : 27,0	29,8 : 1876-1880
1885-1889 : 22,0	26,3 : 1885-1890
1890-1894 : 21,6	24,2 : 1891-1895
1895-1899 : 19,0	21,2 : 1896-1897
1900-1904 : 17,0	15,4 : 1900
1905-1909 : 16,1	15,6 : 1908
1910 : 13,5	15,0 : 1910

Quellen: Felix A. Theilhaber, in: ARGB 1912

Tabelle 4:  
Soziale Stellung der erwerbstätigen Juden im deutschen Reich 1907  
(von je 100)

Selbständige in Handel und Industrie	46
Freie Berufe	7
Angestellte	22
Gelernte Arbeiter	20
Ungelernte Arbeiter	5

Quellen: nach J. Segall, Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland, Berlin 1912, S. 70-71.

Tabelle 5:  
Säuglingssterblichkeit nach der beruflichen Stellung des Vaters,  
Preußen 1906/07

Selbständige in Handel und Industrie	14,5
Freie Berufe	9,5
Angestellte	11,6
Gelernte Arbeiter	15,4
Ungelernte Arbeiter	19,5

Quellen: R. Spree, Soziale Ungleichheit von Krankheit und Tod, Göttingen 1981, S. 173 (immer niedrigere Ziffern).

Reiches in Berlin, München und Hamburg, als auch in Städten, wo sie besonders arm waren, wie in Krakau, Budapest oder London, zu beweisen. (Tabelle 1).

Säuglingssterblichkeitsraten, die bei Juden und Nicht-Juden in Baltimore und in anderen amerikanischen Städten 1911-1915 und in Budapest 1926-1936 untersucht worden sind, zeigen niedrigere Ziffern für Juden aller sozialen Schichten, obwohl der jüdische Vorsprung in der Arbeiterklasse offensichtlich größer war als beim Mittelstand.

Parallele Untersuchungen für deutsche Städte habe ich leider nicht oder noch nicht gefunden. Aber mit Hilfe von berufs- und sozialspezifischen Säuglingssterblichkeitsziffern können wir inzwischen den folgenden Versuch unternehmen: Berechnen wir die Sterblichkeitsziffer für Säuglinge einer hypothetischen Schicht, die genau wie die deutsch jüdische Bevölkerung zur selben Zeit zusammengesetzt ist. Wenn man die bekannten Ziffern Segalls für die soziale Stellung der Juden in Deutschland 1907 leicht korn-

giert (siehe Tabelle 4), kann man nach Spree (siehe Tabelle 5) die Säuglingssterblichkeit einer so zusammengesetzten Gruppe kalkulieren. Das Ergebnis von 13,9 ist erheblich höher als die Säuglingssterblichkeit der jüdischen Bevölkerung am Anfang des Jahrhunderts, nicht nur in Frankfurt und in München, sondern auch in Krakau und Budapest. Die Ziffer ist der für die gesamte Kindersterblichkeit der Berliner Juden vor dem Ersten Weltkrieg ähnlicher (Tabelle 3). Es ist, glaube ich, nicht übertrieben anzunehmen, daß diese hypothetische Zahl um ungefähr 30% höher liegt als die wirkliche Zahl der Säuglingssterblichkeit bei deutschen Juden Anfang des Jahrhunderts.

„Wie aber haben die Juden ein so niedriges Niveau der Säuglingssterblichkeit erreicht? Hier liegt ein ganz dunkles Terrain. Von dem wichtigsten, oder zumindest dem konkretesten Vermittlungsfaktor der Säuglingssterblichkeit, nämlich der Säuglings-Ernährungsweise, wissen wir bei Juden beinahe nichts. Soweit ich weiß, gibt es bei Juden keine Stillhäufigkeitsstatistik. Sachverständige damals und heute erwähnen oft die offensichtlich bekannte Tatsache, daß die jüdischen Frauen ihre Kinder »durchweg« - so eine Quelle - gestillt haben. Nach der sozialen Stellung ihrer Ehemänner, ihrem Einkommen und nach den Wohnverhältnissen der jüdischen Familien ist eigentlich eine hohe Stillhäufigkeit bei Juden nicht zu erwarten. Die autobiographische Literatur ist in diesem Bereich genauso nutzlos. Ich habe nur einen Hinweis auf das Stillproblem gefunden, und zwar in den Memoiren von Rahel Straus. Sie erzählt, wie ihre stillende Mutter, die damals in Norddeutschland lebte, von ihren Verwandten und früheren Freundinnen in Posen mit Erstaunen beobachtet wurde. Dort benutzte man, laut dieser Geschichte, lieber polnische Ammen.

Die Stillhäufigkeitsfrage bei Juden, muß, fürchte ich, offen bleiben. Einen anderen Vermittlungsfaktor, nämlich die Erwerbstätigkeit der jüdischen Frauen, können wir etwas näher betrachten. Unter den 30% jüdischen Frauen, die 1907 berufstätig waren, waren die meisten entweder im Handel oder in der Bekleidungsindustrie tätig. Oft haben sie im Familiengeschäft gehoffen oder auf eigene Rechnung zu Hause gearbeitet. Sie konnten vermutlich auch während der Arbeit die Kinder pflegen, oft sogar auch stillen. Die meisten dieser Frauen waren aber sowieso unverheiratet. Eine berufstätige, verheiratete, bürgerliche Frau, und noch dazu eine Mutter, war eine Ausnahme in jüdischen Kreisen, vielleicht sogar mehr als bei Nicht-Juden.

Schon diese Einzelheiten, die klaren wie auch die fragwürdigen, deuten auf ein besonderes traditionelles Pflegeverhalten der jüdischen Familienmitglieder gegenüber Säuglingen und Kindern hin. Die daraus entstehende niedrige Säuglingssterblichkeit, so scheint es, war nicht an sich ein Ergebnis jüdischer Teilnahme an dem sogenannten sozialen Fortschritt, sondern ein traditionelles Element. Außerdem aber waren jetzt die Juden auch

bereit, neue moderne Elemente anzunehmen, um diese ihre schon immer niedrige Säuglingssterblichkeit weiter nach unten zu bringen. Sie haben vermutlich häufiger die moderne Medizin benutzt, eine Tatsache, die hier und da als eine Selbstverständlichkeit in der Literatur erwähnt wurde oder durch vereinzelte Beispiele gezeigt werden kann. In Bayern also waren 53 % der sterbenden katholischen Kinder, 60 % der evangelischen und 80 % der Juden in ärztlicher Behandlung. Es ist noch zu klären, warum unter den Juden die Annahme der medizinischen wissenschaftlichen Autorität so früh und so weitgehend verbreitet war, und es ist noch überhaupt nicht sicher, ob und wieweit sie sich auf die gruppenspezifische Säuglingssterblichkeit der Juden auswirkte.

Was aber als das entscheidende moderne Element in der Abnahme jüdischer Säuglingssterblichkeit wie auch im Prozeß der allgemeinen Rationalisierung ihres Familienlebens zu erblicken ist, war ihre sinkende eheliche Fruchtbarkeit. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit sind komplex und vielfältig. Einige schon erwähnte Faktoren, wie zum Beispiel Stillhäufigkeit oder die Verwendung moderner Medizin, haben Einfluß auf beides. Andere werden noch heute in der wissenschaftlichen Literatur heftig diskutiert. Jedenfalls bleibt es doch wahrscheinlich richtig, daß in Kleinfamilien die Möglichkeiten, ein Kind sorgfältig zu pflegen, besser waren als in Großfamilien. Der Rückgang in der deutsch jüdischen ehelichen Fruchtbarkeit, im Gegensatz zu der Entwicklung der Säuglingssterblichkeit, war aber ein völlig modernes Phänomen, das *gegen* bestimmte traditionelle Normen wirkte. Auch es sollte dem Ziel der schnellen und effizienten sozialen Mobilität nach oben dienen. Wenden wir uns noch kurz der Untersuchung dieses Phänomens zu.

Jüdische religiöse Vorschriften fordern frühe Ehe und regelmäßige, regulierte sexuelle Beziehungen in der Ehe, um kontinuierliche Fortpflanzung und höchstmögliche eheliche Fruchtbarkeit zu erreichen. Die Folge der generationenlangen Weiterführung dieser Vorschriften war die fast sprichwörtlich kinderreiche jüdische Familie. Verschiedene Gesetze und Staatsverordnungen haben die zentraleuropäischen Juden oft gezwungen, ihre Eheschließung doch zu verschieben und die Zahl ihrer Kinder zu beschränken. Dennoch war das Heiratsalter der Juden bei Männern und Frauen fast überall niedriger als das parallele Durchschnittsalter der Gesamtbevölkerung, und bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts war die durchschnittliche Kinderzahl bei jüdischen Ehen höher als bei den nicht-jüdischen.

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts war das Verhältnis von Geburten zu Ehen für die preußische Gesamtbevölkerung 4,3, während es für die Juden noch 5,2 war. Bis in die siebziger Jahre waren die Zahlen für Juden

Tabelle 6:  
Kinderzahl pro Ehe nach der Konfession (Preußen)

Jahre	Juden	Prot.	Kath.
1875-1879	4,5	4,5	5,3
1880-1884	4,3	4,5	5,2
1885-1889	3,9	4,2	5,2
1890-1894	3,3	4,2	5,2
1895-1899	3,0	3,9	5,1
1900-1904	2,8	3,8	5,3
1906-1909	2,4	3,3	5,2
1912	2,1	3,0	4,9

Quellen: H. Rost, Geburtenrückgang und Konfession, Köln 1913, S. 26/7; Nitze

und Protestanten in der Provinz Posen zum Beispiel 4,87 bzw. 4,13 , und sogar in Berlin lag diese Rate für Juden 1875-1881 noch bei 4,6. Um 1880 aber kehrte sich die Situation um, als die Rate für Juden schnell und kontinuierlich zu sinken begann (Tabelle 6). Um die Jahrhundertwende lag die sogenannte »Kinderzahl pro Ehe« bei Juden nur noch bei 2,8 im Vergleich zu 4,4 bei Nicht-Juden. Das war ein einmaliger Umwandlungsprozeß, der sich ohne und sogar gegen traditionelle Normen rasch und gründlich durchgesetzt hatte. Er zeigt die Fähigkeit der jüdischen Familie, sich vollständig zu modernisieren auch in Bereichen, in denen sie keinen ursprünglichen traditionellen Vorsprung hatte.

Geburtenraten für Großstädte sind meistens eindeutig und leicht zugänglich. Leider aber sind sie angesichts der Besonderheiten jüdischer Heiratsgewohnheiten für unsere Zwecke nicht oder nur zum Teil verwendbar. Eine andere Fruchtbarkeitsmessung, die schon in sich Heiratsraten wie auch Säuglingssterblichkeit einschließt, ist vielleicht geeigneter, nämlich das Verhältnis zwischen der Zahl der Kinder unter 5 Jahren und der verheirateten Frauen in gebärfähigem Alter. Kalkuliert für Hamburg und München 1900 bzw. 1905 sind die jüdischen Raten um 28 % niedriger als die nicht jüdischen. Berliner Zahlen der ehelichen Fruchtbarkeit für Juden und die Gesamtbevölkerung sind in Tabelle 7 zu überprüfen. Obwohl bei beiden ein starker Abstieg der ehelichen Fruchtbarkeit leicht merkbar ist, haben die Juden in *diesem* Zeitabschnitt die Rate um 44%, die Nicht-Juden nur um 28 % heruntergebracht. Tabelle 8 zeigt diese Ergebnisse in noch einer anderen Perspektive. Der Vorsprung der Juden, besonders der sogenannten einheimischen Juden, ist auch hier klar zu beobachten. Dieser relative Vor-



Tabelle 7:  
Eheliche Fruchtbarkeit - Berlin  
(Geburten pro 1000 Frauen 15-50)

Jahre	Juden	Gesamtbevölkerung
1880	100,8	105
1895	67,5	95,8
1900	60,8	84,3
1905	56,8	75,6

Quellen: Felix A. Theilhaber, Das sterile Berlin, Berlin 1913, S. 69.

Tabelle 8:  
Prozentverteilung »Kinder-System« im deutschen Reich (ausgewählte  
Berufsgruppen) - Eheschließungs-Jahre 1907 und früher

	0	1	2	3	4	5+
Gesamtbevölkerung	9	10	15	14	12	40
Großstadt-Bev.	12	13,5	18	16	12	29
Freiberuf Rechtsanwälte	13	15	27	23		
Mittl. Kaufm. Angest.	12	23	27	17		
Arbeiter	7	12	18	16		
Juden (Reich)	14	16	26	18	10	16
Juden (Großstädte)	15	17	27	18	9,5	14
Juden (einheimische)	16	19	29	18	9	9,5

Quellen: Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 451, Heft 5, S. 21; R. Spree, Soziale Ungleichheit, S. 181.

sprung scheint, wie bei der Säuglingssterblichkeit, ganz auffallend zu sein, obwohl er in diesem Fall von der sozialen Lage der Juden offenbar viel stärker und eindeutiger abhängig war.

Die Frage ist hier auch »wie«, oder »wieso«: wieso waren die Juden in der Lage, ihre traditionelle kinderreiche Familie innerhalb von 50 Jahren in eine moderne, zielbewußte, aufstiegsorientierte Kernfamilie umzuwandeln, und dies sogar 20 bis 40 Jahre früher als die Nicht-Juden? Bei der Säuglingssterblichkeit konnten wir eine Kontinuität von der Prä-Moderne bis in das 20. Jahrhundert zeigen. Hier aber, im Fall des Fruchtbarkeitsrück-

gangs, scheint das traditionelle Element überhaupt nicht vorhanden zu sein. Dennoch ist es vielleicht möglich, den jüdischen Vorsprung hier auch durch eine Kombination spezifischer jüdischer »Vorteile« und allgemeinen modernen Verhaltens zu erklären. Die notwendigen Daten existieren nicht. Hier aber sind einige hoffentlich nicht ganz unwahrscheinliche Vermutungen.

Erstens ist die immer wieder in der Literatur erwähnte jüdische »Enthaltbarkeit« zu nennen. Sie ist wahrscheinlich als solche eine Legende, aber wenn man die jüdischen religiösen sexuellen Vorschriften genauer beobachtet, sieht man, daß sie eigentlich sehr planmäßig kalkulierte, ja für ihre Zwecke stark rationalisierte sexuelle Beziehungen verlangen. Ein jüdisch-orthodoxes Ehepaar soll regelmäßig, um die »Dinei Nidah« richtig zu erfüllen, zwei Wochen jeden Monat - dieselben zwei Wochen natürlich - völlig auf das Geschlechtsleben verzichten. Das Ergebnis sollte eine höchstmögliche eheliche Fruchtbarkeit sein; die Voraussetzungen waren jedoch:

1. ein *praktisches*, wenn auch nicht wissenschaftliches *Verständnis* des Frauenfruchtbarkeitszyklus, und
2. die Möglichkeit, sexuelle Beziehungen nach den Vorschriften *regelmäßig* zu führen.

Beide Voraussetzungen konnten dem jüdischen Ehepaar vermutlich auch dann nutzen, wenn es sich nicht wegen der religiösen Vorschriften, sondern wegen ihrer Familienplanung danach richten wollte.

Als ein modernes, gegen die Tradition wirkendes Element haben die Juden sicherlich erst die verspätete Heirat benutzt. Aber merkwürdigerweise heirateten schon wieder Anfang des 20. Jahrhunderts die deutschen Jüdinnen - wenn auch nicht die deutschen Juden - im Durchschnitt früher als nicht jüdische Frauen. Das mittlere Heiratsalter preußischer Frauen 1901-1904 war 25,7, und in Berlin war es noch 1894-1897 27,5. Das mittlere Heiratsalter der Jüdinnen in Berlin 1910 war aber nur 24,3. Auch andere Untersuchungen von großstädtischen und dörflichen Gemeinden am Ende des 19. Jahrhunderts deuten auf ein modernes jüdisches Heiratsverhalten hin. Die Fruchtbarkeit wurde dann schon höchst wahrscheinlich nicht mehr hauptsächlich durch das Heiratsalter, sondern mit modernen Verhütungsmitteln eingeschränkt.

Die Daten sind ungenügend und fragwürdig, aber die allgemeinen Geburtenzahlen und Fruchtbarkeitsraten, der Verstärkerungsgrad der Juden, die Bildungsrate jüdischer Frauen, und die schon erwähnte große Autorität der modernen Medizin unter ihnen, könnten diese Hypothese stützen.

Um es zusammenzufassen: Die Hauptmethoden der Geburtenkontrolle bei den Juden, die ihre niedrige Fruchtbarkeit erklären können, waren wahrscheinlich auf der einen Seite die immer bekannte und in einer verkehrten Weise traditionell ausgeübte jüdische »Enthaltbarkeit« und auf

der anderen Seite die modernsten zur Verfügung stehenden Verhütungsmittel. Die charakteristische Mischung von alten und neuen Zügen diktierte die Entwicklung auch in diesem intimen Bereich und hat den Juden hier auch zu ihrem Modernisierungs-Vorsprung verholfen. Die jüdische Familie hat alles getan, um nicht durch zu viele Kinder wirtschaftlich und gesellschaftlich belastet zu sein und um den kommenden Generationen trotz aller Schwierigkeiten die allerbesten Möglichkeiten für ihre weitere soziale Mobilität zu schaffen.

Man kann andere Beispiele bringen, die die Fähigkeit der deutsch-jüdischen Familien zeigen, sich schnell zu modernisieren, sich an die Forderungen des modernen sozialen Lebens anzupassen. Dies waren in der Tat nur selten Entwicklungen, die zu einer weiteren *Assimilation* der individuellen Juden verholfen haben. Sie waren aber immer wichtig für ihre kollektiven Bestrebungen, in einer modern gewordenen Gesellschaft weiter aufzusteigen. Ihre Position als Minderheit, unter dem ständigen doppelten Druck, eine Gruppenidentität zu behalten *und* sich an die allgemeine Gesellschaft zu assimilieren, schaffte also sowohl die *Motivation* wie auch die *Hilfsmittel*, in dieser heranwachsenden Gesellschaft außerordentlich erfolgreich zu sein. Die deutschen Juden, immer noch an der entfernten Hoffnung der vollen sozialen Gleichberechtigung festhaltend, hatten ihren sozialen Erfolg als Zeichen der Assimilation verstanden. Sie konnten damals nicht ahnen, wie nutzlos und sogar gefährlich dieser Erfolg sich erweisen würde, und als sie dies begriffen hatten, war es für die meisten schon viel zu spät.



---

Mack Walker

# Die Salzburger Exulanten als Sozialgeschichte:

Ein Berliner Forschungsbericht

## I. Einführung

Die Emigration der etwa 20.000 Salzburger Exulanten und deren Ansiedlung - größtenteils in Preußisch-Litauen - in den 1730er Jahren wurde in der zeitgenössischen Publizistik ausführlich erörtert. Sie ist auch von Historikern bis in unsere Tage häufig beschrieben worden, überwiegend von konfessionellen, politischen oder verwaltungsgeschichtlichen Standpunkten her. Absicht meiner Untersuchungen war es festzustellen, wie und wie weit die dadurch reichlich erzeugten Quellen für gesellschafts- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse über die damalige bäuerliche Schicht genutzt werden können. Jedoch sollte ich mit einer Skizze der äußeren Umstände und Ereignisse in Salzburg und Preußen beginnen.

## II. Gesamtpolitische Umstände

*A. Im Salzburgischen* Diese Emigration war das Resultat von bestimmten, bewußten Entscheidungen des 1727 geweihten Erzbischofs Firmian. Es gab zwar mehrere Vorläufer und Voraussetzungen, die ein Historiker heranziehen kann und soll, dennoch sollte man nicht zu dem Schluß kommen, daß diese Emigration irgendwie historisch festgesetzt oder vorprogrammiert worden ist. Ohne diese erzbischöfliche Entscheidung wäre sie nicht zustande gekommen.'

Das Hauptauswanderungsgebiet waren die Gebirgsländer des Pinzgau und besonders des Pongau, etwa 75 km (heutzutage) südlich der Stadt Salzburg. Dort war die Gegenreformation (im 16. und 17. Jahrhundert) nie gründlich durchgeführt worden. Die Landeskirche war natürlich katholisch, und die Landstädte, wo die Kirchen, Priester und Verwaltungsleute eigentlich saßen, waren auch katholisch. Die Bauersleute aber waren und sind breit verstreut in den Bergen auf eigenen Familiengehöften, selten in Dörfern, deshalb kirchlich oder politisch damals schwer zu erfassen. Auch wirtschaftlich lebten sie ziemlich unabhängig von den Städten und kamen selten dorthin. Umgekehrt wurde die Pastorenarbeit in diesen fernen, schwer erreichbaren Gebirgsgegenden meistens vernachlässigt oder versäumt. Die Spaltung zwischen Stadt und Land fiel mit einer religiösen Spaltung zusammen. Und die Gebirgsleute begannen sich, mit der Zeit und mit wachsender

Deutlichkeit, als Protestanten zu sehen, wie die anderen deutschen Protestanten, in Gegensatz zu den Katholiken der Hauptstadt und der Landstädte.

Hauptgegenstand dieser Verbindung und Selbsterkennung waren das Buch - und das Lied; besonders aber das protestantische Buch, das vorgelesen und worüber in der Familie und in kleinen nachbarschaftlichen Familiengruppen diskutiert wurde. Als anthropologische Symbole oder Toteme der Salzburger Protestanten sehe ich ohne Zweifel und Zögern das Buch und das Kind: die Familie und das geschriebene Evangelium. Fast alle der bildlichen Vorstellungen oder Darstellungen der Exulanten enthalten diese beiden Elemente.<sup>2</sup> Und das Buch kam aus dem Norden - aus Augsburg (einer konfessionell immer aufgehetzten Stadt), aus Nürnberg (einem Vorposten des norddeutschen Protestantismus) und aus Regensburg (Sitz des Reichstags und daher des corporis evangelicorum, des protestantischen Gremiums der Reichsstände und der Reichspolitik). Ein illegaler Handel mit solchen Büchern wurde von Krämern, Kaufleuten und Kuhlhändlern getrieben - Katechismen, Andachtsbücher von Arndt, Luther und vielen anderen, meist orthodoxen Protestanten.

Damit habe ich die zerstreuten geographischen und politischen Verhältnisse und das zusammenfassende Symbol des Buches erwähnt; dazu kommt nun noch ein demographischer Faktor, allenfalls eine Beobachtung: Aus einer genauen Untersuchung der Bevölkerung eines Tals dieser Gegend (des Kleinarltals, Gericht Wagrain) ergibt sich, daß die Bevölkerung dieses Tales in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts, und gerade 1732, im Emigrationsjahr, am dichtesten war in der gesamten Zeit von 1620 bis 1920. Nach der Auswanderung wurde die Bevölkerungszahl völlig stabil durch zwei nachfolgende Jahrhunderte - ein Zeichen dafür, daß es damals übervölkert war. Noch treffender: die Heiratsziffern der 1720er Jahre waren die *höchsten* dieser ganzen drei Jahrhunderte (nur die der 1680er Jahre waren ähnlich), *aber* die Geburtenziffern waren die *niedrigsten* seit fünfzig Jahren - eine Konjunktur von vielen Heiraten und wenigen Geburten, was immer, meines Erachtens, nicht nur wirtschaftliche Bedrängnisse bezeugt, sondern auch schwierige intime geschlechtliche und psychologische Bedrängnisse. (Dabei war der Anteil außerehelicher Geburten seit fünfzig Jahren stets gestiegen; das hat sich auch in den 30er Jahren zugespitzt, und nach der Austreibung fiel er scharf ab bis auf ein Drittel der vorhergehenden Häufigkeit.)<sup>3</sup>

Die politischen und auch die konfessionspolitischen Vorstadien der Vertreibung in Salzburg und im Reich werde ich hier übergehen. Erzbischof Firmian wollte unbedingt die Ketzerei in Salzburg vernichten; die protestantischen Bauern erwarteten seitens der protestantischen Reichsstände in Regensburg und anderswo Unterstützung. Den Versammlungen, die von

katholischen Missionspredigern und Behörden veranstaltet wurden, folgten nun Versammlungen, die von protestantischen Bauernführern organisiert waren.<sup>4</sup>

Also kurz: Ende Oktober 1731 erließ der Erzbischof ein Patent, wonach er »diese unruhigen seditiosen und widersässigen Leut nunmehrö gänzlich und von der Wurtzel aus vertilgen« wollte. Es mußten alle nichtangesessenen Protestanten binnen acht Tagen »mit tragender Sach und Pack ausziehen«. Angesessene Bauern und Bürger hatten, je nach Steuerleistung, ein bis drei Monate Zeit dazu.<sup>5</sup> Das war nicht schön, und viele der Bauern haben es auch nicht geglaubt. Aber im November schon erreichten zwei Salzburger Bauernemissäre, über Regensburg vermittelt, Berlin. Ziehen wir also jetzt nach Preußen.

**B. Im Preußischen** Zuerst *eine* kleine Rückblende. Es ist wohlbekannt, wie schon der Große Kurfürst um 1685 die französischen Hugenotten aufgenommen und nach Berlin und anderswohin gebracht hat. Aber dieses war nicht nur ein Stück kameralistischer Innenpolitik: es war auch ein hochpublizierter Versuch, Brandenburg als Führer, Hauptschützer und Spitze des deutschen Protestantismus darzustellen; das wurde damals sofort und überall verstanden.<sup>6</sup> Diese zwei Fäden, Ansiedlungs- und deutsche Konfessionspolitik, könnte man sehr weit in die Zukunft verfolgen - bestimmt aber bis zum Enkel des Großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Hier aber zur Bevölkerungspolitik': Seit dem Dreißigjährigen Krieg und insbesondere seit dem Anfall der Pest, des Schwarzen Todes (etwa 1708-1710), gab es in Ostpreußen eine sehr augenfällige Unterbevölkerung.

Die Pest hatte ungefähr ein Drittel der Bevölkerung Ostpreußens weggefegt; am schwersten betroffen war die östliche Gegend - Preußisch-Litauen, östlich von Königsberg, wo Dreiviertel (ca. 150.000) der Menschen an der Pest starben. Das war ein sichtbarer und materieller Verlust.

Etwa 8.000 Bauernstellen lagen wüst, unbebaut und damit unfähig, Steuergelder in die königlichen Finanzkassen einzuliefern. Die preußische Krone setzte dann eine ernste »Peuplierungspolitik« ein; sie holte Einwanderer aus der Schweiz, aus der Pfalz, auch aus Nassau, Hessen und aus dem Magdeburgischen. Es war aber sehr schwierig, diese Politik in Ostpreußen durchzusetzen, und gegen Ende der 1720er Jahre hatte der König die Unternehmung fast aufgegeben. Dann erfuhr er von der salzburgischen Sache, und er schaltete sich sofort ein: wenn diese Leute Asyl brauchten, ließ er alle Welt wissen, stand Preußen bereit, es anzubieten.

Er schickte Kommissäre südwärts, um sich mit den Leuten in Kontakt zu bringen; und er veröffentlichte einen Erlaß (7 II 32), der die Salzburger Vertriebenen als preußische Untertanen anerkannte und sie definitiv einlud, sich in Ostpreußen anzusiedeln, und das unter sehr günstigen Bedingungen. *Damit* setzte die salzburgische Auswanderung wirklich ein.

Trotzdem war es eine Vertreibung. Die ersten Kolonnen waren schon damals unterwegs, durch Süddeutschland irrend - Kaufbeuren, Memmingen, Augsburg und Tübingen. Das erzeugte große Aufregung in der öffentlichen Meinung, in der Beamten-tätigkeit Salzburgs und Preußens, in der Juristenpolitik in Regensburg und anderswo. Und daher kommt der Quellenreichtum: die Exulanten wurden überall gezählt, verhört, klassifiziert - als sie Salzburg verließen, in den süddeutschen Städten verweilten, durch ganz Deutschland marschierten und als sie in Berlin, Königsberg, Stettin und Memel ankamen.

Zuerst wurden sie in den salzburgischen Gerichten gezählt und in Listen eiygetragen: Name, Ehestand, Namen und Alter der Kinder, Geburt und Herkunft, wieviel Geld sie mitnehmen wollten; welche Güter damit leer wurden und wieder verkauft werden durften. Gastgebende Städte in Süddeutschland haben fast das gleiche getan. Überall wurden sie verhört über ihren Glauben, denn nur als Angehörige einer der drei verfassungsrechtlich anerkannten Konfessionen (lutherisch, reformiert, katholisch) kam es ihnen zu, frei auswandern zu dürfen, ihr Eigentum frei zu veräußern und den Erlös aus dem Erzbischoftum zu bringen oder nachschicken zu lassen. Die preußischen Beamten waren dann schnell dabei festzustellen, aufzuschreiben und nach Berlin zu berichten: wieviel Geld die Exulanten hatten und was sie an Hof und Gut, an aktiven Schulden, an Kleidern sogar, hinterlassen hatten - um das nachholen zu können, aber auch um zu erfahren, was dieses eigentlich für Leute waren. Eine besondere königlich-preußische Kommission wurde nach Salzburg geschickt, um als Bevollmächtigte die zurückgelassenen Güter zu verkaufen, um gerichtliche Prozesse zu veranlassen und um das Geld nach Preußen zu holen.

Aus diesen Quellen habe ich versucht, einiges von der Gesellschaftsstruktur, den Familienverhältnissen, den wirtschaftlichen Formen und Verhältnissen herauszukristallisieren. Die Gesamtzahl der Emigranten aus Salzburg betrug etwas über 20.000; davon konnte man 1734 12.000 fest angesiedelt in Preußisch-Litauen zählen. Die Gesamtziffern interessieren mich wenig, denn es ist unmöglich, eine so große Menge Menschen nach Einzelheiten zu erforschen oder sie genau zu betrachten; zu diesem Zweck mußte ich einen besonderen Aufbau bzw. eine besondere Gliederung wählen.

### III. Der »Kern« als Forschungsmethode

Hier lehne ich mich an die archäologische Forschungsstrategie des *core* an. Darunter verstehe ich, wenn man eine größere Fundstelle entdeckt hat, gräbt man einen Schacht senkrecht durch die Stelle um festzustellen, was die allgemeineren Forschungsmöglichkeiten und -deutungen sind. Ich habe also versucht, eine gewisse *Gruppe* von Menschen zu identifizieren und zu



begrenzen, die ich verfolgen kann, vom Bauern-Sein im Salzburgischen bis zum Bauern-Sein in Ostpreußen; und dies in möglichst allen Einzelheiten. Wo die Quellen und die Zeit das erlauben, verbreitere ich dann mit statistischen Mitteln bestimmte *Elemente* ihrer Erfahrungen und Situationen auf eine größere Zahl von Menschen. Dieses Verfahren ist teils durch die vorhandenen Quellen bedingt, teils durch meine bewußten Zwecke, teils durch die tatsächlichen gesellschaftlichen Gegebenheiten.<sup>8</sup>

Zunächst ist festzustellen, daß die Grundeinheit - gesellschaftlich, wirtschaftlich, kulturell - der einzelne Bauernhof und Familienbesitz ist: in Salzburg das *Gut* genannt, und dann in Ostpreußen, als man dort siedelte, der Bauernhof oder die Bauernstelle. Das geht aus allen Quellen hervor. Achtzig Prozent aller ausgewanderten Salzburger waren ständige Mitglieder eines solchen Gutes gewesen - überwiegend Familienmitglieder oder nahe Verwandte. Nur 20% waren Nichtangessene - nicht fest angestellte Dienstleute, Tagelöhner usw. Das spiegelt die eigentliche bäuerliche Bevölkerung überhaupt wider - nicht die städtische, diese ist etwas anders; aber die Städter waren meistens katholisch und wanderten nicht aus. Es handelt sich um mehr als 2.000 Güter im Auswanderungsgebiet. Und mit dieser Menge ist nichts Eingehendes anzufangen.

Nehmen wir also ein Gericht als Verwaltungs- und Quelleneinheit - ich habe aus den etwa zehn Möglichkeiten das St.-Johanner-Gericht ausgewählt. Diese Wahl könnte ich statistisch, geographisch oder anderswie erklären und verteidigen; hier bemerke ich nur, daß die Gegend von St. Johann sich in dieser Hinsicht nicht anders darstellt als die anderen Möglichkeiten, und daß wir durch Zufall, Verwaltungszufall, über St. Johann besonders gut informiert sind.

Wir wissen also von über 2.000 vertriebenen Menschen aus dem Gericht St. Johann; davon habe ich 227 Bauerngutsbesitzer festgestellt und identifiziert - Namen der Personen und Namen der Güter. Das wäre jedoch zuviel; außerdem möchte ich meiner gewählten Gruppe bis zur Ansiedlung in Preußisch-Litauen folgen. *Das* könnte ich mit 89 dieser gutsbesitzenden Bauernfamilien aus St. Johann. Doch diese Menge ist immer noch zu groß, und zudem möchte ich auch in Ostpreußen eine gewisse Gegend möglichst durchgehend erforschen, und diese 89 sind überall verstreut. Aber 30 von diesen wurden in einer Nachbarschaft, dem Amt Budwetschen, angesiedelt.

Das »core« besteht also aus den 30 Familien, die ich ziemlich genau verfolgen kann, von selbständigen Gutsbesitzern im St.-Johanner-Gericht in Salzburg bis zu Amtsbauern (meistens), die als Familien im Amt Budwetschen in Preußisch-Litauen angesiedelt und anerkannt waren (also *nicht*, weil sie repräsentativ sind - obwohl sie auch nicht exzentrisch sind - sondern, weil sie sich als solche untersuchen lassen). Von allen diesen 30 kann ich kleine Familiengeschichten zusammenbasteln; das habe ich auch, tabel-

lenweise, getan. Als Beispiel der Ergebnisse davon dürfte die Familie Matthias Anlasser stehen.

Matthias (oder Martin) Anlasser war 47 Jahre alt zur Zeit der Auswanderung, Besitzer des Gutes Zimmerberg in St. Johann, verheiratet mit Regina Merckelschwaiger - sie viel jünger als er, außergewöhnlich viel jünger - und ich *glaube*, daß dieser Matthias 1745 gestorben ist. Außergewöhnlich ist auch, daß Anlasser sein Gut verkaufen oder vielmehr die preußische Kommission es verkaufen konnte. Der eigentliche Wert, der Steuerfuß, betrug 1.165 Kaiserliche Gulden; das Gut wurde an Joseph Fend zu 450 Kfl verkauft, davon 50 Kfl bar, das übrige als Hoffnung - Zahlung verschoben.

Als ausgewandert waren registriert Matthias, Regina und eine kleine Tochter namens Maria. Es erscheint mir möglich, aus einigen Andeutungen im Protokoll, daß ein gewisser Hans Reuter, ledig, 25 Jahre alt, mit ausgewandert ist, und wenn ja, dann als Dienstmann am Gut Zimmerberg. Anlasser hat 175 Kfl bar mitgenommen, wovon 18 Kfl als Abzugsteuer von den salzburgischen Beamten einbehalten wurden.

Er und seine Familie wurden um das Dorf Leptuballen oder Plickten im Amt Budwetschen angesiedelt; wir finden ihn dort in den preußischen Prästationstabellen 1734, in den Generaltabellen 1736, und 1739 immer noch als Bauer oder Scharwerksbauer, mit einer Hufe Land - Saatland, Ackerland. Angesiedelt zu finden waren 1734: Mann und Frau, *zwei kleine* Kinder und *zwei* Dienstleute. 1739 hatte er ein großes und ein kleines Kind und wieder zwei Knechte oder Mägde.

Die Schuldverhältnisse Anlassers, aktiv und passiv, sind durch die Anforderungen oder Ansprüche bewiesen, die die preußischen Beamten (in den salzburgischen Gerichten im Namen Anlassers) eingetragen und ausgestellt haben. Anlasser hat behauptet (und *vielleicht* auch beweisen können), daß Michael Oberstaller zu Riedling ihm 36 fl (kaiserlich) schuldig war; Oswald Greiffenberger war ihm 100 fl schuldig (er war Besitzer des St.-Johanner Gutes Niederbanck); Martin Merckelschwaiger (mit demselben Namen wie Anlassers Frau) war ihm 50 fl schuldig.

*Gegen* Anlasser waren folgende Ansprüche erhoben: von Barbara Kesslerin, Ehefrau von Hans Nisslauer, 25 fl (eine Witwe höchstwahrscheinlich aus St. Johann; sie hatte viele andere Forderungen); Rupp Geyer, 50 fl; Joseph Schleiminger 100 fl (Schleiminger vom Gut Altach, der außerdem ziemlich viele verschiedene Ansprüche gegen andere Emigranten erhoben hat); Maria Anlasserin - offenbar wieder eine Verwandte - wieder 100 fl.

In Ostpreußen mußte er 1734 12 Thaler (preußische) als Abgaben jährlich zahlen (für 30 Morgen Ackerland: 4 Thlr. Hufenzins, 4 Thlr. Getreidepacht, das heißt Fruchtteil in Geld umgerechnet, und 4 Thlr. Scharwerksgeld oder Dienstpflicht, auch in Geld umgerechnet).

Andere mögliche Beispiele wären: Der tüchtige Familienvater Rupp Geyer, der es bis zum Köllmer gebracht hat, mit 4 Hufen frei in Budwetschen; oder der Sonderfall Resch, außerehelich geboren, der sich nach einigen Jahren eigens eine Bauernstelle zu 2 Hufen angeschafft hat, die Zehendorfer-Burgschwaiger Angelegenheit, eine Verwitwungs- und Amalgamierungsgeschichte.

Die Ausarbeitung dieser kleinen Familiengeschichten dürfte das interessanteste der ganzen Übung sein; sie macht dem Forscher die ganze Geschichte viel konkreter und glaubhafter. Mit diesen »Kern«-Geschichten versuche ich dann, menschliche, familiengeschichtliche Dimensionen anzudeuten, aber auch Spuren davon zu entdecken, was die allgemeinen und statistischen Fakten bedeuten können; auch Hinweise darauf, zu welchen Fragen es eigentlich interessant und praktisch sein mag, die vielen Fakten und Zahlen heranzuziehen; anders gesagt: was bedeuten diese eben gegebenen Einzelheiten in einem größeren gesellschaftshistorischen Bild?

#### IV. Die bäuerliche Gesellschaftsgliederung Salzburgs

Fangen wir mit einigen der möglichen Seitengalerien des »core« an, um die ländliche Verfassung Salzburgs etwas zu erforschen und darzustellen.

##### 1. Die Nichtangesessenen

Von den Nichtangesessenen kann man verhältnismäßig wenig wissen: weder die salzburgischen noch die preußischen Behörden haben sich mit diesen Leuten viel befaßt (was auch seine Bedeutung hat), und das meiste, was wir von ihnen wissen, kommt aus den Listen, die die Stadtschreiber oder Magistrate in Süddeutschland verfaßt haben. Aus diesen Listen erkenne ich namentlich 321 St.-Johanner, wahrscheinlich 60 bis 80 % einer vermuteten Gesamtzahl von etwa 500 dortigen Menschen dieses Standes. Fast alle

##### Tabelle I.

Die Nichtangesessenen aus St. Johann (in Kaufbeuren, Dez. 1731), nach J.J. Moser, *Das Neueste von denen Salzburgerischen Emigrationsactis* (2 vols. Fft/M., 1732-33), II, pp. 80-97).

A. <u>Nach Alter</u>			B. <u>Nach Stand/Beruf</u>	
1-12	Jahre alt	8	Bauern-/Dienstknecht	133
13-20		67	Bauern-/Dienstmagd	64
21-30		142	Bauemsohn	7
31-40		63	Handwerker	13
41-50		23	Tagwerker	5
51-60		16	Sonstiges	16
61-70		2		238
		321		

waren nicht verheiratet. Die Altersverhältnisse, wo bekannt, sind in der Tabelle I.A. aufgeführt. Berufsstand oder Beschäftigung sind, wenn angegeben, aus Tabelle I.B. ersichtlich. Von den 327 sind 116 als weiblich erkenntlich, etwas mehr als ein Drittel.

Diese Ergebnisse bewirken kaum Überraschungen. Die Frage bleibt: was wird, was wurde aus den älteren Knechten und Mägden? Ich kann nur raten, ob und wie viele gestorben, abgewandert oder fest an einem Bauernhof angestellt worden sind - oder einfach immer noch in Salzburg waren, als diese Listen erstellt wurden, oder auch ganz dageblieben sind. Nun ist hier noch zu bemerken, daß 62 dieser Nichtangesessenen Schuldansprüche erhoben haben, meistens in geringen Höhen, meistens gegen Gutsinhaber: also verdientes, aber ungezahltes Lohngeld.

## 2. Der bäuerliche Haushalt

Nun zum eigentlichen Bauerngut und der Bauernwirtschaft. Wie sah das aus?

Erstens ist zu bedenken, daß die Landschaft *sehrgebirgig* und die Güter breit und vereinzelt über die Berghänge, die engen Täler und die wenigen Hochebenen verstreut sind. Das *Flachland* des St.-Johanner Salzachtals dürfte nur 500 m breit sein und eineinhalb Kilometer lang, also sehr wenig Platz, um richtig Getreide anbauen zu können. Das wären die reicheren Talbauern; ich vermute, es dürfte nicht mehr als 20 bis 30 davon gegeben haben.

Hauptgegenstand der Landwirtschaft waren Grasflächen, also Wiesen und Weiden, und das Hornvieh; die charakteristische Ernährung der Leute war auf Fleisch, Milch, Käse und Butterschmalz aufgebaut. Die Bauernfamilien lebten nicht in Dörfern - dafür wäre das ewige Klettern zu lästig gewesen - sondern jede auf ihrem Gut. Zu jedem Gut gehörten ziemlich gleichmäßig: Wohnhaus, Scheune (für Heu und Geräte), Viehstall - meistens zwei oder drei Gebäude. Nun, wie groß waren die Güter, wie sahen sie aus, wie wurden sie erlebt?

Der preußische Kommissar Plotho und seine Nachfolger haben von zurückgelassenem Eigentum Inventare aufgenommen; ich habe vielleicht 20 davon. Diese sind aber sehr verschieden konzipiert und eingetragen, man kann sie nicht arithmetisch zusammenfügen oder direkt daraus ein repräsentatives salzburgisches Bauerngut auswählen. Stattdessen werde ich nur versuchen, die ungefähren *Proportionen* von verschiedenen Arten von Eigentum festzustellen, dann die *Eigentumseinheiten* erwähnen und deren Werte anführen und daraus dann ein von mir erfundenes, aber doch quellenbezogenes, glaubhaftes Bauerngut entwerfen - und zwar folgendermaßen:

Von den 12 St.-Johanner Bauerngütern, die die preußischen Beamten

verkaufen konnten, war das allermittelste an Wert das von Simon Schernberger: Gut Niederstallen. Das liegt noch jetzt auf einem Berghang kurz über dem Tal: einige Wiesen, von Schluchten getrennt. Leider haben wir keine detaillierte Beschreibung des damaligen Gutes und dessen Zugehörigkeit; wir wissen aber, daß der Steueranschlag oder Steuerwert im Jahr 1732 2.805 fl betrug. Plotho hat es verkaufen können zu 900 fl - etwa einem Drittel des früheren Wertes - wovon er 100 fl Bargeld und 800 fl »Erwartung« bekam (was der Schernberger selbst bekam, weiß ich nicht).

Was dürfte ein solches Gut enthalten haben; aus was dürfte es bestanden haben? Von fünf Gütern, von denen mir einige Einzelheiten bekannt sind, kann ich errechnen, daß die Immobilien 81% des Gesamtwertes ausmachen (wovon ungefähr ein Fünftel auf die Gebäude entfällt, der Rest auf das Land). 5% des Gesamteigentums besteht aus Saat und Getreide, 6% aus lebenden Tieren, 6% aus Werkzeugen und Haushaltsgeräten. Woraus bestand das Eigentum, zu welchen Werten? Dazu siehe Tabelle II.A., in der ich die häufigsten Eigentumsarten und deren ungefähre Werte angedeutet habe.

## Tabelle II

A. Eigentumsarten und -werte, St. Johanner Bauerngüter (nach den Quellen geschätzt: GStAPK KDK Rep 5 Tit 21 Nr 15 vols 1-3, passim; Gerhard Göcking, *Vollkommene Emigrations-Geschichte von denen aus dem En Bisthum Salzburg vertriebenen und in dem Königreich Preussen grössesten Theils aufgenommenen Lutheranern*. (2 Bde. Fft/M. 1734-37), I, 233-34, 597-98.)

Ackerland:	1 Jauch	100-150 Kfl.
Wiesenwachs:	1 Morgen	40-70
Weide:	pro Vieh	30
Kuh		10-15 Kfl.
Kalb		2-8
Zugvieh		10
Pferd	bis	50
Schaf		1
Weizen, angebaut, Scheffel		4 Kfl.
Hafer		1-2
Roggen (Korn)		2
Erbsen		1
Gersten		1/2
Linsen		1

Das ist alles sehr ungenau, meist nach Augenmaß, denn ich möchte den trügerischen Eindruck der Genauigkeit oder Ausführlichkeit vermeiden. Dennoch erlaube ich mir, daraus ein Bauerngut zu entwerfen, das man vor 1731 zu 2.800 fl hätte kaufen oder vielmehr besitzen können (Tabelle II.B.).

Eine nicht sehr befriedigende Darstellung, doch wäre es keine Überraschung, sollte ein solches Inventar auftauchen. Die eigentliche Überraschung wäre, wenn die Ziffern sich richtig summierten, was sie auch hier nicht tun.

### 3. Die Schuldenstruktur

Dies ist ein äußerst interessantes aber auch sehr umständliches Problem, das ich hier nicht angemessen darstellen kann. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Kredit, als Geld ausgedrückt - also Schuld - ein sehr wichtiger und allgegenwärtiger Bestandteil dieser Gesellschaft war, daß aber Geld als angelegtes oder geborgtes Kapital, obwohl vorhanden, sehr selten war. Und daß Frauen etwa ein Drittel dieser Schuldenstruktur innehatten, meistens als Gläubigerinnen.

Tabelle II.

B. Entwurf eines St.-Johanner Bauerneigentums

#### 1 Immobilien

Haus, Scheune, Stall	450
Land: 5 Jauch Ackerland (2,4 ha)	750
8 Morgen Wiesenwachs (2,5 ha)	400
Weide für 20 Vieh	600
Holz-Schachen	<u>100</u>
	1850

#### 2. Mobilien

Lebendige Fahnis	
10 Kühe	120
2 Ochsen	20
7 Kälber	35
Paar Schweine & Geflügel	<u>5</u>
	180

#### Tote Fahnis

Anbau: 50 Scheffel im Felde	80
Geräte: Pflug, Rechen,	
Sensen, Hausgeräte usw.	<u>170</u>
	250

## V. In Preußisch-Litauen

Fahren wir jetzt mit nach Preußisch-Litauen, nach Memel und Tilsit, östlich vom Churischen Haff. Die Salzburger wurden ziemlich breit über die litauischen Distrikte verstreut. Sehr wenige kamen in die Städte - weniger als 10 %, und dies meist vorübergehend; noch weniger kamen an Adelsgüter: es gab nur wenig Landadelige in dieser Gegend, und diese waren meistens mit den Königsbeamten verfeindet. Ich werde also die Leute, die in Städten oder an Adelsgütern ansässig wurden, fast ganz außer acht lassen.

Ich möchte hier nur vier Hauptklassen oder Stände der angesiedelten Landbevölkerung nennen. Erstens die *Köllmer*, ein Sammelbegriff, worunter ich die Bauern bringe, die als freie Eigentümer zu betrachten sind: erbfreie Bauern, die ihr Land mit Geld gekauft haben und die daher frei von den meisten Abgaben und Diensten waren. Zweitens Scharwerksbauern oder einfach *Bauern*, Familien, die Hof, Land, Vieh usw. vom König erhielten und dafür beträchtliche Abgaben leisten mußten. Drittens *Gärtner*, die mit Wohnung und einem Stückchen Land fest oder vertragsmäßig ansässig waren, besonders als Arbeitskräfte auf den königlichen Domänen oder Vorwerken; und viertens bewegliche Tagelöhner oder »Losgänger«. Die Köllmer waren sehr selten - etwa ein Zehntel der Festangesiedelten -, und von den (auch wenigen) Gärtnern und Tagelöhnern wissen wir wenig; das folgende bezieht sich meistens auf die Scharwerksbauern.

Den Gesamttabellen und Berichten der königlichen Behörden traue ich nicht sehr. Von den etwa 230 (227) bekannten St.-Johanner Bauernfamilien habe ich, wie gesagt, 89 in Litauen gefunden, als Bauern angesiedelt: 80 als einfache oder Scharwerksbauern und 9 als Köllmer. Sie wurden über 17 Ämter verteilt; doch 51 dieser Familien, mehr als die Hälfte, waren konzentriert in den südöstlichen Ämtern Budwetschen, Dörschkehmen und Grumbckokeiten, eine etwa 30 x 15 km große Fläche entlang der polnisch-litauischen Grenze. Dazu kamen 16 Familien in den angrenzenden Ämtern Lappöhnen und Saalau. Diese waren fast alle einfache Bauern (bis auf Rupp Geyer).

Dabei soll man sich bewußt bleiben, daß die Salzburger auch da immer eine Minderheit waren. In Budwetschen zum Beispiel, wo besonders viele Salzburger Bauern waren, gab es 1736 (siehe Tabelle III.A.) neben 59 Salzburger Bauern 103 früher eingewanderte deutsche und 115 litauische Familien.

Anderswo gab es auch Polen und französisch-sprechende Schweizer, also eine bunte Volksmischung. Jedoch an Integrierungsproblemen findet man überraschend wenig - einen einzigen Fall, wo ein Salzburger Bauer offiziell als »schlechter Bauer« genannt wird, da er »mit den Litauern nie auskommen wird«. Die Behörden mußten über jeden Bauern aussagen und berichten, ob er ein guter oder ein schlechter Bauer sei. Von 12.000 (12.094)

## Tabelle III.

A. Bauemstellen in Amt Budwetschen, 1736 (1740), nach Horst *Kenkel, Amtsbauern und Kölmer im nördlichen Ostpreußen um 1736* (Hamburg, 1972).

(1 Hufe = 30 Morgen = 15,65 ha. = 39 acres US)

Amtsbauern:	
Salzburger	59 auf 59 Hufen Land
Nassauer	61
Ansbacher	5
Pommer	11
Halberstadter & Magdeburg.	16
	103 auf 109
Litauer	115 auf 153
Köllmer	21 auf 72

Bauern, über die ich Nachricht habe, wurden 90% der Salzburger als gute Bauern genannt, 83 % der Schweizer und anderen Deutschen und 86 % der Litauer. Daraus kann man schließen, daß die Salzburger gar nicht schlecht integriert wurden.

Geklagt haben von den Salzbergern nicht wenige - »verwöhnte, unruhige Köpfe«, heißt es. Diese wollten dem König in Preußen keinen Eid leisten - Abgöttereit - oder sie wollten die schriftlichen Beweise ihres zurückgelassenen Eigentums nicht den Behörden übergeben; das Essen war schlecht, sie haben nicht alles bekommen in Litauen, was ihnen versprochen worden war, und einige junge Leute »liefen gar aus dem Dienste«. Aber weit sind sie nicht gelaufen - wohin denn auch? Damit komme ich zu den materiellen Umständen, unter welchen sie lebten oder leben sollten.

Hier wiederum sind die Ziffern und die möglichen Kalkulationen unerschöpflich. Das königliche Patent hat versprochen, jeden Scharwerksbauer auf einer Hufe auszurüsten, wie in Tabelle III.B. zu sehen ist, dazu einige Jahre Abgabefreiheit oder -verminderung.

Diese Ausrüstung blieb (streng genommen) königliches Eigentum, und was die Leute tatsächlich bekommen haben, ist eine andere Frage, doch wurde das als Norm angesehen; auch stimmt es recht gut überein mit neueren empirischen Forschungen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Ostpreußens zu dieser Zeit<sup>9</sup> Aus den Steuertabellen wissen wir auch, was jeder Bauer, jeder einzelne Bauer, aus jedem Grundstück erzeugen können sollte an Roggen, an Gerste und an Hafer. Sehr differenziert, sehr kompliziert. Auf all das gehe ich hier nicht ein. Nur ein paar Bemerkungen:

Erstens war dies ganz offenbar für die Salzburger eine neue Art von



## Tabelle III.

B. Den Salzburgern versprochene Ausrüstung je Hufe, nach dem königlichen Patent von 2 II 1732. J.J. Moser, *Reichs-Fama XI* (Frankfurt, 1732), pp. 701-707.

2 Pferde (mit Geschirr)  
 2 Ochsen  
 2 Kühe  
 1 Wagen  
 Pflug  
 Egge  
 1 Sense

Als Saat:  
 60 Scheffel Roggen  
 18 " Gerste  
 40 " Hafer  
 2 " Erbsen

Landwirtschaft. Hier wurde Getreide erzeugt (übrigens fast kein Weizen, also nur Schwarzbrot) zum Verkauf und Export. Die Abgaben wurden in Geld umgerechnet (obwohl die Salzburger nach Sondervertrag das Recht behielten, in Naturalien zu zahlen). Die salzburgische Viehhaltung kam fast nicht in Frage, nur zum Familiengebrauch und auch davon für die Salzburger schmerzhaft wenig.

Dementsprechend bestanden die Grundstücke fast alle aus Ackerland: wenig Holz, fast keine Wiesen. Doch waren die Landflächen viel größer als zum Beispiel mein salzburgisches Modell. Und von den Köllmem ausgehend: wenn man die Flächen- und Geldeinheiten umrechnet und vergleicht (allerdings ein sehr unsicheres Verfahren), ergibt sich, daß eine Flächenmenge (eine Hufe), für welche ein Köllmer in Litauen 110 fl zahlen mußte, in Salzburg vor 1730 etwa 3.000 gekostet hätte. Diese ganze Bewegung hatte also einen gewissen volkswirtschaftlichen oder demographischen Sinn, eine Ausgleichung zwischen Menschenwert und Bodenwert. Konkreter gesehen: wenn ein Salzburger nur einen Bruchteil seines einheimischen Eigentums retten konnte, war er in Preußen gar nicht schlecht gestellt.

Übrigens: wenn wir die Preise der Köllmer-Stellen mit deren verminderten Ausgaben vergleichen, sehen wir, daß ein Käufer dabei fast genau 5 % jährlich für sein angelegtes Kapital erhalten hat. Das war auch genau der übliche Kapitalzins in Salzburg. Und die meisten Köllmerlandbesitzer scheinen wohlhabende Preußen, jedenfalls nicht-salzburgische Deutsche gewesen zu sein, woraus wir etwas vom damaligen Kapitalmarkt ersehen.

Eine Wiederherstellung des Amtes Budwetschen im einzelnen als Parallelgalerie zu der vom Gericht St. Johann werde ich hier unterlassen. Einiges

ist schon gesagt worden. Sehr auffallend noch sind diese Ziffern: von 36 Salzburger Familien, die 1734 litauische Bauernstellen hatten, waren 33 (= 92 %) schon in Salzburg Bauerngutsbesitzer gewesen (davon 26 aus St. Johann). Also wesentlich *nur* vormalig unabhängigen salzburgischen Bauern wurden ostpreußische oder allenfalls Budwetschensche Bauernstellen zugeteilt. Noch 1739 wurden 47 von 59, also 80 % der Stellen, von vormaligen Bauerngutsbesitzern oder -witwen oder -söhnen bearbeitet. Äußerst wenig »Mobilität« hat sich also aus der Emigration ergeben - ob wegen einer bewußten preußischen Politik, ob wegen der Selbsteinschätzungen und Standeserwartungen der Bauern selbst, stelle ich dahin; sie sind kaum zu unterscheiden.

Neben den 277 Bauernstellen und 21 Köllmerbesitzern gab es in Budwetschen 2 königliche Vorwerke. Diese waren größere staatliche Güter, an königliche Beamte verpachtet, die zugleich als Verwaltungs- und Steuereinnahmungsstellen dienten. Jedes hatte eine feste Bevölkerung von etwa 70 Leuten - Schreiber, ein paar Handwerkerfamilien, Krüger, Hirte, usw.; die landwirtschaftliche Arbeit dort wurde von Gärtnerfamilien und Tagelöhnern betrieben - offenbar war kein oder wenig eigentliches Scharwerk seitens der Bauern dabei.

Der durchschnittliche Haushalt der salzburgischen Bauern in Budwetschen enthielt zwei Eltern, drei Kinder (davon die Hälfte arbeitsfähig), und 2 %s Dienstleute (die auch Verwandte sein durften). Das bedeutet, im Vergleich zu Salzburg, schätze ich, *weniger* Kinder zu Hause und mehr Dienstleute - also etwas mobiler, weniger familienzentrisch. Jedoch gehört ein mir interessanter Vorbehalt dazu: daß zum Beispiel eine Schwester, die Tante geworden ist, danach als Dienstmagd eingetragen werden kann.

Die kulturellen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche dieser Salzburger Exulanten sind schwer zu erkunden, nicht zuletzt deshalb, weil die Behörden und besonders die Geistlichen nur das bemerkt und berichtet haben, was ihnen merkwürdig erschien, oder auch was sie zu sehen erwarteten.<sup>10</sup> Das meiste ist vorstellbar, gegenüber dem Ganzen dürfte man skeptisch bleiben. Diese Beobachtungen ermöglichen uns dennoch einige Vergleiche zwischen der eigentlichen salzburgischen und der formellen Kultur Ostpreußens: daß diese Salzburger alle, auch preußische Pfarrer, mit »Du« angedredet haben, (grobe Leute); daß sie sehr fromme Leute waren und brav orthodox protestantisch; daß sie sehr stolz waren über ihre ordentlich aufgestellten Reihen von Erbauungsbüchern. Aber dann etwa auf die Frage: »Warum hast du dieses papistische Skapulier aus Salzburg mitgebracht und behalten?« »Nur als Spottgegenstand, weil die Katholischen da zu Hause ihm wunderbare Heilungskräfte zuschreiben, die Abergläubigen.« Hochzeits- und Beerdigungsbräuche: festliche Prozessionen, Festmahl, dann die ganze Nacht Singen und Vorlesen; so auch zu Weihnachten. Frage: »Warum

trägt die Braut immer Weiß, und warum reitet sie immer auf einem weißen Schimmel zum Hause des Bräutigams?» Antwort: »Daß wissema au net.«

Aber ehrlich, arbeitsam, geduldig seien sie gewesen: vielleicht übermäßig dem Trinken und dem Ehebruch zugetan; aber doch waren die preußischen Geistlichen sehr zufrieden, daß diese Leute sich total von der päpstlich-heidnischen Kultur Salzburgs distanziert hatten.

Einmal, als Beispiel zum Schluß, hat eine Gruppe Salzburger einem neugierigen Pfarrer ein Lied vorgesungen, um zu zeigen, was für gotteslästerliche Dummheiten die Katholiken getrieben hatten: ein Lied, das die Päpstlichen bei der Arbeit, daheim in Salzburg, bei der Arbeit in Feld und Wald, immer gesungen hätten. Es fing so an:

O Tannenbaum, o Tannenbaum, du bist ein edler Zweig,  
Du grünest Winter und Sommer,  
und auch zur Frühlings-Zeit

und das böse Lied endete so:

Schön überaus, o werthes Haus, wir grüssen dich von fern  
Leucht uns, in dieser Pilgerfarth, allzeit du Morgen-Stern<sup>2</sup>.

Und als die Bauern das vorsangen, pries der Pastor Breuer Gott, daß solche heidnischen Wendungen jetzt bei ihnen der Vergangenheit angehörten und überwunden waren, und daß ihre Geschichte so geendet hat.

## Anmerkungen

- 1 The best-informed general history of the expulsion, though with strong Protestant tendency, remains Carl F. Arnold, *Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern*, 2 T. (Halle, 1900-1901); more recently Gerhard Florey, *Geschichte der Salzburger Protestanten und ihrer Emigration 1731 /32* (Wien, 1977).
- 2 Angelika Marsch, *Die Salzburger Emigration in Bildern*, 2d. ed. (Weissenhorn/Bayern, 1979); Gerhard Göcking, *Vollkommene Emigrations-Geschichte von denen aus dem ErzBisthum Salzburg vertriebenen... Lutheranern*. 2 vols. (Frankfurt, 1734-1737).
- 3 Matthias Schönberger, »Bevölkerungsstatistik eines Salzburger Gebirgstales, 1621-1920«, *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* LVI (1926), pp. 271-278.
- 4 Göcking, *Emigrations-Geschichte...!* (Frankfurt, 1734), pp. 766-772; Johann J. Moser, *Teutsches Staats-Recht*, X (Leipzig, 1743), pp. 391-397; Moser, *Von der Landeshoheit im Geistlichen* (Frankfurt 1773), pp. 243-244; Moser, *Reichs-Fama*, X (Frankfurt, 1732), pp. 260-262; Gertraud Schwarz-Oberhummer, »Die Auswanderung der Gasteiner Protestanten unter Erzbischof Leop. Anton von

- Firmian,« in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* LXXXXIV (1954), pp. 15-22.
- 5 Original and a revised text in Göcking, *Emigrations-Geschichte, I*, pp. 787-797, 818-820.
- 6 Moser, TSR X, pp. 278-302; Moser, *Von der Landeshoheit im Geistlichen*, pp. 849-858; Max Lehmann, *Pretßben und die katholische Kirche, 1640-1740*(Leipzig, 1878), passim.
- 7 The standard authorities here are: Max Beheim-Schwarzenbach, *Friedrich Wilhelms I Kolonisationswerk in Litauen, vornehmlich die Salzburger Kolonie* (Königsberg, 1879); Rudolph Stadelmann, *Friedrich Wilhelm I in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preussens* (Leipzig, 1878); August Skalweit, *Die ostpreussische Domänenverwaltung unter Friedrich Wilhelm I. und das Retablisement Litauens* (Leipzig, 1906).
- 8 The biographical, family, social, and economic observations that follow are derived from a variety of published and archival sources of information that I have itemized, reconstituted, and compiled for the purpose of this analysis. I shall name these source generally here, but shall not try to cite them in detail for specific points of the analysis: Hermann Gollub, *Stammbuch der ostpreußischen Salzburger* (Gumbinnen, 1934); Horst Kenkel, *Amtsbauern und Kölmer im nördlichen Ostpreussen um 1736*(Hamburg, 1972); Herbert Nolde, *Alphabetisches Register der Personennamen in den Salzburger Emigrationslisten* (Göttingen, 1972); Fritz Schütz, ed. »Haupt-Register von denen sämtlichen nach Preussen gekommenen Saltzburgischen-Emigranten ... Gumbinnen den 20 Augusti 1756« (Gumbinnen, 1913); and from the Prussian State Archive in Berlin/Dahlem the following: GStA Pk XX HA Rep 100A Nr. 153 I-II, Salzburger Emigrationsliste; GStA Pk KDK Rep 5 Tit 21 Nr. 15 I-III, Acta, wegen Liquidation der von den Salzburgern in ihrem Vaterlande zurückgelassenen Forderungen ... GStA Pk HA Pt Budwitschen II-III, Prästationstabellen 1734, 1739.
- 9 Especially Friedrich-Wilhelm Henning, *Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen in Ostpreussen im 18. Jahrhundert* (Würzburg, 1969).
- 10 Testimony on these points was collected and published by Göcking, II (Frankfurt, 1737).
- 11 Op. cit. pp. 297-300, 305-309, 344-345. Questions and answers are as reported in substance; dialect inserted by M. W. so as to reconstitute direct speech.
- 12 Op. cit. pp. 302-303.

## Autoren des Bandes



*Philippe Ariès*, geboren am 21. Juli 1914 in Blois, Frankreich, nach dem Studium der Geschichte und Geographie von 1943 bis zur Pensionierung 1979 Directeur du centre de documentation de l'Institut Français de recherches fruitières d'outre-mer. Daher nennt er sich in seiner Autobiographie zu Recht »Un historien du dimanche« (1980). Seine für die »histoire de la mentalité« grundlegenden Werke (»Histoire des populations françaises et de leurs attitudes devant la vie depuis le XVIII<sup>e</sup> siècle«, 1948; »L'Enfant et la Vie familiale sous l'Ancien Régime«, 1960; »L'Homme devant la mort«, 1977) entstehen in dieser Zeit. 1978 wird er Directeur d'Etudes an der École des Hautes Etudes en Sciences Sociales, Paris.



*Wladyslaw Bartoszewski*, geboren am 19. Februar 1922 in Warschau. Schriftsteller, Historiker. Dr. phil. h.c. der freien Polnischen Universität in London. Seit 1973 Assistenz-Professor für Zeitgeschichte Polens und Mitteleuropas an der Katholischen Universität Lublin (Polen). Seit 1969 Vorstandsmitglied, seit 1972 Generalsekretär des Polnischen PEN-Zentrums. Mitgründer (1978) und Professor der »Fliegenden Universität« in Polen. Lehr- und Forschungsgebiete: Geschichte des Zweiten Weltkriegs, Holocaust, polnisch-deutsche Beziehungen. Ehrentitelträger »Gerechte unter den Völkern der Welt« (Jerusalem 1963); ausgezeichnet u.a. mit dem Gottfried von Herder-Preis (Hamburg-Wien 1983). Im Wintersemester 1983/84 und Sommersemester 1984 Gastprofessor am Geschwister Scholl-Institut für Politische Wissenschaft der Universität München. Ständiger Wohnsitz: 02-635 Warszawa, Karolinki 12, Polen.



*Jean Bollack*, geboren am 15. März 1923 in Strassburg. Studium der klassischen Philologie, modernen Literatur und Philosophie in Basel, Paris und Strassburg. Habilitation (doctorat d'état) über Empedokles, Paris 1965. Lehrt seit 1958 an der Universität Lille. Professor der griechischen Literatur. Leiter des dort neu gegründeten »Centre de Recherches Philologiques« (C.N.R.S.) und Leiter der Forschungsgruppe zur Sozialgeschichte der Philologie am Maison des Sciences de l'Homme (Paris). Gastprofessor an der Freien Universität Berlin, 1956-58, 1966; Mitglied des Institute for Advanced Study, Princeton, 1970/71. Adresse: Université de Lille III, Domaine Universitaire Littéraire et Juridique, S.P. 18, F-59650 Villeneuve d'Ascq.



*Giuliano Crifid*, geboren am 3. Juni 1934 in Rom, Dr.jur., Professor für Römisches Recht an der Universität Perugia, Direktor der Accademia storico-giuridica costantiniana. **Hauptforschungsgebiete:** Freiheit in der Antike; Wirtschaft, Politik und Recht; Juristen als Intellektuelle und Politiker; Rhetorik, Topik und Jurisprudenz in ihrer geschichtlichen Entwicklung, insbesondere Vico-Studien; Familien- und Obligationenrecht. Herausgeber der »Opere complete di Pietro Bonfante«. Adresse: Via Francesco dall'ongaro 38, I-00152 Rom.

---

*Dietrich Dörner*, geboren 1938 in Berlin, aufgewachsen in Berlin und Düsseldorf. Nach dem Abitur in Düsseldorf und Wehrdienst Studium der Psychologie in Kiel. Nach dem Studium wiss. Assistent an der Universität Kiel. Arbeitsgebiet: Denkprozesse beim Problemlösen. In Kiel Promotion 1969 und Habilitation 1973. Danach ein Jahr a.o. Professor am Psychologischen Institut der Universität Düsseldorf; ab 1974 o. Professor für Kognitionspsychologie an der Universität Gießen. Seit 1979 Inhaber des Lehrstuhls Psychologie II »Allgemeine Psychologie und Methodenlehre« an der Universität Bamberg. Arbeitsgebiet: Psychologie des Denkens, Handelns, Planens und Entscheidens. Adresse: Universität Bamberg, Lehrstuhl für Psychologie II, Feldkirchenstr. 21, 8600 Bamberg.

*Yehezkel Dror*, geboren 1928 in Wien, lebt in Israel seit 1938. Professor der Politischen Wissenschaften und Wolfson Professor für Öffentliche Verwaltungslehre an der Hebräischen Universität von Jerusalem. Hauptforschungsgebiet: Policy-Wissenschaften. Adresse: Department of Political Science, The Hebrew University, Jerusalem 91905, Israel.



*Wolfgang Fietkau*, geboren am 12. April 1941 in Hamburg. Ware nach dem Abitur gern »Gelehrter« geworden. Darum statt Jura laufbahnunschlüssiges Studium in Germanistik, Romanistik, Philosophie, Allgemeiner und Vergleichender Literaturwissenschaft in Köln, Berlin, Wien und Paris. 1966-71 Mitarbeiter Peter Szondi. Tätigkeiten als Übersetzer. Promovierte mit einer komparatistischen Studie über Baudelaire, Marx, Hugo und Proudhon (»Schwanengesang auf 1848«). Seit 1975 an der Universität/GHS Essen im Fach Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (Wiss. Ass.). Forschungsinteressen: Die Verflechtungen von Geschichte, Literatur, Wissenschaft und Wissenschaftstheorie. Schwerpunkte: Literatur- und Wissenssoziologie. Derzeit beschäftigt mit Studien zur Verrechtlichung des Bewußtseins sowie zur französischen Literatur der III. Republik. Adresse: Bredeneyer Str. 18, 4300 Essen.



*Eckart Frehland*, geboren am 27. September 1942 in Magdeburg. Habilitation für Theoretische Biophysik 1976. Seit Ende 1978 Heisenberg-Stipendiat, Universität Konstanz. Forschungsgebiete: bis 1973 Allgemeine Relativitätstheorie, seit 1974 Problemstellungen aus dem Bereich der biologischen Physik mit Schwerpunkt stochastische Transportvorgänge. Adresse: Bagnatosteig 8, 7750 Konstanz 18.



---

*Bruno Fritsch*, geboren am 24. Juli 1926 in Prag. Ord. Professor für Nationalökonomie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Co-Direktor des Instituts für Wirtschaftsforschung der ETH Zürich. Lehrtätigkeit an folgenden Universitäten und Hochschulen: Universität Basel (1958/59), Technische Hochschule Karlsruhe (1959-63), Universität Heidelberg (1963-65). Gastprofessor an folgenden Universitäten: Harvard University, Summer School (1963, 1967, 1969 und 1974), Collège d'Europe Bruges (1960-65), Australian National University, Canberra (1971) sowie am Salzburg Seminar (1977 und 1982). Hauptforschungsgebiete: Weltwirtschaft, Energieprobleme in Entwicklungsländern, Weltmodelle, Systemtheorie. Adresse: WIF - ETH-Zentrum, CH-8092 Zürich, Schweiz.

*Raymond Geuss*, geboren 1946 in USA, hat 1971 an der Columbia University (NYC) promoviert und ist zur Zeit Associate Professor of Philosophy, Princeton University. Er arbeitet auf dem Gebiet der Sozialphilosophie. Adresse: Department of Philosophy, Princeton University, 1879 Hall Princeton, N.J. 08544, U.S.A.



*György Konrad*, geboren 1933 in Debrecen. Literaturstudium in Debrecen und Budapest. Berufe: Zeitschriften- und Verlagsredakteur, Sozialarbeiter, Stadtsoziologe. Bisher drei Romane veröffentlicht: *Der Besucher* (1969), *Der Stadtgründer* (1973), *Der Komplize* (1978) und zusammen mit Iva Szelényi das sozialtheoretische Essay *Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht* (1974); diese Bücher sind im Suhrkamp Verlag erschienen, ebenso wie ein neues Essay 1984 dort erscheinen wird. Während des Aufenthaltes in Berlin beim Wissenschaftskolleg beendete er einen neuen Roman. Ständiger Wohnsitz in Budapest.



*Wolfgang Kraus*, geboren am 13. Januar 1924 in Wien, 1947 Dr. phil. Seit 1946 Lektor in Wiener Verlagen, kulturpolitischer Mitarbeiter, Kritiker und Essayist verschiedener Rundfunkstationen, Zeitschriften und Zeitungen in Österreich, der Bundesrepublik und der Schweiz. Langjähriger Leiter der Diskussionssendung »Jour fixe« im Österreichischen Fernsehen. Gründer und Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, eines der aktivsten Begegnungszentren der schöpferischen Intelligenz aus West und Ost. Autor der Bücher: »Der fünfte Stand, Aufbruch der Intellektuellen in West und Ost«, Bern 1966; »Die stillen Revolutionäre«, Wien 1970; »Kultur und Macht, Die Verwandlung der Wünsche«, Wien 1975; »Die verratene Anbetung, Verlust und Wiederkehr der Ideale«, München 1978; »Die Wiederkehr des Einzelnen, Rettungsversuche im bürokratischen Zeitalter«, München 1980; »Nihilismus heute oder die Geduld der Weltgeschichte«, Wien 1983.



*Christian Graf von Krockow*, geboren 1927 in Ostpommern. Studium 1947-54 in Göttingen und Durham/England. Promotion Dr. phil. 1954 (Soziologie, Philosophie, Staatsrecht). 1961 Professor für Politikwissenschaft Pädagogische Hochschule Göttingen. 1965 o.ö. Professor für Politikwissenschaft in Saarbrücken, 1968 in Frankfurt/Main. Seit 1969 freier Wissenschaftler und Publizist, wohnhaft in Göttingen. Honorarprofessor Universität Göttingen (1981). Buchveröffentlichungen (u.a.): Die Entscheidung - Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger, Stuttgart 1958. Reform als politisches Prinzip, München 1976. Herrschaft und Freiheit - Politische Grundpositionen der bürgerlichen Gesellschaft, Stuttgart 1977. Warnung vor Preußen, Berlin 1981. Scheiterhaufen - Größe und Elend des deutschen Geistes, Berlin 1983. Gewalt für den Frieden? - Die politische Kultur des Konflikts, München 1983.



*Stanislaw Lem*, geboren 1921 in Lvov, Polen, lebt in Krakau. Nach dem Studium der Medizin wurde er in den vierziger Jahren Schriftsteller. Er ist Gründungsmitglied der Polnischen Astronautischen Gesellschaft und Mitglied der Polnischen Gesellschaft für Kybernetik. Seine Bücher sind in fast dreißig Sprachen übersetzt worden und reichen von Science-fiction Kurzgeschichten, Theaterstücken, Parodien, philosophischen Abhandlungen bis zu Aufsätzen zur Literaturkritik.



*Odo Marquard*, ord. Professor für Philosophie an der Universität Gießen: geboren am 26. Februar 1928 in Stolp/Pommern, Promotion in Freiburg/Br., Habilitation in Münster/Westf. Aus der hermeneutischen Schule kommender Skeptiker. Bücher u.a.: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie (1973); Abschied vom Prinzipiellen (1981). Adresse: Nelkenweg 27, D-6300 Gießen.



*Orest Ranum*, geboren 1933 in Lyle, Minnesota, USA. Professor für Neure Europäische Geschichte und Chairman des Department of History an der Johns Hopkins University, USA. Forschungsschwerpunkt: Französische Geschichte des 17. Jahrhunderts, historisches Denken und politische Kultur; la vie privée. Adresse: The Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland, 21218, USA.



*Agnes Sâgvâri*, geboren 1928 in Budapest. Universitätsstudium in Budapest der Fächer Ökonomie und Geschichte; Habilitation in Moskau. Oberdirektorin des Archivs der Hauptstadt Budapest. Veröffentlichungen u.a.: Les capitales de l'Europe, München-Budapest, 1980; Die Geschichte einer Hauptstadt, Budapest, 1973; Typisierung der Hauptstädte Europas, Thyssen-Serie, Köln, 1983; Quellen zur Stadtgeschichte Budapests 1950-1960 (in Druck).

---

*Pierangelo Schiera*, geboren am 15. August 1941 in Como (Italien). Staatsexamen in Jurisprudenz 1963 an der Università Cattolica in Mailand. Erlangung der Dozentur 1971. Mitarbeiter des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient und Mitherausgeber der »Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento - Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient«. Adresse: Italienisch-Deutsches Historisches Institut in Trient, Villa Tambosi, I-38050 Villazzano (Trento).

*Nicolaus Sombart*, geboren am 10. Mai 1923 in Berlin. 1952 Promotion in Heidelberg bei Professor Alfred Weber summa cum laude (Staatswissenschaften). Forschungsschwerpunkt: Kultursoziologie. Seit 1954 im Europarat tätig, zuletzt Leiter der Kulturabteilung. Lehraufträge und Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten (Ulm, Freiburg, Wuppertal). Ab 1983 Lehrauftrag an der Freien Universität Berlin. Mitglied des PEN-Clubs.

*Joseph Szövéry*, geboren am 19. Juni 1920 in Klausenburg/Siebenbürgen; amerikanischer Staatsbürger. Mediävist, Komparatist und Volkskundler. Richard-Merton-Gastprofessor an der Freien Universität Berlin, Fellow und Project Director, *Dumbarton Oaks Center of Byzantine Studies* (Harvard University) in Washington D.C.; Mitglied der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft und der Connecticut Academy of Arts and Sciences, Mitglied der School of Historical Studies, Institute for Advanced Study, Princeton, N.J., Guggenheim Fellow (New York, N.Y.). Hauptforschungsgebiete: lateinische Hymnendichtung, mittelalterliche Literatur, Germanistik, irische Studien und vergleichende Volkskunst (Erzählforschung).



*Josef Tal*, geboren 1910 in Pinne bei Posnan. Studium an der Staatlichen Musikhochschule Berlin. 1934 Auswanderung nach Israel. Seit 1961 Direktor des Israel Center for Electronic Music. 1965 wurde er Leiter des Musicology Department, Incumbent Arthur Rubinstein Cathedra an der Hebrew University, Jerusalem, wo er 1971 zum Professor ernannt wurde. Neben Symphonien, Streichquartetten, Klavierkonzerten und zwei Kurz-Opern komponierte er drei *Opern, Ashmedai, Massade* und *Die Versuchung*.



*Andrzej Tomaszewski*, geboren am 26. Januar 1934 in Warschau. Kunsthistoriker und Architekt. Professor der Architekturgeschichte und Denkmalpflege an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität Warschau. Mitglied des Komitees für Architektur und Städtebau der Polnischen Akademie der Wissenschaften. 1973-81 Direktor des Instituts für Architekturgeschichte, Städtebaugeschichte und Denkmalpflege der TU Warschau. Hauptforschungsgebiete: Bauarchäologie und Geschichte der romanischen Architektur, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Denkmalpflege. Adresse: Instytut Podstaw Rozwoju Architektury Politechniki Warszawskiej, ul. Koszykowa 55, 00-659 Warszawa, Polen.

---

*Shulamit Volkov*, geboren 1942 in Tel Aviv. Dissertation 1972 in Berkeley, USA. Seit 1972 Lecturer an der Tel Aviv University. 1977 Senior Lecturer. 1977-78 Visiting Fellow, St. Antony's College, Oxford. 1978-79 Acting Head des Instituts für Deutsche Geschichte, Tel Aviv. Seit 1980 Acting Head der School of History, Tel Aviv University. Adresse: School of History, Tel-Aviv University, Ramat-Aviv, 69987 Tel Aviv/Israel.

*Mack Walker*, geboren 1929 in Springfield, Mass., USA. Professor der europäischen Geschichte an der Johns Hopkins University, Baltimore. Spezialgebiet: Deutsche Sozial- und Verfassungsgeschichte. Adresse: Department of History, The Johns Hopkins University, Baltimore, Md. 21218, USA.

---

© 1984 by Wolf Jobst Siedler  
Verlag GmbH, Berlin  
und Wissenschaftskolleg zu Berlin  
- Institute for Advanced Study -  
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen  
Wiedergabe, vorbehalten  
Redaktion: Ingrid Rudolph  
Satz: Bonge & Partner, Berlin  
Druck: Druckerei Gerike, Berlin  
Buchbinder: Luderitz & Bauer, Berlin  
Printed in Germany 1984  
ISSN 0724-326X  
ISBN 3-88680-118-7